This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

**Usage guidelines**

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

**About Google Book Search**

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

**Über dieses Buch**

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

**Nutzungsrichtlinien**

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

**Über Google Buchsuche**

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

D88ba
tZ86
v.3

# THE DORSCH LIBRARY.

The private Library of Edward Dorsch, M. D., of Monroe, Michigan, presented to the University of Michigan by his widow, May, 1888, in accordance with a wish expressed by him.

~~843~~
848
D88
cZ

Der

# Bastard von Mauleon.

Von

37183

Alexandre Dumas.

---

Aus dem Französischen

von

Dr. August Zoller.

---

Neuntes bis eilftes Bändchen.

Stuttgart.
Verlag der Franckh'schen Buchhandlung.
1848.

848
D88ba
+Z86
v 3

## Neunundvierzigstes Kapitel.

### Der Bote.

Mauleon wohnte seit acht Tagen in der Gegend von Rennes, als eines Abends, in dem Augenblick, wo er, beladen mit einem gehörig vom herzoglichen Schreiber und dem Geschäftsführer von Frau Tiphaine Raguenel einregistrirten Sack Geld zurückkehrte, der gute Ritter, der sich eben zwischen der Stadt und dem Schloß befand, in einer von Hecken begrenzten Schlucht zwei Männer von seltsamem Aussehen und einer beunruhigenden Haltung erblickte.

„Wer sind diese Leute?" fragte Agenor seinen Knappen.

„Bei meiner Seele! man sollte glauben, es wären Leute aus Castilien!" rief Musaron, indem er nach einem Reiter und einem Pagen schielte, welche Beide kleine andalusische Pferde mit voller Mähne ritten und, die Pickelhaube auf dem Kopf, den Schild vor der Brust, sich an die Hecke angelehnt hatten, um die Franzosen zu betrachten und im Vorüberziehen zu befragen.

„In der That, es ist die Rüstung eines Spaniers, und die langen, feinen, flachen Klingen bezeichnen den Castilianer."

„Macht das nicht eine gewisse Wirkung auf Euch, Herr!" fragte Musaron.

„Ja, allerdings, doch dieser Reiter will, glaube ich, mit mir sprechen."

„Oder Euch Euren Sack nehmen, edler Herr. Zum Glück habe ich meine Armbrust."

„Laß Deine Armbrust in Ruhe; siehe, weder der Eine noch der Andere hat nach seinen Waffen gegriffen."

„Senor!" rief der Fremde spanisch.

„Sprecht Ihr mit mir?" fragte Agenor in derselben Sprache.

„Ja."

„Was wollt Ihr von mir?"

„Bezeichnet mir gefälligst den Weg zum Schloß Laval," antwortete der Reiter mit jener Höflichkeit, welche den Mann von Stand überall und den Castilianer insbesondere auszeichnet.

„Ich will das thun, Senor," sagte Agenor, „und ich kann Euch als Führer dienen; doch ich mache Euch darauf aufmerksam, daß der Herr des Ortes, der diesen Morgen einen Ausflug in die Nachbarschaft gemacht hat, abwesend ist."

„Es ist Niemand im Schloß?" rief der Fremde mit sichtbarem Aerger. „Wie? abermals suchen!" murmelte er.

„Ich habe nicht gesagt, es sei Niemand dort, Senor."

„Vielleicht mißtraut Ihr," sprach der Fremde, sein Helmvisir aufschlagend, denn dieses Visir war wie das von Manleon niedergelassen, eine kluge Gewohnheit, welche alle Reisende befolgten, die in jenen Zeiten des Mißtrauens und der Räuberei stets den Angriff und den Verrath fürchteten.

Doch kaum hatte der Castilianer sein Gesicht entblößt sehen lassen, als Musaron ausrief.

„Oh! Jesus!"

„Was gibt es?" frage Agenor erstaunt.

Der Fremde schaute auch verwundert über diesen Ausruf.

„Gildaz!" flüsterte Musaron seinem Herrn in's Ohr.

„Wer ist Gildaz?“ fragte Mauleon in demselben Ton.

„Der Mann, dem wir auf der Reise begegneten, und der damals Frau Maria begleitete; der Sohn jener guten alten Zigeunerin, die Euch in die Kapelle beschied.“

„Gottes Güte!“ murmelte Agenor von Bangigkeit ergriffen, „was wollen sie hier?“

„Vielleicht uns verfolgen.“

„Vorsicht!“

„Oh! Ihr wißt, daß es nicht nöthig ist, mir das zu empfehlen.“

Während dieses Gesprächs betrachtete der Castilianer prüfend den Ritter und den Knappen und wich allmälig furchtsam zurück.

„Bah! was kann uns Spanien im Mittelpunkt von Frankreich thun?“ sagte Agenor beruhigt, nachdem er einen Augenblick überlegt hatte.

„In der That, wir werden nur irgend eine neue Nachricht bekommen,“ sprach Musaron.

„Oh! das ist es, was mich beben macht. Ich fürchte mehr die Ereignisse, als die Menschen. Gleichviel, befragen wir ihn.“

„Seien wir im Gegentheil vorsichtig; wenn es Emissäre von Mothril wären!“

„Aber Du erinnerst Dich, diesen Mann bei Maria Padilla gesehen zu haben.“

„Habt Ihr nicht Mothril bei Don Federigo gesehen?“

„Das ist wahr.“

„Seien wir also auf unserer Hut,“ sprach Musaron, indem er wieder seine Armbrust vorzog, die sich am Bandelier schaukelte.

Der Castilianer bemerkte diese Bewegung und rief:

„Warum mißtraut Ihr? wir sind keine Feinde. Haben wir uns unhöflich gezeigt? oder ist es der Anblick meines Gesichts, was Euch mißfallen konnte?“

„Nein," stammelte Agenor, „doch . . . was wollt Ihr im Schloß des Sire von Laval?"

„Ich will es Euch sagen. Senor, ich muß einen Ritter aufsuchen, der bei dem Grafen wohnt."

Musaron schoß durch die Löcher seines Visirs einen sprechenden Blick auf seinen Herrn.

„Einen Ritter . . . wie heißt er?"

„Oh! Senor, verlangt nicht eine Indiscretion im Austausch für den Dienst, den Ihr mir leistet; ich würde sonst lieber warten, bis ein anderer, minder neugieriger Reisender auf dieser Straße vorüberkäme."

„Das ist wahr, Senor, das ist wahr, ich werde Euch nicht mehr befragen."

„Ich faßte eine große Hoffnung, als ich Euch mir in der Sprache meines Landes antworten hörte."

„Welche Hoffnung?"

„Die des raschen Gelingens meiner Sendung."

„Bei jenem Ritter?"

„Ja, Senor."

„Was kann es Euch schaden, wenn Ihr ihn mir nennt, da ich seinen Namen erfahren werde, sobald wir in's Schloß kommen?"

„Dann, Senor, bin ich unter dem Dache eines edlen Herrn, der es nicht dulden wird, daß man mich mißhandelt."

Musaron hatte eine glückliche Eingebung. Er war immer tapfer, wenn er vermuthete, es bedrohe seinen Herrn eine Gefahr.

Entschlossen schlug er sein Helmvisir auf und näherte sich dem Castilianer.

„Valga me Dios!" rief dieser.

„Guten Morgen, Gildaz," sprach Musaron.

„Ihr seid der Mann, den ich suche!" rief der Castilianer.

„Und hier bin ich," erwiederte Musaron, seine schweren Säbel aus der Scheide ziehend.

„Es handelt sich wohl hierum," sagte Gildaz; „ist dieser Edelmann Euer Herr?"

„Welcher Edelmann, welcher Herr?

„Ist dieser Ritter Don Agenor von Mauleon?"

„Ich bin es," sprach Agenor, „laßt hören! mein Schicksal gehe in Erfüllung, und es drängt mich, das Gute oder das Böse schleunigst zu erfahren."

Gildaz schaute sogleich den Ritter mit einer Art von Erstaunen an und fragte:

„Aber wenn Ihr mich täuscht?"

Agenor machte eine ungestüme Bewegung.

„Hört wohl," sagte der Castilianer, „ein guter Bote muß furchtsam sein."

„Du erkennst meinen Knappen, Bursche!"

„Ja, aber ich kenne den Herrn nicht."

„Du mißtraust mir also, Schuft?" rief Musaron wüthend.

„Ich mißtraue der ganzen Erde, wenn es sich darum handelt, meine Pflicht gut zu thun."

„Nimm Dich in Acht, Gelbgesicht, ich werde Dir eine Lehre geben! . . . Mein Messer ist spitzig."

„Ei!" sagte der Castilianer, „mein Raufdegen ist es auch . . . Ihr seid nicht vernünftig . . . Wird mein Auftrag besorgt sein, wenn ich todt bin? . . . Wird er es mehr sein, wenn Ihr getödtet werdet? . . . Laßt uns, wenn es Euch beliebt, sachte bis zum Herrenhaus von Laval reiten; dort nenne mir Einer, ohne zuvor in Kenntniß gesetzt zu sein, den Herrn von Mauleon, und sogleich erfülle ich den Befehl meiner Gebieterin."

Bei diesem Wort machte Agenor eine ungestüme Bewegung und rief:

„Guter Knappe, Du hast Recht, wir haben Unrecht; Du kommst vielleicht im Auftrag von Dona Maria zu mir."

„Ihr werdet es sogleich erfahren, wenn Ihr wirklich Don Agenor von Mauleon seid," sagte der hartnäckige Castilianer.

„Komm also!" rief der junge Mann mit dem Fieber

Der

# Bastard von Mauleon.

Von

37183

Alexandre Dumas.

---

Aus dem Französischen

von

Dr. August Zoller.

---

Neuntes bis eilftes Bändchen.

Stuttgart.
Verlag der Franckh'schen Buchhandlung.
1848.

88ba
Z86

## Neunundvierzigstes Kapitel.

### Der Bote.

Mauleon wohnte seit acht Tagen in der Gegend von Rennes, als eines Abends, in dem Augenblick, wo er, beladen mit einem gehörig vom herzoglichen Schreiber und dem Geschäftsführer von Frau Tiphaine Raguenel einregistrirten Sack Geld zurückkehrte, der gute Ritter, der sich eben zwischen der Stadt und dem Schloß befand, in einer von Hecken begrenzten Schlucht zwei Männer von seltsamem Aussehen und einer beunruhigenden Haltung erblickte.

„Wer sind diese Leute?“ fragte Agenor seinen Knappen.

„Bei meiner Seele! man sollte glauben, es wären Leute aus Castilien?“ rief Musaron, indem er nach einem Reiter und einem Pagen schielte, welche Beide kleine andalusische Pferde mit voller Mähne ritten und, die Pickelhaube auf dem Kopf, den Schild vor der Brust, sich an die Hecke angelehnt hatten, um die Franzosen zu betrachten und im Vorüberziehen zu befragen.

„In der That, es ist die Rüstung eines Spaniers, und die langen, feinen, flachen Klingen bezeichnen den Castilianer.“

„Macht das nicht eine gewisse Wirkung auf Euch, Herr?“ fragte Musaron.

„Ja, allerdings, doch dieser Reiter will, glaube ich, mit mir sprechen.“

„Oder Euch Euren Sack nehmen, edler Herr. Zum Glück habe ich meine Armbrust.“

„Laß Deine Armbrust in Ruhe; siehe, weder
Eine noch der Andere hat nach seinen Waffen
griffen."

„Senor!" rief der Fremde spanisch.

„Sprecht Ihr mit mir?" fragte Agenor in derse
Sprache.

„Ja."

„Was wollt Ihr von mir?"

„Bezeichnet mir gefälligst den Weg zum Se
Laval," antwortete der Reiter mit jener Höflichkeit, w
den Mann von Stand überall und den Castilianer
besondere auszeichnet.

„Ich will das thun, Senor," sagte Agenor,
ich kann Euch als Führer dienen; doch ich mache
darauf aufmerksam, daß der Herr des Ortes, der d
Morgen einen Ausflug in die Nachbarschaft gen
hat, abwesend ist."

„Es ist Niemand im Schloß?" rief der Fre
mit sichtbarem Aerger. „Wie? abermals suchen!"
melte er.

„Ich habe nicht gesagt, es sei Niemand
Senor."

„Vielleicht mißtraut Ihr," sprach der Fremde,
Helmvisir aufschlagend, denn dieses Visir war wie
von Manleon niedergelassen, eine kluge Gewohn
welche alle Reisende befolgten, die in jenen Zeiten
Mißtrauens und der Räuberei stets den Angriff
den Verrath fürchteten.

Doch kaum hatte der Castilianer sein Gesicht
blößt sehen lassen, als Musaron ausrief.

„Oh! Jesus!"

„Was gibt es?" frage Agenor erstaunt.

Der Fremde schaute auch verwundert über d
Ausruf.

„Gildaz!" flüsterte Musaron seinem Herrn
Ohr.

„Wer ist Gildaz?“ fragte Mauleon in demselben Ton.

„Der Mann, dem wir auf der Reise begegneten, und der damals Frau Maria begleitete; der Sohn jener guten alten Zigeunerin, die Euch in die Kapelle beschied.“

„Gottes Güte!“ murmelte Agenor von Bangigkeit ergriffen, „was wollen sie hier?“

„Vielleicht uns verfolgen.“

„Vorsicht!“

„Oh! Ihr wißt, daß es nicht nöthig ist, mir das zu empfehlen.“

Während dieses Gesprächs betrachtete der Castilianer prüfend den Ritter und den Knappen und wich allmälig furchtsam zurück.

„Bah! was kann uns Spanien im Mittelpunkt von Frankreich thun?“ sagte Agenor beruhigt, nachdem er einen Augenblick überlegt hatte.

„In der That, wir werden nur irgend eine neue Nachricht bekommen,“ sprach Musaron.

„Oh! das ist es, was mich beben macht. Ich fürchte mehr die Ereignisse, als die Menschen. Gleichviel, befragen wir ihn.“

„Seien wir im Gegentheil vorsichtig; wenn es Emissäre von Mothril wären!“

„Aber Du erinnerst Dich, diesen Mann bei Maria Padilla gesehen zu haben.“

„Habt Ihr nicht Mothril bei Don Federigo gesehen?“

„Das ist wahr.“

„Seien wir also auf unserer Hut,“ sprach Musaron, indem er wieder seine Armbrust vorzog, die sich am Bandelier schaukelte.

Der Castilianer bemerkte diese Bewegung und rief:

„Warum mißtraut Ihr? wir sind keine Feinde. Haben wir uns unhöflich gezeigt? oder ist es der Anblick meines Gesichts, was Euch mißfallen konnte?“

„Nein," stammelte Agenor, „doch . . . was woll
Ihr im Schloß des Sire von Laval?"

„Ich will es Euch sagen. Senor, ich muß einen
Ritter aufsuchen, der bei dem Grafen wohnt."

Musaron schoß durch die Löcher seines Visirs einen
sprechenden Blick auf seinen Herrn.

„Einen Ritter . . . wie heißt er?"

„Oh! Senor, verlangt nicht eine Indiscretion in
Austausch für den Dienst, den Ihr mir leistet; ich würde
sonst lieber warten, bis ein anderer, minder neugierige
Reisender auf dieser Straße vorüberkäme."

„Das ist wahr, Senor, das ist wahr, ich werde
Euch nicht mehr befragen."

„Ich faßte eine große Hoffnung, als ich Euch mich
in der Sprache meines Landes antworten hörte."

„Welche Hoffnung?"

„Die des raschen Gelingens meiner Sendung."

„Bei jenem Ritter?"

„Ja, Senor."

„Was kann es Euch schaden, wenn Ihr ihn mir
nennt, da ich seinen Namen erfahren werde, sobald wir
in's Schloß kommen?"

„Dann, Senor, bin ich unter dem Dache eines
edlen Herrn, der es nicht dulden wird, daß man mich
mißhandelt."

Musaron hatte eine glückliche Eingebung. Er war
immer tapfer, wenn er vermuthete, es bedrohe seinen
Herrn eine Gefahr.

Entschlossen schlug er sein Helmvisir auf und näherte
sich dem Castilianer.

„Valga me Dios!" rief dieser.

„Guten Morgen, Gildaz," sprach Musaron.

„Ihr seid der Mann, den ich suche!" rief der Ca-
stilianer.

„Und hier bin ich," erwiederte Musaron, sein
schweren Säbel aus der Scheide ziehend.

„Es handelt sich wohl hierum," sagte Gildaz; „ist dieser Edelmann Euer Herr?"

„Welcher Edelmann, welcher Herr?

„Ist dieser Ritter Don Agenor von Mauleon?"

„Ich bin es," sprach Agenor, „laßt hören! mein Schicksal gehe in Erfüllung, und es drängt mich, das Gute oder das Böse schleunigst zu erfahren."

Gildaz schaute sogleich den Ritter mit einer Art von Erstaunen an und fragte:

„Aber wenn Ihr mich täuscht?"

Agenor machte eine ungestüme Bewegung.

„Hört wohl," sagte der Castilianer, „ein guter Bote muß furchtsam sein."

„Du erkennst meinen Knappen, Bursche!"

„Ja, aber ich kenne den Herrn nicht."

„Du mißtraust mir also, Schuft?" rief Musaron wüthend.

„Ich mißtraue der ganzen Erde, wenn es sich darum handelt, meine Pflicht gut zu thun."

„Nimm Dich in Acht, Gelbgesicht, ich werde Dir eine Lehre geben! . . . Mein Messer ist spitzig."

„Ei!" sagte der Castilianer, „mein Raufdegen ist es auch . . . Ihr seid nicht vernünftig . . . Wird mein Auftrag besorgt sein, wenn ich todt bin? . . . Wird er es mehr sein, wenn Ihr getödtet werdet? . . . Laßt uns, wenn es Euch beliebt, sachte bis zum Herrenhaus von Laval reiten; dort nenne mir Einer, ohne zuvor in Kenntniß gesetzt zu sein, den Herrn von Mauleon, und sogleich erfülle ich den Befehl meiner Gebieterin."

Bei diesem Wort machte Agenor eine ungestüme Bewegung und rief:

„Guter Knappe, Du hast Recht, wir haben Unrecht; Du kommst vielleicht im Auftrag von Dona Maria zu mir."

„Ihr werdet es sogleich erfahren, wenn Ihr wirklich Don Agenor von Mauleon seid," sagte der hartnäckige Castilianer.

„Komm also!" rief der junge Mann mit dem Fieber

er Ungeduld, „komm . . . die Thürme des Schlosses ind dort . . . komm geschwinde! . . . Du wirst jede Befriedigung erhalten, guter Knappe . . . Vorwärts, Musaron, vorwärts!“

„So bitte ich Euch, laßt mich voran reiten,“ sagte Hildaz.

„Wie Du willst, doch nur geschwinde.“

Und die vier Reiter gaben ihren Rossen die Sporen.

---

## Fünfzigstes Kapitel.

### Die zwei Boten.

Agenor war kaum in das Herrenhaus von Laval eingeritten, als der castilianische Knappe, der weder eine Geberde, noch ein Wort unbeachtet ließ, den Thurmwächter rufen hörte:

„Seid willkommen, Sire von Mauleon!“

Diese Worte in Verbindung mit dem vorwurfsvollen Blick, den Musaron von Zeit zu Zeit auf Zeit heftete, genügten dem Boten.

„Kann ich ein paar Worte insgeheim mit Eurer Herrlichkeit sprechen?“ fragte er sogleich den jungen Mann.

„Sagt Euch dieser mit Bäumen bepflanzte Hof nu?“ fragte Agenor.

„Vollkommen, Senor.“

„Ihr wißt,“ fuhr Mauleon fort, „daß ich Musaron nicht mißtraue, denn er ist mehr ein Freund, als ein Diener für mich; was Euren Gefährten betrifft . . .“

„Edler Herr, Ihr seht, es ist ein junger Maure,

en ich vor ungefähr zwei Monaten auf dem Weg fand,
er von Burgos nach Soria führt. Er starb Hungers.
nd war bis auf's Blut von den Leuten von Mothril
nd von Mothril selbst geschlagen worden, der ihn mit
em Dolch bedrohte wegen der Neigung, die dieser
rme Knabe für die Religion Christi offenbarte. Ich
nd ihn also ganz bleich und ganz blutig, nahm ihn mit
ir zu meiner Mutter, welche Eure Herrlichkeit vielleicht
ennt," fügte der Knappe lächelnd bei, „und wir ver-
anden ihn und gaben ihm zu essen. Seitdem ist er
ür uns ein bis auf den Tod ergebener Hund. Als
ich vor zwei Wochen meine erhabene Gebieterin Dona
Naria . . "

Der Knappe dämpfte die Stimme.

„Dona Maria!" murmelte Mauleon.

„Sie selbst, Senor; als meine erhabene Gebieterin
Dona Maria mich rufen ließ, um mir eine wichtige
nd gefährliche Sendung anzuvertrauen, sagte sie zu
nir: „„Gildaz, Du wirst zu Pferde steigen und Dich
ach Frankreich begeben; stecke viel Gold in Deine Reise-
asche und nimm ein gutes Schwert; Du wirst auf
em Wege nach Paris einen Edelmann finden (hiebei
childerte mir meine Gebieterin Eure Herrlichkeit), der
ich sicherlich an den Hof des großen Königs Karl des
Weisen begibt; nimm einen treuen Gefährten mit
Dir, denn die Sendung, das sage ich Dir, ist gefahr-
oll.""" Ich dachte sogleich an Hafiz und sprach zu
hm:

„„Hafiz, steige zu Pferde und nimm Deinen Dolch.""

„„Gut, Herr,"" erwiederte Hafiz, „„gönnt mir nur
viel Zeit, als ich brauche, um in die Moschee zu
ehen.""

„Denn bei uns Spaniern, wie Ihr wißt, edler
Herr," sagte Gildaz seufzend, „gibt es heute Kirchen
ür die Christen, Moscheen für die Ungläubigen, als ob
Gott zwei Wohnstätten hätte. Ich ließ den Knaben in
eine Moschee laufen, schirrte selbst sein Pferd mit dem

meinigen, befestigte an dem Sattelbogen den großen Dolch, den Ihr dort mittelst einer seidenen Schnur angebunden seht, und als er nach einer halben Stunde zurückkam, brachen wir auf. Dona Maria hatte mir für Euch nur diesen Brief geschrieben."

Gildaz hob seinen Panzer auf, öffnete sein Wamms und sagte zu Hafiz:

„Deinen Dolch, Hafiz!"

Hafiz, mit seinem rußschwarzen Gesicht, mit seinen weißen Augen und seiner unstörbar steifen Haltung, hatte während der ganzen Erzählung von Gildaz ein vollkommenes Stillschweigen, eine steinerne Unbeweglichkeit beobachtet.

Während der gute Knappe seine Eigenschaften, seine Treue, seine Verschwiegenheit aufzählte, blieb sein Gesicht völlig unverändert; als er aber davon sprach, daß er sich auf eine halbe Stunde entfernt habe, um in die Moschee zu gehen, da überströmte eine Art von Röthe, ein bleiches, unheimliches Feuer seine Wangen und schleuderte in seine Augen etwas wie einen Blitz der Unruhe oder der Reue.

Als Gildaz seinen Dolch von ihm verlangte, streckte er langsam seine Hand aus, zog die Waffe aus der Scheide und reichte sie Gildaz.

Dieser schnitt das Futter seines Wammses auf und nahm einen Brief in einem seidenen Ueberzug heraus.

Mauleon rief Musaron zu Hülfe.

Dieser erwartete, er würde eine Rolle in der Entwickelung der Scene spielen. Er nahm den Umschlag, zerriß ihn, und las Mauleon den Inhalt des Sendschreibens vor, während sich Gildaz und Hafiz in ehrfurchtsvoller Entfernung hielten.

„Edler Don Agenor," schrieb Maria Padilla, „ich bin sehr überwacht, sehr bespäht, sehr bedroht; aber die bewußte Person ist es noch mehr als ich. Ich bin Euch ungemein zugethan; doch die Person, für die ich

Euch schreibe, liebt Euch noch mehr als ich. Wir dachten, es wäre Euch nun, da Ihr auf französischem Boden seid, angenehm, das, was Ihr beklagt, in Eurem Besitz zu haben.

„Haltet Euch also in der Nähe der Gränze, in Rianzares, in einem Monat nach Empfang der gegenwärtigen Kunde auf. Die Zeit Eurer Ankunft in Rianzares werde ich sicher und genau durch den treuen Boten erfahren, den ich Euch schicke; wartet dort in Geduld, ohne etwas zu sagen. Ihr werdet daselbst eines Abends, nicht eine Euch bekannte Sänfte, sondern ein rasches Maulthier nahen sehen, das Euch den Gegenstand aller Eurer Wünsche bringt.

„Dann, edler Herr Mauleon, flüchtet Euch; dann verzichtet auf das Waffenhandwerk, um nie wieder den Fuß nach Castilien zu setzen: dies auf Euer Wort als Christ und Ritter. Reich durch die Mitgift, die Euch Eure Frau bringt, glücklich durch ihre Liebe und ihre Schönheit, bewahrt dann als wachsamer Herr Euren Schatz und segnet zuweilen Dona Maria Padilla, eine arme, sehr unglückliche Frau, deren Lebewohl dieser Brief ist."

Mauleon fühlte sich gerührt, entzückt, berauscht. Er sprang auf, entriß den Brief den Händen von Musaron und drückte einen glühenden Kuß darauf.

„Komm," sagte er zu dem Knappen, „komm, daß ich Dich umarme, Dich, der Du vielleicht die Kleider derjenigen, welche mein Schutzengel ist, berührt hast."

Und er umarmte Gildaz wie wahnsinnig.

Hafiz verlor nicht einen Umstand von dieser Scene aus dem Blick, aber er näherte sich nicht.

„Sage Dona Maria . . ." rief Mauleon.

„Stille doch, edler Herr!" unterbrach ihn Gildaz, „dieser Name . . . so laut . . ."

„Du hast Recht," flüsterte Agenor, „sage also Dona Maria, in vierzehn Tagen . . ."

„Nein, edler Herr," entgegnete Gildaz, „die Geheimnisse meiner Gebieterin gehen mich nichts an; ich bin ein Eilbote, und kein Vertrauter."

„Du bist ein Muster der Treue und edler Ergebenheit, Gildaz, und so arm ich bin, wirst Du doch eine Handvoll Gulden von mir annehmen."

„Nein, Herr, nichts, meine Gebieterin bezahlt gut."

„Dein Page also . . . Dein getreuer Maure."

Hafiz riß die Augen weit auf, und beim Anblick des Goldes lief ein Schauer über seine Schultern hin.

„Ich verbiete Dir, etwas anzunehmen, Hafiz," sagte Gildaz.

Eine unmerkliche Bewegung offenbarte dem scharfsichtigen Musaron den wüthenden Zwang von Hafiz.

„Die Mauren sind im Allgemeinen geldgierig," sagte er zu Gildaz, „und dieser ist es mehr als ein Maure und als ein Jude mit einander. Er hat auch seinem Kameraden Gildaz einen abscheulichen Blick zugeschleudert."

„Bah! alle Mauren sind häßlich, Musaron, und der Teufel allein versteht etwas von ihren Grimassen," erwiederte Gildaz lächelnd.

Und er gab Hafiz den Dolch zurück, den dieser beinahe krampfhaft in seiner Hand preßte.

Auf ein Zeichen seines Herrn schickte sich Musaron nun an, eine Antwort an Dona Maria zu schreiben.

Der Schreiber des Grafen von Laval ging durch den Hof.

Man hielt ihn an, Musaron entlehnte von ihm ein Pergament, eine Feder, und schrieb:

„Edle Frau, Ihr erfüllt mich mit Glück. In einem Monat, nämlich am siebenten Tag des nächsten Monats, werde ich in Rianzares bereit sein, den theuren Gegenstand zu empfangen, den Ihr mir schickt. Ich leiste nicht auf das Waffenhandwerk Verzicht, weil ich

ein großer Kriegsmann werden will, um meiner vielgeliebten Dame Ehre zu machen; doch Spanien wird mich nicht mehr sehen, das schwöre ich Euch bei Christus, wenn Ihr mich nicht dahin ruft, oder wenn nicht das Unglück Aissa verhindert, zu mir zu kommen, in welchem Fall ich bis in die Hölle laufen würde, um sie aufzusuchen. Gott befohlen, edle Dame; betet für mich."

Der Ritter machte ein Kreuz unten an dieses Pergament, und Musaron schrieb unter das Kreuz:

„Dieses ist die Unterschrift:

„Sire Agenor von Mauleon."

Während Gildaz unter seinem Panzer den Brief von Mauleon verschloß, beobachtete Hafiz zu Pferde eher wie ein Tiger, als wie ein getreuer Hund jede Bewegung des Knappen. Er sah den Platz, wo das anvertraute Schreiben ruhte, und schien fortan gleichgültig gegen die übrige Scene, als ob er nichts mehr zu sehen gehabt hätte, und als ob ihm seine Augen unnütz geworden wären.

„Was macht Ihr nun, guter Knappe?" fragte Agenor.

„Ich reise auf meinem unermüdlichen Pferde wieder ab, edler Herr; ich muß in zwölf Tagen bei meiner Gebieterin angekommen sein, so lautet ihr Befehl; ich muß mich also beeilen. Ich bin allerdings nicht sehr entfernt, denn es soll einen Weg durch Poitiers geben, wodurch man abschneidet."

„Das ist wahr . . . Auf Wiedersehen, Gildaz! Gott befohlen, guter Hafiz! Wahrhaftiger Gott! man soll nicht sagen, Du werdest, wenn Du die Belohnung eines Herrn zurückweisest, das Geschenk eines Freundes nicht annehmen."

Und Agenor machte seine goldene Kette los, welche hundert Livres werth war, und warf sie Gildaz um den Hals.

Hafiz lächelte, und sein dunkles Gesicht beleuchtete sich auf eine seltsame Weise.

Gildaz nahm das Geschenk erstaunt an, küßte Mauleon die Hand und ritt weg.

Hafiz ritt hinter ihm, wie angezogen durch den Glanz des Goldes, das auf den breiten Schultern des Knappen, seines Herrn, tanzte.

---

## Einundfünfzigstes Kapitel.

### Die Rückkehr.

Mauleon traf alle seine Vorkehrungen.

Er war außer sich vor Freude. Fortan eine unauflösliche Vereinigung mit der Gebieterin seines Herzens; die Sicherheit in der Liebe . . . Reich, schön, liebend, kam Aissa zu ihm wie einer von jenen Träumen, welche Gott den Menschen bis zum Morgen leiht, um ihnen begreiflich zu machen, daß es noch etwas Anderes gibt, als das irdische Leben.

Musaron theilte die Begeisterung seines Herrn. Ein großes Haus in dem so reichen Lande der Gascogne einrichten, wo die Erde ziemlich gut den Faulenzer ernährt, den Fleißigen wohlhabend macht und ein Paradies für den Reichen wird, Knechten, Leibeigenen befehlen, Vieh ziehen, Pferde abrichten, Jagden anordnen, dies waren die süßen Visionen, welche in Menge die sehr thätige Einbildungskraft des guten Knappen von Agenor ergriffen.

Schon dachte Mauleon, er könnte sich ein Jahr

ıg nichts mehr um Kriege bekümmern, denn Aissa
ırde ihn ganz und gar in Anspruch nehmen, denn er
ire ihr, er wäre sich selbst wenigstens ein Jahr
higen Glückes für so viele schmerzliche Stunden
uldig.

Mauleon erwartete voll Ungeduld die Rückkehr des
ire von Laval.

Dieser Herr hatte seinerseits bei mehreren edlen
etagnern beträchtliche Summen bestimmt, das Lösegeld
Connetable zu bezahlen, eingesammelt. Die Schrei-
des Königs und des Herzogs von Bretagne trugen
e Rechnungen zusammen, wonach es sich herausstellte,
ß die Hälfte der siebenzigtausend Goldgulden schon
funden war.

Dies war genug für Mauleon; er hoffte, der König
n Frankreich würde das Uebrige thun, und er kannte
n Prinzen von Wales hinreichend, um zu wissen, daß,
enn auch nur die erste Hälfte des Lösegelds ankäme,
Engländer den Connetable freilassen würden, riethe
nen nicht ihre Politik, ihn trotz der völligen Bezah-
ng der Summe zurückzuhalten.

Doch zur Beruhigung seines scharfen Gewissens,
rchzog Mauleon die übrige Bretagne mit der königlichen
fandarte und ließ den Aufruf an das Volk ergehen.

So oft er durch einen Flecken zog und den Trauer-
f vor sich ertönen ließ: „Der gute Connetable ist
efangener der Engländer; Leute von Bretagne, werdet
r ihn in der Gefangenschaft lassen?“ so oft er
ter diesen Umständen die so frommen, so kühnen und
schwermüthigen Bretagner traf, vernahm er dieselben
eufzer, gewahrte er dieselbe Entrüstung, und die
rmen sagten zu einander: „Rasch ans Werk, essen wir
eniger von unserem Buchweizen, und sammeln wir
nen Sou für das Lösegeld von Messire Bertrand
uguesclin.“

Auf diese Art brachte er noch weitere sechstausend
ulden zusammen, die er den Reisigen des Herrn von

Laval, den Vasallen der Frau Tiphaine Raguen
vertraute, zu der er sich, ehe er aufbrach, noch
begab, um Abschied zu nehmen.

Nun aber kam ihm noch ein Bedenken. Er
abreisen, er mußte seine Geliebte holen; doch
war noch nicht Alles für ihn bei seinem Botsch
auftrag vollbracht. Agenor, der Dona Maria v
chen hatte, nie mehr nach Spanien zurückzul
mußte doch Bertrand Dugueselin Meldung mach
dem durch seine Bemühungen in der Bretagne
sammelten Geld, kostbaren Geld, nach dessen B
ohne Zweifel der Gefangene des Prinzen von
seufzen würde.

Zwischen diese zwei Pflichten gestellt, sch
Agenor lange. Ein Eid, und er hatte diesen Eid
Maria geleistet, war etwas Heiliges; seine Zune
seine Ehrfurcht für den Connetable kamen ihm
heilig vor.

In dieser Beklemmung eröffnete er sich M
„Nichts kann leichter sein," sprach der verst
Knappe; „verlangt von Frau Tiphaine eine G
von einem Dutzend gewappneter Vasallen, um da
zu begleiten, der Herr von Laval wird wohl vie
zen beifügen; der König von Frankreich gibt, ir
es ihn nichts kostet, ein Dutzend Reisige; mit
Truppe, die Ihr bis an die Grenze befehligt, wi
Geld wohl in Sicherheit sein. Sobald Ihr in B
res seid, schreibt Ihr an den Prinzen von Wale
Euch einen Geleitsbrief schickt; das Geld gelang
diese Art sicher bis zum Connetable."

„Aber ich . . . meine Abwesenheit?"

„Ihr nehmt ein Gelübde zum Vorwand."

„Eine Lüge!"

„Das ist keine Lüge, da Ihr in der That
Maria geschworen habt . . . Und wäre es auch
Lüge, so ist das Glück doch wohl eine Sünde w

„Musaron!"

„Ei! Herr, spielt nicht so den Frommen, Ihr heirathet eine Saracenin ... Das ist doch wohl eine ganz andere Todsünde, wie mir scheint!“

„Du hast Recht,“ seufzte Mauleon.

„Und dann,“ fuhr Musaron fort, „dann wäre der Herr Connetable sehr anspruchsvoll, wenn er Euch mit dem Geld haben wollte ... Doch glaubt mir, ich kenne die Menschen; sobald die Gulden glänzen, wird man den Sammler vergessen ... Will Euch der Connetable, wenn er einmal in Frankreich ist, sehen, so wird er Euch sehen; ich denke, Ihr werdet Euch nicht begraben?“

Agenor machte es wie immer, er gab nach. Musaron hatte übrigens vollkommen Recht. Der Sire von Laval lieferte zwölf Reisige, Frau Tiphaine Raguenel bewaffnete zwanzig Vasallen, der Seneschall vom Maine stellte zwölf Reisige im Namen des Königs, und Agenor, dem sich einer von den jüngeren Brüdern von Duguesclin anschloß, begab sich in großen Tagemärschen nach der Grenze, denn es drängte ihn, mindestens zwei bis drei Tage vor der von Dona Maria für die Zusammenkunft bestimmten Zeit an Ort und Stelle zu kommen.

Die für die Loskaufung des Connetable bestimmten sechsunddreißigtausend Goldgulden machten einen wahren Triumphmarsch; die wenigen Gesellen, welche seit dem Aufbruch der großen Compagnien in Frankreich zurückblieben, waren Räuber, die sich auf geringeren Erwerb beschränkten, und die allerdings sehr schöne Beute durchaus nicht zu verschlingen gewußt hätten. Sie zogen es also vor, als sie dieselbe an ihren Krallen vorüberkommen sahen, ritterliche Ausrufungen von sich zu geben, den Namen des glorreichen Gefangenen zu segnen und ehrfurchtsvolle Mienen anzunehmen, da sie nicht unehrerbietig sein konnten, ohne Furcht, ihre Knochen auf dem Schlachtfeld zu lassen.

Mauleon lenkte seinen Marsch so geschickt, daß er in der That am vierten Tag des Monats in Rianzares,

meinigen, befestigte an dem Sattelbogen den großen Dolch, den Ihr dort mittelst einer seidenen Schnur angebunden seht, und als er nach einer halben Stunde zurückkam, brachen wir auf. Dona Maria hatte mir für Euch nur diesen Brief geschrieben."

Gildaz hob seinen Panzer auf, öffnete sein Wamms und sagte zu Hafiz:

„Deinen Dolch, Hafiz!"

Hafiz, mit seinem rußschwarzen Gesicht, mit seinen weißen Augen und seiner unstörbar steifen Haltung, hatte während der ganzen Erzählung von Gildaz ein vollkommenes Stillschweigen, eine steinerne Unbeweglichkeit beobachtet.

Während der gute Knappe seine Eigenschaften, seine Treue, seine Verschwiegenheit aufzählte, blieb sein Gesicht völlig unverändert; als er aber davon sprach, daß er sich auf eine halbe Stunde entfernt habe, um in die Moschee zu gehen, da überströmte eine Art von Röthe, ein bleiches, unheimliches Feuer seine Wangen und schleuderte in seine Augen etwas wie einen Blitz der Unruhe oder der Reue.

Als Gildaz seinen Dolch von ihm verlangte, streckte er langsam seine Hand aus, zog die Waffe aus der Scheide und reichte sie Gildaz.

Dieser schnitt das Futter seines Wammses auf und nahm einen Brief in einem seidenen Ueberzug heraus.

Mauleon rief Musaron zu Hülfe.

Dieser erwartete, er würde eine Rolle in der Entwickelung der Scene spielen. Er nahm den Umschlag, zerriß ihn, und las Mauleon den Inhalt des Sendschreibens vor, während sich Gildaz und Hafiz in ehrfurchtsvoller Entfernung hielten.

„Edler Don Agenor," schrieb Maria Padilla, „ich bin sehr überwacht, sehr bespäht, sehr bedroht; aber die bewußte Person ist es noch mehr als ich. Ich bin Euch ungemein zugethan; doch die Person, für die ich

Euch schreibe, liebt Euch noch mehr als ich. Wir dachten, es wäre Euch nun, da Ihr auf französischem Boden seid, angenehm, das, was Ihr beklagt, in Eurem Besitz zu haben.

„Haltet Euch also in der Nähe der Gränze, in Rianzares, in einem Monat nach Empfang der gegenwärtigen Kunde auf. Die Zeit Eurer Ankunft in Rianzares werde ich sicher und genau durch den treuen Boten erfahren, den ich Euch schicke; wartet dort in Geduld, ohne etwas zu sagen. Ihr werdet daselbst eines Abends, nicht eine Euch bekannte Sänfte, sondern ein rasches Maulthier nahen sehen, das Euch den Gegenstand aller Eurer Wünsche bringt.

„Dann, edler Herr Mauleon, flüchtet Euch; dann verzichtet auf das Waffenhandwerk, um nie wieder den Fuß nach Castilien zu setzen: dies auf Euer Wort als Christ und Ritter. Reich durch die Mitgift, die Euch Eure Frau bringt, glücklich durch ihre Liebe und ihre Schönheit, bewahrt dann als wachsamer Herr Euren Schatz und segnet zuweilen Dona Maria Padilla, eine arme, sehr unglückliche Frau, deren Lebewohl dieser Brief ist."

Mauleon fühlte sich gerührt, entzückt, berauscht. Er sprang auf, entriß den Brief den Händen von Musaron und drückte einen glühenden Kuß darauf.

„Komm," sagte er zu dem Knappen, „komm, daß ich Dich umarme, Dich, der Du vielleicht die Kleider derjenigen, welche mein Schutzengel ist, berührt hast."

Und er umarmte Gildaz wie wahnsinnig.

Hafiz verlor nicht einen Umstand von dieser Scene aus dem Blick, aber er näherte sich nicht.

„Sage Dona Maria . . ." rief Mauleon.

„Stille doch, edler Herr!" unterbrach ihn Gildaz, „dieser Name . . . so laut . . ."

„Du hast Recht," flüsterte Agenor, „sage also Dona Maria, in vierzehn Tagen . . ."

„Nein, edler Herr," entgegnete Gildaz, „die Geheimnisse meiner Gebieterin gehen mich nichts an; ich bin ein Eilbote, und kein Vertrauter."

„Du bist ein Muster der Treue und edler Ergebenheit, Gildaz, und so arm ich bin, wirst Du doch eine Handvoll Gulden von mir annehmen."

„Nein, Herr, nichts, meine Gebieterin bezahlt gut."

„Dein Page also . . . Dein getreuer Maure."

Hafiz riß die Augen weit auf, und beim Anblick des Goldes lief ein Schauer über seine Schultern hin.

„Ich verbiete Dir, etwas anzunehmen, Hafiz," sagte Gildaz.

Eine unmerkliche Bewegung offenbarte dem scharfsichtigen Musaron den wüthenden Zwang von Hafiz.

„Die Mauren sind im Allgemeinen geldgierig," sagte er zu Gildaz, „und dieser ist es mehr als ein Maure und als ein Jude mit einander. Er hat auch seinem Kameraden Gildaz einen abscheulichen Blick zugeschleudert."

„Bah! alle Mauren sind häßlich, Musaron, und der Teufel allein versteht etwas von ihren Grimassen," erwiederte Gildaz lächelnd.

Und er gab Hafiz den Dolch zurück, den dieser beinahe krampfhaft in seiner Hand preßte.

Auf ein Zeichen seines Herrn schickte sich Musaron nun an, eine Antwort an Dona Maria zu schreiben.

Der Schreiber des Grafen von Laval ging durch den Hof.

Man hielt ihn an, Musaron entlehnte von ihm ein Pergament, eine Feder, und schrieb:

„Edle Frau, Ihr erfüllt mich mit Glück. In einem Monat, nämlich am siebenten Tag des nächsten Monats, werde ich in Rianzares bereit sein, den theuren Gegenstand zu empfangen, den Ihr mir schickt. Ich leiste nicht auf das Waffenhandwerk Verzicht, weil ich

ein großer Kriegsmann werden will, um meiner vielgeliebten Dame Ehre zu machen; doch Spanien wird mich nicht mehr sehen, das schwöre ich Euch bei Christus, wenn Ihr mich nicht dahin ruft, oder wenn nicht das Unglück Aissa verhindert, zu mir zu kommen, in welchem Fall ich bis in die Hölle laufen würde, um sie aufzusuchen. Gott befohlen, edle Dame; betet für mich."

Der Ritter machte ein Kreuz unten an dieses Pergament, und Musaron schrieb unter das Kreuz:

„Dieses ist die Unterschrift:

„Sire Agenor von Mauleon."

Während Gildaz unter seinem Panzer den Brief von Mauleon verschloß, beobachtete Hafiz zu Pferde eher wie ein Tiger, als wie ein getreuer Hund jede Bewegung des Knappen. Er sah den Platz, wo das anvertraute Schreiben ruhte, und schien fortan gleichgültig gegen die übrige Scene, als ob er nichts mehr zu sehen gehabt hätte, und als ob ihm seine Augen unnütz geworden wären.

„Was macht Ihr nun, guter Knappe?" fragte Agenor.

„Ich reise auf meinem unermüdlichen Pferde wieder ab, edler Herr; ich muß in zwölf Tagen bei meiner Gebieterin angekommen sein, so lautet ihr Befehl; ich muß mich also beeilen. Ich bin allerdings nicht sehr entfernt, denn es soll einen Weg durch Poitiers geben, wodurch man abschneidet."

„Das ist wahr . . . Auf Wiedersehen, Gildaz! Gott befohlen, guter Hafiz! Wahrhaftiger Gott! man soll nicht sagen, Du werdest, wenn Du die Belohnung eines Herrn zurückweisest, das Geschenk eines Freundes nicht annehmen."

Und Agenor machte seine goldene Kette los, welche hundert Livres werth war, und warf sie Gildaz um den Hals.

Hafiz lächelte, und sein dunkles Gesicht beleuc
sich auf eine seltsame Weise.

Gildaz nahm das Geschenk erstaunt an, k
Mauleon die Hand und ritt weg.

Hafiz ritt hinter ihm, wie angezogen durch
Glanz des Goldes, das auf den breiten Schultern
Knappen, seines Herrn, tanzte.

---

## Einundfünfzigstes Kapitel.

### Die Rückkehr.

Mauleon traf alle seine Vorkehrungen.

Er war außer sich vor Freude. Fortan eine
auflösliche Vereinigung mit der Gebieterin seines
zens; die Sicherheit in der Liebe . . . Reich, f
liebend, kam Aissa zu ihm wie einer von jenen T
men, welche Gott den Menschen bis zum Morgen
um ihnen begreiflich zu machen, daß es noch e
Anderes gibt, als das irdische Leben.

Musaron theilte die Begeisterung seines H
Ein großes Haus in dem so reichen Lande der
cogne einrichten, wo die Erde ziemlich gut den
lenzer ernährt, den Fleißigen wohlhabend macht
ein Paradies für den Reichen wird, Knechten, Leib
nen befehlen, Vieh ziehen, Pferde abrichten, Ja
anordnen, dies waren die süßen Visionen, welch
Menge die sehr thätige Einbildungskraft des
Knappen von Agenor ergriffen.

Schon dachte Mauleon, er könnte sich ein

lang nichts mehr um Kriege bekümmern, denn Aissa würde ihn ganz und gar in Anspruch nehmen, denn er wäre ihr, er wäre sich selbst wenigstens ein Jahr ruhigen Glückes für so viele schmerzliche Stunden schuldig.

Mauleon erwartete voll Ungeduld die Rückkehr des Sire von Laval.

Dieser Herr hatte seinerseits bei mehreren edlen Bretagnern beträchtliche Summen bestimmt, das Lösegeld des Connetable zu bezahlen, eingesammelt. Die Schreiber des Königs und des Herzogs von Bretagne trugen ihre Rechnungen zusammen, wonach es sich herausstellte, daß die Hälfte der siebenzigtausend Goldgulden schon gefunden war.

Dies war genug für Mauleon; er hoffte, der König von Frankreich würde das Uebrige thun, und er kannte den Prinzen von Wales hinreichend, um zu wissen, daß, wenn auch nur die erste Hälfte des Lösegelds ankäme, die Engländer den Connetable freilassen würden, riethe ihnen nicht ihre Politik, ihn trotz der völligen Bezahlung der Summe zurückzuhalten.

Doch zur Beruhigung seines scharfen Gewissens, durchzog Mauleon die übrige Bretagne mit der königlichen Standarte und ließ den Aufruf an das Volk ergehen.

So oft er durch einen Flecken zog und den Trauerruf vor sich ertönen ließ: „Der gute Connetable ist Gefangener der Engländer; Leute von Bretagne, werdet Ihr ihn in der Gefangenschaft lassen?“ so oft er unter diesen Umständen die so frommen, so kühnen und so schwermüthigen Bretagner traf, vernahm er dieselben Seufzer, gewahrte er dieselbe Entrüstung, und die Armen sagten zu einander: „Rasch ans Werk, essen wir weniger von unserem Buchweizen, und sammeln wir einen Sou für das Lösegeld von Messire Bertrand Dugueselin.“

Auf diese Art brachte er noch weitere sechstausend Gulden zusammen, die er den Reisigen des Herrn von

Laval, den Vasallen der Frau Tiphaine Raguenel anvertraute, zu der er sich, ehe er aufbrach, noch einmal begab, um Abschied zu nehmen.

Nun aber kam ihm noch ein Bedenken. Er konnte abreisen, er mußte seine Geliebte holen; doch damit war noch nicht Alles für ihn bei seinem Botschaftersauftrag vollbracht. Agenor, der Dona Maria versprochen hatte, nie mehr nach Spanien zurückzukehren, mußte doch Bertrand Dugueselin Meldung machen von dem durch seine Bemühungen in der Bretagne eingesammelten Geld, kostbaren Geld, nach dessen Ankunft ohne Zweifel der Gefangene des Prinzen von Wales seufzen würde.

Zwischen diese zwei Pflichten gestellt, schwankte Agenor lange. Ein Eid, und er hatte diesen Eid Dona Maria geleistet, war etwas Heiliges; seine Zuneigung, seine Ehrfurcht für den Connetable kamen ihm ebenso heilig vor.

In dieser Beklemmung eröffnete er sich Musaron.

„Nichts kann leichter sein," sprach der verständige Knappe; „verlangt von Frau Tiphaine eine Escorte von einem Dutzend gewappneter Vasallen, um das Geld zu begleiten, der Herr von Laval wird wohl vier Lanzen beifügen; der König von Frankreich gibt, insofern es ihn nichts kostet, ein Dutzend Reisige; mit dieser Truppe, die Ihr bis an die Grenze befehligt, wird das Geld wohl in Sicherheit sein. Sobald Ihr in Rianzares seid, schreibt Ihr an den Prinzen von Wales, der Euch einen Geleitsbrief schickt; das Geld gelangt auf diese Art sicher bis zum Connetable."

„Aber ich . . . meine Abwesenheit?"

„Ihr nehmt ein Gelübde zum Vorwand."

„Eine Lüge!"

„Das ist keine Lüge, da Ihr in der That Dona Maria geschworen habt . . . Und wäre es auch eine Lüge, so ist das Glück doch wohl eine Sünde werth."

„Musaron!"

„Ei! Herr, spielt nicht so den Frommen, Ihr heiratet eine Saracenin ... Das ist doch wohl eine ganz andere Todsünde, wie mir scheint!"

„Du hast Recht," seufzte Mauleon.

„Und dann," fuhr Musaron fort, „dann wäre der Herr Connetable sehr anspruchsvoll, wenn er Euch mit dem Geld haben wollte ... Doch glaubt mir, ich kenne die Menschen; sobald die Gulden glänzen, wird man den Sammler vergessen ... Will Euch der Connetable, wenn er einmal in Frankreich ist, sehen, so wird er Euch sehen; ich denke, Ihr werdet Euch nicht begraben?"

Agenor machte es wie immer, er gab nach. Musaron hatte übrigens vollkommen Recht. Der Sire von Laval lieferte zwölf Reisige, Frau Tiphaine Raguenel bewaffnete zwanzig Vasallen, der Seneschall vom Maine stellte zwölf Reisige im Namen des Königs, und Agenor, dem sich einer von den jüngeren Brüdern von Dugueselin anschloß, begab sich in großen Tagemärschen nach der Grenze, denn es drängte ihn, mindestens zwei bis drei Tage vor der von Dona Maria für die Zusammenkunft bestimmten Zeit an Ort und Stelle zu kommen.

Die für die Loskaufung des Connetable bestimmten sechsunddreißigtausend Goldgulden machten einen wahren Triumphmarsch; die wenigen Gesellen, welche seit dem Aufbruch der großen Compagnien in Frankreich zurückblieben, waren Räuber, die sich auf geringeren Erwerb beschränkten, und die allerdings sehr schöne Beute durchaus nicht zu verschlingen gewußt hätten. Sie zogen es also vor, als sie dieselbe an ihren Krallen vorüberkommen sahen, ritterliche Ausrufungen von sich zu geben, den Namen des glorreichen Gefangenen zu segnen und ehrfurchtsvolle Mienen anzunehmen, da sie nicht unehrerbietig sein konnten, ohne Furcht, ihre Knochen auf dem Schlachtfeld zu lassen.

Mauleon lenkte seinen Marsch so geschickt, daß er in der That am vierten Tag des Monats in Rianzares,

einem kleinen, seit vielen Jahren zerstörten Flecken ankam, der jedoch als ein gewöhnlicher Durchzugsort zwischen Frankreich und Spanien in einigem Ruf stand.

---

## Zweiundfünfzigstes Kapitel.

### Rianzares.

Agenor wählte sich in dem auf dem Abhang eines Hügels liegenden Flecken eine Wohnung, von wo aus er leicht die weiße und gekrümmte Straße erschauen konnte, die sich zwischen zwei abschüssigen Felsmauern hinanzog.

Die Truppe ruhte indessen aus, und Jedermann bedurfte der Ruhe.

Musaron hatte mit seinem schönsten Styl ein Sendschreiben an den Connetable und ein anderes an den Prinzen von Wales abgefaßt, um dem Einen und dem Andern Nachricht von der Ankunft der Goldgulden zu geben.

Ein Reisiger, geleitet von einem bretagnischen Knappen, den man aus den Vasallen der Dame Tiphaine auswählte, war gen Burgos abgeschickt worden, wo sich der Prinz, wie man sagte, in diesem Augenblick wegen des neuerdings im Lande ausgebrochenen Kriegslärmens befand.

Jeden Tag berechnete Mauleon mit der vollkommenen Kenntniß, die er von der Oertlichkeit besaß, den Marsch von Gildaz und Hasiz.

Seiner Berechnung nach mußten die zwei Boten

eit wenigstens vierzehn Tagen die Grenze überschritten aben.

In diesen vierzehn Tagen hatten sie Zeit gehabt, Dona Maria wiederzufinden, und diese hatte Vorkehungen zur Flucht von Aissa treffen können. Ein gutes Maulthier macht zwanzig Meilen in einem Tag; fünf is sechs Tage genügten also der schönen Maurin, um is Rianzares zu kommen.

Mauleon zog vorsichtig einige Erkundigungen über ie Durchreise des Knappen Gildaz ein. Es schien in er That nicht unmöglich, daß die zwei Boten den Weg urch den Engpaß von Rianzares, einen leichten, sicheen und bekannten Ort genommen hatten.

Aber die Bergbewohner antworteten, sie haben in er Zeit, in der Mauleon sprach, nur einem jungen aurischen Reiter von ziemlich wilder Miene durchkomnen sehen.

„Einen jungen Mauren?"

„Höchstens zwanzig Jahre alt," antwortete der andmann.

„Er war vielleicht roth angezogen?"

„Mit einer Saracenen-Pickelhaube, ja, edler Herr."

„Bewaffnet?"

„Mit einem breiten Dolch, der an einer seidenen chnur am Sattelbogen hing."

„Und Ihr sagt, er sei allein durch Rianzares gekommen?"

„Durchaus allein."

„Was sprach er?"

„Er suchte ein paar Worte Spanisch, die er schlecht nd rasch aussprach, und fragte, ob der Weg durch ie Felsen für die Pferde sicher sei, und ob man durch as Flüßchen unten am Bergabhang reiten könne; als ir dies bejahten, gab er seinem flüchtigen Rappen die Sporen und verschwand."

„Allein! das ist seltsam," sagte Mauleon.

„Hm!“ machte Musaron, „allein, das ist seltsam.“

„Gildaz wird haben an einem andern Punkt über die Grenze ziehen wollen, um weniger Verdacht zu erregen; was denkst Du davon, Musaron.“

„Ich denke, Hasiz hatte ein sehr häßliches Gesicht.“

„Wer sagt uns übrigens, es sei wirklich Hasiz gewesen, der durch Rianzares gekommen,“ entgegnete Mauleon nachdenkend.

„Es ist in der That besser, zu glauben, daß dies nicht geschehen.“

„Und dann habe ich bemerkt,“ fügte Mauleon bei, „daß der Mensch, der beinahe den Gipfel des Glückes erreicht hat, Allem mißtraut, und in Allem ein Hinderniß sieht.“

„Ah! Herr, Ihr seit dem Glück wirklich sehr nahe, und heute, wenn wir uns nicht getäuscht haben, soll Dona Aissa kommen... Es wäre ersprießlich, wenn wir die ganze Nacht hindurch in der Gegend des Flusses gut Wache hielten.“

„Ja, denn ich wünschte nicht, daß unsere Gefährten sie kommen sehen würden. Ich befürchte die Wirkung dieser Flucht auf ihren etwas beschränkten Geist. Ein in eine Maurin verliebter Christ.... das ist genug, um den Muth der Unerschrockensten zu schwächen; man würde mir alles Unglück, das geschehen ist, als eine Strafe Gottes zuschreiben. Doch der allein reitende, roth gekleidete Maure, mit dem Dolch am Sattelbogen, diese Aehnlichkeit mit Hasiz beunruhigt mich unwillkührlich.“

„Noch einige Augenblicke, einige Stunden, einige Tage höchstens, und wir werden erfahren, woran wir uns zu halten haben,“ erwiederte der Philosoph. „Bis dahin, edler Herr, wollen wir, da wir keinen Grund haben, traurig zu sein, in Freuden leben, wenn es Euch beliebt.“

Agenor konnte wahrhaftig nichts Besseres thun. Er lebte in Freuden und wartete.

Doch der erste Tag, der siebente des Monats, verging, und nichts erschien auf der Straße außer Wollenhändlern und verwundeten Soldaten, oder Rittersleuten, welche bei Navarrete geflohen waren und zu Fuß, zu Grunde gerichtet, in kleinen Tagemärschen durch die Wälder, auf großen Umwegen im Gebirg, so nach tausend Aengsten und tausend Entbehrungen in's Vaterland zurückkehrten.

Agenor erfuhr von diesen armen Leuten, daß der Krieg schon wieder an mehreren Orten entflammte, daß die Tyrannei von Don Pedro, erschwert durch die von Mothril, unerträglich auf beiden Castilien lastete, daß viele Emissäre des bei Navarrete besiegten Prätendenten die Städte durchzogen und die weisen Männer gegen den Mißbrauch der wiedereingesetzten Gewalt aufwiegelten.

Diese Flüchtlinge versicherten, sie haben schon mehrere Corps gesehen, die sich mit der Hoffnung auf eine nahe bevorstehende Rückkehr von Enrique von Transtamare gebildet. Sie fügten bei, viele von ihren Gefährten haben auch Briefe von diesem Fürsten gesehen, worin er bald mit einem in Frankreich angeworbenen Heere zurückzukehren versprochen.

Alle diese Gerüchte entflammten den kriegerischen Geist von Agenor, und da Aissa nicht ankam, so konnte die Liebe in ihm jenes Fieber nicht dämpfen, das sich in jungen Männern beim Waffengeklirre entzündet.

Musaron fing an zu verzweifeln; er faltete die Stirne öfter, als er es gewöhnlich that, und kam äußerst verdrießlich wieder auf Hafiz zurück, dem er hartnäckig als einem bösen Dämon die Zögerung von Aissa zuschrieb, um nicht mehr zu sagen, fügte er bei, wenn seine üble Laune den höchsten Grad erreicht hatte.

Mauleon irrte, dem Leib ähnlich, der seine Seele sucht, unabläßig auf der Straße umher, von der seine

Augen, mit allen Krümmungen vertraut, jeden
jeden Stein, jeden Schatten kannten, und er
den Tritt eines Maulthiers auf eine Entfernun
zwei Meilen.

Aissa kam nicht; es kam nichts von Spanien
Im Gegentheil aber kamen von Frankreich i
schenräumen, welche wie durch den Zeiger ein
abgemessen waren, Truppen von Kriegsleuten,
ihre Stellung in der Umgegend nahmen und ei
nal abzuwarten schienen, um gleichzeitig über die
zu ziehen.

Die Anführer dieser verschiedenen Truppen
eine Unterredung bei der Ankunft jeder neuen Trup
tauschten in einigen Minuten ein Losungswort u
structionen aus, die ihnen genügend erschienen
ohne eine andere Vorsichtsmaßregel verkehrten Le
allen Waffen und allen Ländern mit einander un
in vollkommenem Einverständniß.

An dem Tag, wo Mauleon, minder mit A
schäftigt, mehr über diese Ankunft von Mensch
Pferden wissen wollte, erfuhr er, daß diese versch
Truppen auf einen Oberanführer und auf neu
stärkungen warteten, um in Spanien einzuziehen

„Und wie heißt dieser Anführer?" fragte er.

„Wir wissen es nicht; er wird uns mit
Namen selbst bekannt machen."

„So wird alle Welt in Spanien einziehen,
nicht!" rief Agenor in Verzweiflung. „Oh!
Schwur, mein Schwur!"

„Ei! edler Herr," erwiederte Musaron, „der S
macht, daß Ihr den Kopf verliert. Es gibt
Schwur mehr, wenn Dona Aissa nicht komm
kommt nicht, ziehen wir weiter."

„Es ist noch nicht Zeit, Musaron; die H
bleibt mir, ich habe noch Hoffnung! Ich werde
mer haben, denn ich werde sie immer lieben!"

„Ich möchte nur eine halbe Stunde mit de

nen schwarzbraunen Hafiz sprechen," brummte Musaron. „Ich möchte ihm nur ins Gesicht schauen..."

„Ei! was vermag Hafiz gegen den allmächtigen Willen von Dona Maria?... Sie muß man anklagen, Musaron, sie... oder vielmehr mein Mißgeschick!"

Es vergingen noch acht Tage, und nichts kam aus Spanien. Agenor wäre beinahe vor Ungeduld und Musaron beinahe vor Zorn wahnsinnig geworden.

Nach Verlauf dieser acht Tage waren fünftausend Mann an der Grenze ausgebreitet. Wagen mit Lebensmitteln, einige, wie man sagte, auch mit Geld beladen, begleiteten diese imposanten Streitkräfte.

Die Leute des Sire von Laval, die Bretagner von Frau Tiphaine Raguenel warteten auch voll Ungeduld auf die Rückkehr ihres Boten, um zu erfahren, ob der Prinz von Wales den Connetable freizulassen einwilligte.

Endlich kam der Bote an und Agenor eilte ihm bis zum Fluß entgegen.

Der Bote hatte den Connetable gesehen, er hatte ihn umarmt; er war von dem englischen Prinzen festlich bewirthet worden und hatte von der Prinzessin von Wales ein herrliches Geschenk erhalten. Diese Prinzessin hatte ihm gnädigst gesagt, sie erwarte den braven Ritter von Mauleon, um seine Ergebenheit zu belohnen, und die Tugend ehre alle Menschen, von welcher Nation sie auch sein möchten.

Dieser Bote fügte bei, der Prinz habe die sechsunddreißigtausend Goldgulden auf Abschlag angenommen, und die Prinzessin habe, da sie ihn einen Augenblick zögern gesehen, gesagt:

„Mein Herr Gemahl, der gute Connetable soll durch mich, die ich ihn ebenso sehr bewundere, als seine Landsleute, frei werden. Wir sind ein wenig Bretagner, wir von Großbritannien; ich werde dreißigtausend Goldgulden zum Lösegeld von Messire Bertrand bezahlen."

Daraus ging hervor, daß der Connetable frei wer-

den sollte, wenn er es nicht schon vor der Bezal
lung war.

Diese Nachrichten machten alle Bretagner, die d
Lösegeld geleiteten, vor Freude springen, und da s
die Freude leichter mittheilt, als der Schmerz, so stieß
alle bei Rianzares versammelten Truppen ein Freude
geschrei aus, worüber die alten Berge bis in ihre Gr
nitwurzeln erbebten.

„Ziehen wir in Spanien ein und führen wir u
fern Connetable zurück!“ riefen die Bretagner.

„Wir müssen wohl,“ sagte ganz leise Musaron
Agenor.

„Keine Aissa mehr, kein Schwur mehr; die Z
vergeht, vorwärts, Herr!“

Und seiner glühenden Ungeduld nachgebend, erw
derte Mauleon:

„Vorwärts!“

Neun Tage nach der von Maria Padilla für d
Ankunft der Maurin festgesetzten Frist zog die klei
Truppe, begleitet von den Wünschen und Segnung
Aller, durch den Engpaß.

„Wir werden sie vielleicht unter Weges finden
sprach Musaron, um seinen Herrn vollends zu b
stimmen.

Wir unsererseits gehen ihnen an den Hof des K
nigs Don Pedro voran; wir entdecken wohl die Ursa
dieses Verzugs von schlimmer Vorbedeutung, und theil
sie dann dem Leser mit.

## Dreiundfünfzigstes Kapitel.

### Gildaz.

Dona Maria verweilte auf ihrer Terrasse und zählte die Tage und die Stunden, denn für sich und für Aissa errieth, oder fühlte sie vielmehr ein Unglück in der beharrlichen Ruhe des Mauren.

Mothril war nicht der Mann, der so einschlief; nie hatte er seine Rachgier so zu verstellen gewußt, daß nichts dieselbe während vierzehn langer Tage seinen Feinden verrathen hätte.

Ganz beschäftigt, dem König Feste zu geben, Geld für die Kassen von Don Pedro herbeizuschaffen, ganz bereit, die Saracenen als Hülfstruppen in Spanien einziehen zu lassen und endlich die zwei verheißenen Kronen auf der Stirne seines Herrn zu vereinigen... dies war Mothril dem Scheine nach. Er vernachläßigte Aissa, er sah sie nur ein einziges Mal am Abend, und beinahe immer begleitet von Don Pedro, der dem Mädchen die seltensten und prachtvollsten Geschenke schickte.

Gewarnt einmal durch ihre Liebe für Mauleon, sodann durch ihre Freundschaft für Dona Maria, nahm Aissa die Geschenke an, um sie hernach zu verachten, wenn sie dieselben empfangen hatte; indem sie sich dabei mit derselben Kälte gegen den Prinzen benahm, ohne zu vermuthen, daß sie hiedurch ein glühendes Verlangen aufstachelte, suchte sie für dieses Benehmen einen Dank in dem Blick von Dona Maria, wenn sie dieser begegnete.

Dona Maria sagte ihr auch durch einen solchen Blick:

„Hoffe! der Plan, den wir entworfen haben, re
jeden Tag in seinem Schatten; mein Bote wird zurü
kommen und Dir sowohl die Liebe Deines schönen R
ters, als die Freiheit bringen, ohne die es keine wah
Liebe gibt."

Endlich glänzte der Tag, nach dem sie sich so glühe
sehnte, für Dona Maria.

Es war einer von jenen Morgen, wie sie mit de
Sommer unter dem schönen Himmel Spaniens hervo
brechen; der Thau zitterte an jedem Blatt auf d
von Blüthen duftenden Terrassen von Aissa, wo Do
Maria die uns bekannte Alte in ihr Zimmer eintret
sah.

„Senora!" sagte sie mit einem langen Seufz
„Senora!"

„Nun! was gibt es?"

„Senora, Hafiz ist da."

„Hafiz! . . . wer ist das?"

„Der Begleiter von Gildaz, Senora."

„Wie! Hafiz und nicht Gildaz?"

„Hafiz und nicht Gildaz, ja, Senora."

„Mein Gott! er trete ein; weißt Du sonst no
etwas?"

„Nein, Hafiz wollte mir nichts sagen, nichts; u
seht Ihr, Senora, ich weine, weil das Stillschweig
von Hafiz grausamer ist, als alle unheilvolle Wor
eines Andern sein könnten."

„Auf, tröste Dich," sprach Dona Maria ganz scha
ernd, „tröste Dich, es ist nichts, eine Zögerung oh
Zweifel, und nicht mehr."

„Warum ist dann Hafiz nicht aufgehalten worden

„Siehst Du, was mich im Gegentheil tröstet,
die Rückkehr von Hafiz; Gildaz hätte ihn nicht bei s
behalten, da er mich unruhig wußte, er schickt ihn, u
folglich sind die Nachrichten gut."

Die Amme war nicht leicht zu trösten; überd

ag wenig Wahrscheinlichkeit in den zu hastigen Trö-
tungen ihrer Gebieterin.

Hasiz trat ein.

Er war ruhig und demüthig wie gewöhnlich. Sein
luge drückte Ehrfurcht aus, wie das Auge der Katzen
nd Tiger, das, erweitert Jedem gegenüber, der sie fürchtet,
ch zusammenzieht und halb schließt, wenn man sie
it einem Zorn oder einem beherrschenden Willen an-
chaut.

„Wie! allein?" fragte Maria Padilla.

„Ja, allein, hohe Frau," erwiederte schüchtern
Hasiz.

„Und Gildaz?"

„Gildaz, Herrin," antwortete der Saracene um-
herschauend, „Gildoz ist todt."

„Todt!" rief Dona Maria Padilla, voll Angst die
Hände faltend; „todt! armer Junge! ist es möglich?"

„Edle Frau, das Fieber hat ihn auf der Reise be-
fallen."

„Ihn, der so kräftig!"

„Kräftig in der That; doch der Wille Gottes ist
stärker, als der des Menschen," erwiederte spruchartig
Hasiz.

„Ein Fieber, oh! . . . . und warum hat er mich
nicht davon in Kenntniß gesetzt?"

„Hohe Frau, wir waren Beide auf der Reise; in
der Gascogne wurden wir in einem Engpaß von Berg-
bewohnern überfallen, welche der Klang des Goldes
angelockt hatte."

„Der Klang des Goldes: Unvorsichtige!"

„Der französische Herr hatte uns Gold gegeben,
er war so freudig! Gildaz glaubte sich allein in diesen
Bergen, allein mit mir, und es kam ihm der Gedanke,
unsern Schatz noch einmal zu zählen; da wurde er
plötzlich von einem Pfeil getroffen, und wir sahen mehrere
bewaffnete Männer sich uns nähern. Gildaz war tapfer,
wir vertheidigten uns."

„Mein Gott!“

„Als wir unterlagen, denn Gildaz war verwunde
sein Blut floß . . .“

„Armer Gildaz! und Du?“

„Ich auch, Herrin,“ sprach Hafiz, indem er langsa
seinen weiten Aermel aufschlug und einen vom Eis
eines Dolches durchfurchten Arm zeigte; „als wir ve
wundet waren, nahm man uns unser Geld, und sogle
entflohen die Räuber.“

„Hernach, mein Gott! hernach?“

„Hernach, Herrin, wurde Gildaz vom Fieber h
fallen, und er fühlte sich dem Tode nahe.“

„Hat er nichts gesagt?“

„Doch, Herrin, als seine Augen schwer wurde
sagte er zu mir: „„Höre, Du wirst entkommen! sei g
treu, wie ich es war; eile zu unserer Gebieterin un
händige ihr dieses Päckchen ein, das mir der französisch
Herr anvertraut hat.““ Hier ist es.“

Hafiz zog aus seinem Busen einen seidenen, ga
von Dolchstichen durchlöcherten und mit Blut befleckte
Umschlag.

Dona Maria berührte schauernd die Seide, unter
suchte den Inhalt und sprach:

„Dieser Brief ist geöffnet worden.“

„Geöffnet!“ rief der Saracene, und riß die Auge
erstaunt weit auf.

„Ja, das Siegel ist zerbrochen.“

„Ich weiß es nicht.“ erwiederte Hafiz.

„Du hast ihn geöffnet, Du?“

„Ich! ich kann nicht lesen, Herrin.“

„Irgend Jemand also?“

„Nein, Herrin, schau wohl die Oeffnung an de
Stelle des Siegels an: der Pfeil des Gebirgers hat da
Wachs und das Pergament durchbohrt.“

„Es ist wahr! es ist wahr!“ sagte Dona Mari
noch mißtrauisch.

„Und das Blut von Gildaz iſt um die Riſſe verbreitet.“

„Es iſt wahr! armer Gildaz!“

Und einen letzten Blick auf den Saracenen heftend, fand die junge Frau dieſen ſo ruhig, ſo einfältig, fand ſie ſo vollkommen ſtumm dieſe kindiſche Phyſiognomie, daß ſie keinen Verdacht behalten konnte.

„Erzähle mir das Ende, Hafiz.“

„Das Ende, Herrin, iſt, daß mir Gildaz kaum den Brief übergeben hatte, als er verſchied; ſogleich eilte ich von dannen, wie er es mir geſagt hatte, und arm, ungerig, aber ſtets rennend, bin ich angekommen, um Dir die Botſchaft zu bringen.“

„Oh! Du ſollſt gut belohnt werden, Kind,“ ſprach Dona Maria bis zu Thränen bewegt; „ja, Du ſollſt mich nicht verlaſſen, und wenn Du treu biſt, wenn Du verſtändig biſt . . .“

Ein Blitz erſchien auf der Stirne des Mauren, ein Blitz, der ebenſo ſchnell erloſch, als er ſich entzündet hatte.

Nun las Maria den uns bekannten Brief, verglich die Data und ſagte, ſich dem natürlichen Ungeſtüm ihres Charakters hingebend, zu ſich ſelbſt:

„Auf! auf zum Werke.“

Sie ſchenkte dem Saracenen eine Handvoll Gold und ſprach zu ihm:

„Ruhe aus, guter Hafiz, und in einigen Tagen halte Dich bereit; ich werde mich Deiner bedienen.“

Der junge Menſch ging ſtrahlend weg; er berührte, ein Gold und ſeine Freude mit ſich nehmend, die Schwelle, als die Seufzer der Amme ſtärker hervorbrachen. Sie hatte die unſelige Kunde vernommen.

Augen, mit allen Krümmungen vertraut, jeden Busch jeden Stein, jeden Schatten kannten, und er erriet den Tritt eines Maulthiers auf eine Entfernung von zwei Meilen.

Aissa kam nicht; es kam nichts von Spanien.

Im Gegentheil aber kamen von Frankreich in Zwischenräumen, welche wie durch den Zeiger einer Uhr abgemessen waren, Truppen von Kriegsleuten, welche ihre Stellung in der Umgegend nahmen und ein Signal abzuwarten schienen, um gleichzeitig über die Grenze zu ziehen.

Die Anführer dieser verschiedenen Truppen pflogen eine Unterredung bei der Ankunft jeder neuen Truppe, und tauschten in einigen Minuten ein Losungswort und Instructionen aus, die ihnen genügend erschienen, den ohne eine andere Vorsichtsmaßregel verkehrten Leute von allen Waffen und allen Ländern mit einander und lebten in vollkommenem Einverständniß.

An dem Tag, wo Mauleon, minder mit Aissa beschäftigt, mehr über diese Ankunft von Menschen und Pferden wissen wollte, erfuhr er, daß diese verschiedenen Truppen auf einen Oberanführer und auf neue Verstärkungen warteten, um in Spanien einzuziehen.

„Und wie heißt dieser Anführer?“ fragte er.

„Wir wissen es nicht; er wird uns mit seinem Namen selbst bekannt machen.“

„So wird alle Welt in Spanien einziehen, nur ich nicht!“ rief Agenor in Verzweiflung. „Oh! mein Schwur, mein Schwur!“

„Ei! edler Herr,“ erwiederte Musaron, „der Schwur macht, daß Ihr den Kopf verliert. Es gibt kein Schwur mehr, wenn Dona Aissa nicht kommt; kommt nicht, ziehen wir weiter.“

„Es ist noch nicht Zeit, Musaron; die Hoffnung bleibt mir, ich habe noch Hoffnung! Ich werde sie immer haben, denn ich werde sie immer lieben!“

„Ich möchte nur eine halbe Stunde mit dem Ka

en schwarzbraunen Hafiz sprechen," brummte Nusaron. Ich möchte ihm nur ins Gesicht schauen..."

„Ei! was vermag Hafiz gegen den allmächtigen Willen von Dona Maria?... Sie muß man anklagen, Nusaron, sie... oder vielmehr mein Mißgeschick!"

Es vergingen noch acht Tage, und nichts kam aus Spanien. Agenor wäre beinahe vor Ungeduld und Nusaron beinahe vor Zorn wahnsinnig geworden.

Nach Verlauf dieser acht Tage waren fünftausend Mann an der Grenze ausgebreitet. Wagen mit Lebensmitteln, einige, wie man sagte, auch mit Geld beladen, begleiteten diese imposanten Streitkräfte.

Die Leute des Sire von Laval, die Bretagner von Frau Tiphaine Raguenel warteten auch voll Ungeduld auf die Rückkehr ihres Boten, um zu erfahren, ob der Prinz von Wales den Connetable freizulassen einwilligte.

Endlich kam der Bote an und Agenor eilte ihm bis zum Fluß entgegen.

Der Bote hatte den Connetable gesehen, er hatte ihn umarmt; er war von dem englischen Prinzen festlich bewirthet worden und hatte von der Prinzessin von Wales ein herrliches Geschenk erhalten. Diese Prinzessin hatte ihm gnädigst gesagt, sie erwarte den braven Ritter von Mauleon, um seine Ergebenheit zu belohnen, und die Tugend ehre alle Menschen, von welcher Nation sie auch sein möchten.

Dieser Bote fügte bei, der Prinz habe die sechsunddreißigtausend Goldgulden auf Abschlag angenommen, und die Prinzessin habe, da sie ihn einen Augenblick zögern gesehen, gesagt:

„Mein Herr Gemahl, der gute Connetable soll durch mich, die ich ihn ebenso sehr bewundere, als seine Landsleute, frei werden. Wir sind ein wenig Bretagner, wir von Großbritannien; ich werde dreißigtausend Goldgulden zum Lösegeld von Messire Bertrand bezahlen."

Daraus ging hervor, daß der Connetable frei wer-

den sollte, wenn er es nicht schon vor der
lung war.

Diese Nachrichten machten alle Bretagner,
Lösegeld geleiteten, vor Freude springen, und
die Freude leichter mittheilt, als der Schmerz, so
alle bei Rianzares versammelten Truppen ein Fr
geschrei aus, worüber die alten Berge bis in ihr
nitwurzeln erbebten.

„Ziehen wir in Spanien ein und führen w
fern Connetable zurück!“ riefen die Bretagner.

„Wir müssen wohl,“ sagte ganz leise Musa
Agenor.

„Keine Aissa mehr, kein Schwur mehr; di
vergeht, vorwärts, Herr!“

Und seiner glühenden Ungeduld nachgebend,
derte Mauleon:

„Vorwärts!“

Neun Tage nach der von Maria Padilla
Ankunft der Maurin festgesetzten Frist zog die
Truppe, begleitet von den Wünschen und Segn
Aller, durch den Engpaß.

„Wir werden sie vielleicht unter Weges
sprach Musaron, um seinen Herrn vollends
stimmen.

Wir unsererseits gehen ihnen an den Hof d
nigs Don Pedro voran; wir entdecken wohl die
dieses Verzugs von schlimmer Vorbedeutung, und
sie dann dem Leser mit.

## Dreiundfünfzigstes Kapitel.

### Gildaz.

Dona Maria verweilte auf ihrer Terrasse und zählte ie Tage und die Stunden, denn für sich und für Aissa rrieth, oder fühlte sie vielmehr ein Unglück in der be- arrlichen Ruhe des Mauren.

Mothril war nicht der Mann, der so einschlief; nie atte er seine Rachgier so zu verstellen gewußt, daß ichts dieselbe während vierzehn langer Tage seinen feinden verrathen hätte.

Ganz beschäftigt, dem König Feste zu geben, Geld ür die Kassen von Don Pedro herbeizuschaffen, ganz ereit, die Saracenen als Hülfstruppen in Spanien inziehen zu lassen und endlich die zwei verheißenen kronen auf der Stirne seines Herrn zu vereinigen... ies war Mothril dem Scheine nach. Er vernach- äßigte Aissa, er sah sie nur ein einziges Mal am Abend, nd beinahe immer begleitet von Don Pedro, der dem Mädchen die seltensten und prachtvollsten Geschenke chickte.

Gewarnt einmal durch ihre Liebe für Mauleon, ddann durch ihre Freundschaft für Dona Maria, nahm liissa die Geschenke an, um sie hernach zu verachten, enn sie dieselben empfangen hatte; indem sie sich da- ei mit derselben Kälte gegen den Prinzen benahm, ohne u vermuthen, daß sie hiedurch ein glühendes Verlangen ufstachelte, suchte sie für dieses Benehmen einen Dank dem Blick von Dona Maria, wenn sie dieser be- egnete.

Dona Maria sagte ihr auch durch einen solchen lick:

„Hoffe! der Plan, den wir entworfen haben, w
jeden Tag in seinem Schatten; mein Bote wird zur
kommen und Dir sowohl die Liebe Deines schönen
ters, als die Freiheit bringen, ohne die es keine wa
Liebe gibt."

Endlich glänzte der Tag, nach dem sie sich so glüh
sehnte, für Dona Maria.

Es war einer von jenen Morgen, wie sie mit
Sommer unter dem schönen Himmel Spaniens herv
brechen; der Thau zitterte an jedem Blatt auf
von Blüthen duftenden Terrassen von Aissa, wo D
Maria die uns bekannte Alte in ihr Zimmer eintr
sah.

„Senora!" sagte sie mit einem langen Seuf
„Senora!"

„Nun! was gibt es?"

„Senora, Hasiz ist da."

„Hasiz! . . . wer ist das?"

„Der Begleiter von Gildaz, Senora."

„Wie! Hasiz und nicht Gildaz?"

„Hasiz und nicht Gildaz, ja, Senora."

„Mein Gott! er trete ein; weißt Du sonst
etwas?"

„Nein, Hasiz wollte mir nichts sagen, nichts;
seht Ihr, Senora, ich weine, weil das Stillschwei
von Hasiz grausamer ist, als alle unheilvolle W
eines Andern sein könnten."

„Auf, tröste Dich," sprach Dona Maria ganz sch
ernd, „tröste Dich, es ist nichts, eine Zögerung
Zweifel, und nicht mehr."

„Warum ist dann Hasiz nicht aufgehalten worde

„Siehst Du, was mich im Gegentheil tröstet,
die Rückkehr von Hasiz; Gildaz hätte ihn nicht bei
behalten, da er mich unruhig wußte, er schickt ihn,
folglich sind die Nachrichten gut."

Die Amme war nicht leicht zu trösten; über

ag wenig Wahrscheinlichkeit in den zu hastigen Trö-
tungen ihrer Gebieterin.

Hafiz trat ein.

Er war ruhig und demüthig wie gewöhnlich. Sein
luge drückte Ehrfurcht aus, wie das Auge der Katzen
nd Tiger, das, erweitert Jedem gegenüber, der sie fürchtet,
ich zusammenzieht und halb schließt, wenn man sie
nit einem Zorn oder einem beherrschenden Willen an-
chaut.

„Wie! allein?“ fragte Maria Padilla.

„Ja, allein, hohe Frau,“ erwiederte schüchtern
Hafiz.

„Und Gildaz?“

„Gildaz, Herrin,“ antwortete der Saracene um-
herschauend, „Gildaz ist todt.“

„Todt!“ rief Dona Maria Padilla, voll Angst die
Hände faltend; „todt! armer Junge! ist es möglich?“

„Gute Frau, das Fieber hat ihn auf der Reise be-
fallen.“

„Ihn, der so kräftig!“

„Kräftig in der That; doch der Wille Gottes ist
stärker, als der des Menschen,“ erwiederte spruchartig
Hafiz.

„Ein Fieber, oh! . . . . und warum hat er mich
nicht davon in Kenntniß gesetzt?“

„Hohe Frau, wir waren Beide auf der Reise; in
der Gascogne wurden wir in einem Engpaß von Berg-
bewohnern überfallen, welche der Klang des Goldes
angelockt hatte.“

„Der Klang des Goldes: Unvorsichtige!“

„Der französische Herr hatte uns Gold gegeben,
er war so freudig! Gildaz glaubte sich allein in diesen
Bergen, allein mit mir, und es kam ihm der Gedanke,
unsern Schatz noch einmal zu zählen; da wurde er
plötzlich von einem Pfeil getroffen, und wir sahen mehrere
bewaffnete Männer sich uns nähern. Gildaz war tapfer,
wir vertheidigten uns.“

„Mein Gott!“

„Als wir unterlagen, denn Gildaz war vern
sein Blut floß . . .“

„Armer Gildaz! und Du?“

„Ich auch, Herrin,“ sprach Hafiz, indem er lo
seinen weiten Aermel aufschlug und einen vom
eines Dolches durchfurchten Arm zeigte; „als wi
wundet waren, nahm man uns unser Geld, und f
entflohen die Räuber.“

„Hernach, mein Gott! hernach?“

„Hernach, Herrin, wurde Gildaz vom Fieb
fallen, und er fühlte sich dem Tode nahe.“

„Hat er nichts gesagt?“

„Doch, Herrin, als seine Augen schwer w
sagte er zu mir: „„Höre, Du wirst entkommen!
treu, wie ich es war; eile zu unserer Gebieteri
händige ihr dieses Päckchen ein, das mir der franz
Herr anvertraut hat.““ Hier ist es.“

Hafiz zog aus seinem Busen einen seidenen,
von Dolchstichen durchlöcherten und mit Blut bef
Umschlag.

Dona Maria berührte schauernd die Seide,
suchte den Inhalt und sprach:

„Dieser Brief ist geöffnet worden.“

„Geöffnet!“ rief der Saracene, und riß die
erstaunt weit auf.

„Ja, das Siegel ist zerbrochen.“

„Ich weiß es nicht,“ erwiederte Hafiz.

„Du hast ihn geöffnet, Du?“

„Ich! ich kann nicht lesen, Herrin.“

„Irgend Jemand also?“

„Nein, Herrin, schau wohl die Oeffnung a
Stelle des Siegels an: der Pfeil des Gebirgers h
Wachs und das Pergament durchbohrt.“

„Es ist wahr! es ist wahr!“ sagte Dona
noch mißtrauisch.

„Und das Blut von Gildaz ist um die Risse verbreitet.“

„Es ist wahr! armer Gildaz!“

Und einen letzten Blick auf den Saracenen heftend, fand die junge Frau diesen so ruhig, so einfältig, fand sie so vollkommen stumm diese kindische Physiognomie, daß sie keinen Verdacht behalten konnte.

„Erzähle mir das Ende, Hasiz.“

„Das Ende, Herrin, ist, daß mir Gildaz kaum den Brief übergeben hatte, als er verschied; sogleich eilte ich von dannen, wie er es mir gesagt hatte, und arm, hungerig, aber stets rennend, bin ich angekommen, um Dir die Botschaft zu bringen.“

„Oh! Du sollst gut belohnt werden, Kind,“ sprach Dona Maria bis zu Thränen bewegt; „ja, Du sollst mich nicht verlassen, und wenn Du treu bist, wenn Du verständig bist . . .“

Ein Blitz erschien auf der Stirne des Mauren, ein Blitz, der ebenso schnell erlosch, als er sich entzündet hatte.

Nun las Maria den uns bekannten Brief, verglich die Data und sagte, sich dem natürlichen Ungestüm ihres Charakters hingebend, zu sich selbst:

„Auf! auf zum Werke.“

Sie schenkte dem Saracenen eine Handvoll Gold und sprach zu ihm:

„Ruhe aus, guter Hasiz, und in einigen Tagen halte Dich bereit; ich werde mich Deiner bedienen.“

Der junge Mensch ging strahlend weg; er berührte, sein Gold und seine Freude mit sich nehmend, die Schwelle, als die Seufzer der Amme stärker hervorbrachen. Sie hatte die unselige Kunde vernommen.

## Vierundfünfzigstes Kapitel.

### Vom Auftrag von Hafiz, und wie er ihn vollz

Am Vorabend des Tages, wo Hafiz Dona
den Brief von Frankreich gebracht, fand sich ein
an den Thoren der Stadt ein und verlangte den
Herrn Mothril zu sprechen.

Mothril, der eben sein Gebet in der Mosch
richtete, verließ Alles, um diesem seltsamen Bo
folgen, der keinen sehr hohen und mächtigen Ge
verkündigen mußte.

Als Mothril kaum mit seinem Führer die
verlassen hatte, erblickte er auf einer Heide ein
andalusisches Pferd, das hier weidete, und, in den
lichen Gras unter Kieselsteinen liegend, den Sar
Hafiz, der mit seinen großen Augen Alles bespäht
aus der Stadt kam.

Von Mothril bezahlt, war der Hirte wie
seinen magern Ziegen auf den Bergabhang zu
laufen. Mothril, der erste Minister, setzte sich
Etiquette vergessend, zu dem finsteren Knaben n
unbeweglichen Gesichte und sagte:

„Gott sei mit Dir, Hafiz! Du kommst also z

„Ja, Herr, hier bin ich."

„Und Du hast Deinen Gefährten fern gen
lassen, daß er nichts vermuthet?"

„Sehr fern, Herr; er vermuthet sicherlich

Mothril kannte seinen Boten . . . . er wuß
sehr der Milderungsausdruck ein allgemeines Be
für die Araber ist, die es sich zu einer Haupt
machen, es so lange als möglich zu vermeide
Wort todt auszusprechen.

„Du hast den Brief?“ fragte er.

„Ja, Herr.“

„Wie hast Du ihn Dir verschafft?“

„Hätte ich Gildaz darum gebeten, so würde er ihn mir verweigert haben. Hätte ich ihm den Brief mit Gewalt nehmen wollen, so würde er mich geschlagen und ohne Zweifel getödtet haben, da er stärker war, als ich.“

„Du hast List gebraucht?“

„Ich wartete, bis er mit mir in das Herz des Gebirges gekommen war, das die Grenze von Spanien und Frankreich bildete; die Pferde waren sehr müde; Gildaz ließ sie ausruhen, und entschlief selbst auf dem Moos am Fuß eines großen Felsen.

„Ich wählte diesen Augenblick, näherte mich Gildaz kriechend, und stieß ihm meinen Dolch in die Brust: er streckte die Arme aus, gab einen dumpfen Schrei von sich, und seine Hände wurden ganz von Blut benetzt.

„Doch er war nicht todt, ich fühlte es wohl. Es gelang ihm, seinen Säbel zu ziehen und mich in den linken Arm zu schlagen; ich durchbohrte ihm das Herz mit meinem Messer, und er starb auf der Stelle.

„Der Brief war im Wamms, ich zog ihn heraus: dann marschirte ich die ganze Nacht in der Richtung des Windes mit meinem kleinen Pferd, und überließ den Leichnam und das andere Pferd den Wölfen und den Raben. Ich zog über die Grenze und vollendete meine Reise, ohne beunruhigt zu werden. Hier ist der Brief, den ich Dir versprochen habe.“

Mothril nahm das Pergament, dessen Siegel zwar unversehrt, der aber von dem Dolch von Hafiz auf dem Herz von Gildaz völlig durchstochen worden war.

Mit einem Pfeil, den er aus dem Köcher einer Wache nahm, durchlöcherte er das Siegel dergestalt, daß die Seide am Wachs zerrissen wurde, und durchlief sofort gierig den Brief.

„Gut," sagte er, „wir werden Alle bei der
sammenkunft sein."

Und er versank in ein Träumen. Hafiz wartete

„Was habe ich zu thun, Herr?"

„Du steigst wieder zu Pferde, nimmst diesen B
mit, und klopfst beim Morgenroth an die Thüre
Dona Maria. Du meldest ihr, die Gebirger ha
Gildaz angegriffen und mit Pfeilen und Dolchen
wundet; sterbend habe er Dir den Brief übergeben.
wird Alles sein."

„Gut, Herr."

„Auf, reite die ganze Nacht; Deine Kleider mü
am Morgen vom Thau durchnäßt sein, Dein P
muß schwitzen, als ob Du eben erst ankämest. Und d
erwarte meine Befehle und nähere Dich vor acht Ta
meinem Hause nicht."

„Ist der Prophet mit mir zufrieden?"

„Ja, Hafiz."

„Ich danke, Herr."

So war der Brief entsiegelt worden, so war
Sturm beschaffen, der über dem Haupte von D
Maria tobte.

Mothril blieb indessen nicht bei dem stehen, wa
gethan hatte. Er erwartete den Morgen, schmückte
mit prächtigen Kleidern und begab sich zu Don Pe

Als der Maure beim König eintrat, fand
den Fürsten, der in einem großen Lehnstuhl von Sam
saß und maschinenmäßig mit den Ohren eines jun
Wolfes spielte, den er zu seinem Vergnügen zähmte

An seiner Linken saß in einem ähnlichen Lehns
Dona Maria, bleich und wie ergrimmt. Seitdem
hier so nahe bei Don Pedro war, hatte der P
wirklich, ohne Zweifel mit anderen Gedanken besch
tigt, kein Wort an sie gerichtet.

Stolz wie die Frauen ihres Landes, verschl
Dona Maria diese Schmach mit Ungeduld. Sie sp
auch nicht, und da sie keinen vertrauten Wolf zu n

hatte, so häufte sie nur in ihrem Herzen Mißtrauen auf Mißtrauen, Zorn auf Zorn, Pläne auf Pläne an.

Mothril trat ein, und dies war für Maria Padilla eine Gelegenheit, geräuschvoll abzugehen.

„Ihr geht, edle Frau?“ sagte Don Pedro, unwillkührlich unruhig über diesen wüthenden Abgang, den er durch den gleichgültigen Empfang, welchen er seiner Geliebten zu Theil werden ließ, hervorgerufen hatte.

„Ja,“ antwortete sie, „ich gehe und will die Huld schonen, von der Ihr ohne Zweifel für den Saracenen Mothril Vorrath sammelt.“

Mothril hörte dies, doch er schien sich nicht darüber zu ärgern. Wäre Dona Maria minder wüthend gewesen, so hätte sie errathen, die Ruhe des Mauren entspringe aus der geheimen Sicherheit eines nahe bevorstehenden Triumphes.

Doch der Zorn berechnet nicht; er trägt genug Befriedigung in sich. Er ist wirklich eine Leidenschaft. Wer ihn sättigt, findet ein Vergnügen darin.

„Sire,“ sprach Mothril, einen tiefen Schmerz heuchelnd, „ich sehe, mein König ist nicht glücklich.“

„Nein,“ erwiederte Don Pedro mit einem Seufzer.

„Wir haben viel Gold,“ fuhr Mothril fort, „Cordua hat gesteuert.“

„Desto besser,“ sagte der König mit gleichgültigem Ton.

„Sevilla bewaffnet zwölftausend Mann; wir gewinnen zwei Provinzen.“

„Ah!“ machte der König mit demselben Ton.

„Wenn der Usurpator nach Spanien zurückkehrt, so denke ich, daß wir ihn im Verlauf von acht Tagen in einer Feste einschließen . . . gefangen nehmen . . . .“

Nie hatte der Name des Usurpators einen heftigen Sturm beim König zu erregen verfehlt; diesmal begnügte sich Don Pedro, ohne Wuth zu erwiedern:

„Er kommel Du hast Gold, Soldaten; wir nehmen

ihn gefangen, wir lassen ihn richten, und man sch
ihm den Kopf ab."

Mothril näherte sich in diesem Augenblick dem K
und sagte:

„Ja, mein König ist sehr unglücklich."

„Und warum, Freund?"

„Weil Dir das Geld nicht mehr gefällt, weil
Macht Dich anekelt, weil Du nichts mehr Süßes in
Rache siehst, weil Du endlich für Deine Geliebte ke
Blick der Liebe mehr findest."

„Es ist wahr, ich liebe sie nicht mehr, und wo
dieser Leere meines Herzens finde ich nichts mehr w
schenswerth."

„Wenn dieses Herz so leer scheint, König, so sch
es wohl so, weil es voll von Wünschen ist? Der Wu
Du weißt es, ist die in den Schläuchen eingeschlo
Luft."

„Ich weiß es, ja, mein Herz ist voll von W
schen."

„Du liebst also?"

„Ja, ich glaube, daß ich liebe."

„Du liebst Aissa, die Tochter eines mächtigen
narchen ... Oh! ich bedaure und beneide Dich zugl
denn Du kannst sehr glücklich oder sehr beklagensw
sein, hoher Herr."

„Es ist wahr, Mothril, ich bin sehr zu beklag

„Damit willst Du sagen, sie liebe Dich nicht?

„Nein, sie liebt mich nicht."

„Glaubst Du, hoher Herr, dieses Blut, so rein
das einer Göttin, werde von den Leidenschaften ben
denen eine andere Frau nachgeben würde? Aissa i
nicht für den Harem eines wollüstigen Fürsten; s
ist eine Königin und wird nur auf einem Thron lä
Siehst Du, mein König, es gibt Blumen, die sich
auf dem Gipfel der Berge erschließen."

„Ein Thron .... Ich, Aissa heirathen! Mo
was würden die Christen sagen?"

„Wer sagt Dir, hoher Herr, Dona Aissa werde
icht, wenn sie Dich liebt, weil Du ihr Gemahl sein
irst, Dir ihren Gott zum Opfer bringen, da sie Dir
ann ihre Seele zum Opfer gebracht hat?"

Ein fast wollüstiger Seufzer entschlüpfte der Brust
es Königs.

„Sie würde mich lieben! . . . "

„Sie wird Dich lieben!"

„Nein, Mothril."

„Nun, hoher Herr, versinke in den Schmerz, da
Du nicht würdig bist, glücklich zu sein; denn Du ver-
weifelst vor dem Ziel."

„Aissa flieht mich."

„Ich glaubte, die Christen wären geistreicher, um
die Liebe der Frauen zu errathen. Bei uns drängen
sich die Leidenschaften zusammen und verschwinden schein-
bar unter der dichten Lage der Sklaverei; doch unsere
Frauen, die so frei sind, Alles zu sagen, und folglich
Alles zu verbergen, machen uns hellsichtiger, um in
ihren Herzen zu lesen. Wie soll die stolze Aissa sichtbar
denjenigen lieben, welcher nur geleitet von einer Frau
der Nebenbuhlerin von allen Frauen geht, die Don
Pedro lieben würden."

„Aissa wäre eifersüchtig?"

Ein Lächeln des Mauren war seine Antwort, dann
fügte er bei:

„Bei uns ist die Turteltaube eifersüchtig auf ihre
Gefährtin, und das edle Pantherthier kämpft mit Zäh-
nen und Klauen mit dem Pantherthier in Gegenwart
des Tigers, der das eine oder das andere wählen soll."

„Ah! Mothril, ich liebe Aissa."

„Heirathe sie."

„Und Dona Maria?"

„Der Mann, der seine Frau hat tödten lassen, um
einer Geliebten nicht zu mißfallen, zögert, diese Ge-
liebte, die er nicht mehr liebt, zu verabschieden, um fünf

Millionen Unterthanen und eine Liebe, welche köst
iſt, als die ganze Erde, zu erobern?"

„Du haſt Recht, doch Dona Maria würde da
ſterben."

Der Maure lächelte abermals.

„Sie liebt Dich alſo ſehr?"

„Ob ſie mich liebt! Du zweifelſt daran?"

„Ja, Herr."

Don Pedro erbleichte.

„Er liebt ſie noch," dachte Mothril; „wir w
ſeine Eiferſucht nicht erregen, denn er würde ſie
Anderen vorziehen."

„Ich zweifle daran," ſagte er, „nicht als o
untreu wäre, das glaube ich nicht, ſondern weil
während ſie ſich minder geliebt ſieht, beharrlich be
zu leben trachtet."

„Ich hätte das Liebe genannt, Mothril."

„Ich nenne dieſes Gefühl Ehrgeiz."

„Du würdeſt Maria wegjagen?"

„Um Aiſſa zu erhalten, ja."

„Oh! nein . . . nein!"

„Leide alſo, leide."

„Ich glaubte," ſprach Don Pedro, indem er
entflammten Blick auf Mothril heftete, „ich gla
wenn Du Deinen König leiden ſehen würdeſt, h
Du nicht den Muth, zu ſagen: „„Leide!"" Ich gla
Du würdeſt unfehlbar ausrufen: „„Ich werde Die
leichtern, hoher Herr.""

„Auf Koſten der Ehre eines großen Königs m
Landes, nein; eher den Tod."

Don Pedro blieb in eine düſtere Träumerei
ſunken.

„Ich werde alſo ſterben," ſagte er, „denn ich
dieſes Mädchen, oder vielmehr," rief er mit einer
heimlichen Flamme in den Augen, „nein, ich
nicht ſterben."

Mothril kannte den König genau und wußte, daß kein Damm stark genug war, den Strom der Leidenschaften bei diesem unbändigen Mann aufzuhalten.

„Er würde Gewalt gebrauchen," dachte er, „verhindern wir es, daß es hiezu kommt."

„Hoher Herr," sprach Mothril, „Aissa ist eine schöne Seele, sie würde Schwüren Glauben schenken. Wenn Ihr ihr schwören würdet, Ihr werdet sie heirathen, nachdem Ihr Dona Maria feierlich aufgegeben, so würde Aissa ohne allen Zweifel ihr Geschick Eurer Liebe anvertrauen."

„Machst Du Dich hiefür verbindlich?"

„Ja, Herr."

„Nun wohl!" rief Don Pedro, „ich werde mit Dona Maria brechen, ich schwöre es."

„Das ist etwas Anderes: nennt Eure Bedingungen, Hoheit."

„Ich werde mit Dona Maria brechen und ihr eine Million Thaler geben. Es wird sich in dem Land, das sie zu ihrem Aufenthalt wählt, keine reichere und geehrtere Fürstin finden."

„Gut, das ist die Handlungsweise eines hochherzigen Fürsten; doch dieses Land darf nicht Spanien sein!"

„Ist das nothwendig?"

„Aissa wird sich nicht beruhigen, wenn nicht das Meer, ein Meer, das keine Ueberfahrt duldet, Eure alte Liebe von der neuen trennt."

„Wir werden das Meer zwischen Aissa und Dona Maria setzen, Mothril."

„Gut, Hoheit."

„Doch ich bin der König, und Du weißt, daß ich von Niemand Bedingungen annehme."

„Das ist billig, Sire."

„Der Handel muß also, ein wenig ähnlich dem Handel der Juden, unter uns abgeschlossen werden, ohne Anfangs eine andere Person, als Dich zu verbinden."

„Wie so?“

„Dona Aissa muß mir als Geißel gestellt

„Nichts sonst?“ sagte Mothril spöttisch.

„Wahnsinniger! siehst Du nicht, daß die L verzehrt, daß ich in diesem Augenblick Zartheit die mich lachen machen? als ob der Löwe in Hunger Bedenklichkeiten hätte! Siehst Du ni ich, wenn Du mich um Aissa feilschen machst, si werde? Daß ich, wenn Deine Augen von Z flammen, Dich verhaften und aufhängen lasse, alle christlichen Ritter da sein werden, um Dei am Galgen anzuschauen, und um meiner ne liebten den Hof zu machen?“

„Es ist wahr,“ dachte Mothril; „doch Don hoher Herr?“

„Ich habe Liebeshunger, sage ich Dir, u Maria wird sehen, wie Dona Bianca von Bourbo

„Euer Zorn ist furchtbar, hoher Herr,“ e Mothril demüthig; „ein Narr, der nicht das Euch beugen würde.“

„Du wirst mir Aissa überliefern?“

„Wenn Ihr mir befehlt, ja, Hoheit; d Ihr nicht meine Rathschläge befolgt, wenn nicht von Dona Maria frei gemacht, wenn ihre Freunde, welche Eure Feinde sind, nieder tert, wenn Ihr nicht alle Bedenklichkeiten von hoben habt, so werdet Ihr, überlegt das wohl, d nie besitzen, denn sie wird sich tödten!“

Nun war die Reihe am König, zu beben träumen.

„Was willst Du denn?“ sagte er.

„Ich wünsche, daß Ihr acht Tage wartet. brecht mich nicht! .... Aissa wird nach eine Schloß abgehen, ohne daß Jemand ihre Flucht, Bestimmung ihrer Reise erräth; Ihr werdet A zeugen, sie wird die Eurige werden und Euch

„Und Dona Maria, frage ich Dich?“

„Anfangs eingeschläfert, wird sie besiegt erwachen. ßt sie seufzen und sich erzürnen, Ihr werdet die liebte gegen eine Liebende vertauscht haben; nie wird ch Maria diese Untreue verzeihen, sie wird Euch selbst ihr befreien."

„Ja, sie ist stolz, es ist wahr. Und Du glaubst, ſa werde kommen?"

„Ich glaube nicht, ich weiß es."

„An diesem Tag, Mothril, verlange von mir die ſte meines Königreiches, und sie gehört Dir."

„Ihr werdet nie mit mehr Recht redliche Dienste hnt haben."

„In acht Tagen also?"

„In der letzten Stunde des Tages, ja, hoher Herr, d Aissa die Stadt, geleitet von einem Mauren, ver- en; ich werde sie zu Dir führen."

„Gehe, Mothril."

„Bis dahin erweckt nicht den Argwohn von Dona ria."

„Sei unbesorgt. Ich habe wohl meine Liebe, mei- Schmerz verborgen; glaubst Du, ich werde meine ude nicht verbergen?"

„Verkündet, hoher Herr, Ihr wollet nach einem loß auf dem Lande abgehen."

„Ich werde es thun," sprach der König.

---

## Fünfundfünfzigstes Kapitel.

### Wie Hafiz seine Reisegefährten irre führte.

Dona Maria hatte indessen seit der Rückkehr von ſiz ihr Einverständniß mit Aissa wieder angeknüpft. Diese konnte nicht lesen, doch der Anblick des Per-

gaments, das die Hand ihres Geliebten berührt hatte dieses Kreuz besonders, die Vertretung seines redliche Willens, erfüllten mit Freude das Herz von Aissa, un verlangten zwanzigmal nach ihren Lippen, welche sie trunken von Liebe darauf drückten.

„Theure Aissa," sprach Maria, „Du wirst abreisen In acht Tagen bist Du fern von hier, doch Du wir sehr nahe bei demjenigen sein, welchen Du liebst, un ich glaube nicht, daß Du Dich nach diesem Lande zu rücksehnst."

„Oh! nein! nein! mein Leben ist, die Luft z athmen, die er athmet."

„Ihr werdet also wiedervereinigt sein. Hasiz i ein kluger, sehr treuer Knabe, und voll Verstand. E kennt die Straße; dann wirst Du dieses Kind nich fürchten, wie Du einen Mann fürchten würdest, un ich bin überzeugt, Du wirst mit mehr Vertrauen i seiner Gesellschaft reisen. Er ist aus Deinem Land, un Ihr sprecht Beide die Sprache, die Du liebst. Diese Kistchen enthält alle Deine Juwelen: erinnere Dich daß in Frankreich ein sehr reicher Herr nicht die Hälft von dem besitzt, was Du Deinem Geliebten bringe wirst . . . Ueberdies werden meine Wohlthaten de jungen Mann begleiten, und ginge er mit Dir bis an Ende der Welt. Bist Du einmal in Frankreich, s hast Du nichts mehr zu befürchten. Ich sinne hier au eine große Veränderung. Der König muß aus Spanie die Mauren, die Feinde unserer Religion, verjagen, dem sie sind ein Vorwand, dessen sich die Neidischen bedienen um den Glanz von Don Pedro zu trüben. Bist D nicht mehr hier, so schreite ich, ohne zu zögern, zur Werk."

„An welchem Tag werde ich Mauleon sehen?" fragt Aissa, welche nichts gehört hatte, als den Namen ihre Geliebten.

„Du kannst fünf Tage nach Deiner Abreise au dieser Stadt in seinen Armen sein."

„Ich werde die Hälfte weniger Zeit brauchen, als er schnellste Reiter, edle Frau.“

Nach dieser Unterredung ließ Dona Maria Hasiz ommen und fragte ihn, ob er nicht nach Frankreich urückkehren wolle, um die Schwester von Gildaz zu egleiten.

„Ein armes, über den Tod seines Bruders untröst- ches Kind, das gern seinen unglücklichen Ueberresten n christliches Grab geben möchte,“ fügte sie bei.

„Ich will das wohl thun,“ erwiederte Hasiz; „be- immt den Tag der Abreise, Herrin.“

„Morgen besteigst Du ein Maulthier, das ich Dir ebe. Die Schwester von Gildaz wird ein Maulthier aben, um es zu reiten, und ein anderes beladen mit einer Amme, die ihre Mutter ist, und mit einigen Gegenständen, welche sich auf die Ceremonie beziehen, ie sie erfüllen will.“

„Gut, Senora. Wann soll ich morgen abreisen?“

„Am Abend, nachdem die Thore geschlossen, nach- em die Feuer ausgelöscht sind.“

Hasiz hatte nicht sobald diesen Befehl erhalten, als r ihn Mothril hinterbrachte.

Der Maure beeilte sich, Don Pedro aufzusuchen.

„Hoher Herr,“ sagte er, „das ist der siebente Tag, Du kannst nach Deinem Lustschloß abreisen.“

„Ich wartete,“ sprach der König.

„Reise also ab, mein König, es ist Zeit.“

„Alle Vorkehrungen sind getroffen,“ fügte Don Pedro bei. „Ich werde um so lieber abreisen, als der Prinz von Wales morgen einen Wappenherold zu mir schickt, um Geld von mir zu verlangen.“

„Und der Schatz ist heute leer, hoher Herr; denn Du weißt, wir halten die Summe bereit, welche be- stimmt ist, die Wuth von Dona Maria zum Schweigen zu bringen.“

„Gut!“

Don Pedro gab alle Befehle zum Aufbruch. Er

lud absichtlich zu dieser Reise mehrere Damen des Hofes ein, und that seiner Geliebten Dona Maria keine Erwähnung.

Mothril beobachtete, welche Wirkung diese Beleidigung auf die stolze Spanierin hervorbringen würde; doch Dona Maria beklagte sich nicht.

Sie brachte den Tag mit ihren Frauen hin, spielte Laute und ließ ihre Vögel singen.

Als der Abend kam und der ganze Hof abgereist war, stellte sich Dona Maria, als wäre sie von tödtlicher Langweile heimgesucht, und befahl, ihr ein Maulthier bereit zu halten.

Auf ein Signal von Aissa, welche frei in ihrem Hause waltete, denn Mothril hatte den König begleitet, ging Maria hinab und bestieg ihr Maulthier, nachdem sie sich in einen großen Mantel gehüllt hatte, wie ihn die Duenen trugen.

In diesem Anzug suchte sie selbst Aissa durch den geheimen Gang auf und fand, wie sie es erwartete, Hasiz, der, seit einer Stunde im Sattel, mit seinen scharfen Augen die Finsterniß durchforschte.

Dona Maria zeigte den Wachen ihre Auslaßkarte und nannte das Losungswort. Die Thore wurden geöffnet. Eine Viertelstunde nachher eilten die Maulthiere durch die Ebene.

Hasiz ritt voran. Dona Maria bemerkte, daß er eine schiefe Richtung nach links nahm, statt dem geraden Weg zu folgen.

„Ich kann nicht mit ihm sprechen, denn er würde meine Stimme erkennen," sagte sie leise zu ihrer Gefährtin; „doch Du, die er nicht erkennen wird, frage ihn, warum er so von der Straße abgehe."

Aissa fragte in arabischer Sprache und Hasiz antwortete ganz erstaunt:

„Der Weg links ist kürzer, Senora."

„Gut," rief Aissa, „doch verirre nicht."

„Oh! nein," erwiederte der Saracene, „ich weiß,
n ich gehe."
„Seid unbesorgt, er ist treu," sprach Maria;
dies bin ich bei Euch, und ich begleite Euch in
anderen Absicht, als um Euch frei zu machen,
Euch eine Truppe in der Umgegend aufhalten
. Am Morgen habt Ihr fünfzehn Meilen zurück-
, und dann sind keine Soldaten mehr zu befürch-
Mothril wacht, doch nur in einem durch seine
losigkeit und durch die Trägheit seines Herrn be-
kten Umkreis. Dann verlasse ich Euch, und Ihr
Eurer Straße; und ich durchziehe die Gegend,
lopfe an die Pforten des Palastes, den Don Pedro
nt. Ich kenne den König, er beweint meine Ab-
heit und wird mich mit offenen Armen empfangen."
„Dieses Schloß ist also unfern von hier?" fragte

„Es ist sieben Meilen von der Stadt, die wir ver-
, doch weit links, und liegt auf einem Berg, den
ort am Horizont sehen würden, wenn der Mond
nge."
Plötzlich trat der Mond, als gehorchte er der
me von Dona Maria, aus einer schwarzen Wolke
r, deren Ränder er versilberte. Sogleich strömte
nftes, reines Licht auf die Felder und Waldungen
, so daß die Reisenden sich schnell von Klarheit
ben sahen.
Hafiz wandte sich gegen seine Gefährten um, er
e umher, der Weg hatte einer großen Heide Platz
ht, welche von einem hohen Berge begrenzt war,
em sich ein bläuliches, rundes Schloß erhob.
„Das Schloß!" rief Dona Maria, „wir haben uns
t!"
Hafiz bebte, er glaubte diese Stimme zu erkennen.
„Du hast Dich verirrt?" sagte Aissa zu dem Mau-
„antworte."

„Ach! sollte es wahr sein?“ verse
Naivetät.

Er hatte nicht vollendet, als aus de
von grünen Eichen und Olivenbäumen begre
vier Reiter auf glühenden Rossen mit
Nüstern und flatternder Mähne hervorspre

„Was soll das bedeuten?“ murmelte
Tone Dona Maria. „Sind wir entdeckt?“

Und sie hüllte sich in die Falten ih
ohne ein Wort beizufügen.

Hafiz stieß schrille Schreie aus, als
hätte; doch einer von den Reitern drückte
tuch auf die Lippen und zog sein Maulthi

Zwei andere von den Räubern stachel
thiere der zwei Frauen, so daß diese Th
wüthenden Galopp in der Richtung des
jagten.

Aissa wollte schreien, sich vertheidigen

„Schweige!“ sagte Dona Maria zu i
hast Du nichts bei Don Pedro zu befürch
befürchte ich nichts von Mothril. Schwei

Die vier Reiter lenkten ihren Fang nac
als ob sie eine Herde nach dem Stall zur

„Es scheint, man erwartete uns,“
Maria. „Die Thore sind offen, ohne d
ertönte.“

Die vier Pferde und die drei Man
mit großem Geräusch in den Hof des Pa

Ein Fenster war beleuchtet, und ein
an diesem Fenster.

Er stieß einen Freudenschrei aus, als
thiere kommen sah.

„Es ist Don Pedro, und er wartet
Dona Maria, welche die Stimme des Kö
„was soll dies Alles bedeuten?“

Die Reiter befahlen den Frauen, ab
führten sie in den Saal des Schlosses.

Dona Maria unterstützte die zitternde Aissa.

Don Pedro trat in den Saal, gestützt auf Mothril, dessen Augen vor Freuden funkelten.

„Theure Aissa!“ sagte er, indem er auf das Mädchen zustürzte, das vor Entrüstung bebte und, das Auge entflammt, die Lippen zitternd, von seiner Gefährtin Rechenschaft über einen Verrath zu verlangen schien. „Theure Aissa, vergebt mir,“ wiederholte der König, „daß ich Euch und diese gute Frau erschreckt habe; erlaubt, daß ich Euch willkommen heiße.“

„Und mich,“ rief Dona Maria, die Capuze ihres Mantels zurückschlagend, „mich grüßt Ihr nicht, Herr?“

Don Pedro stieß einen Schrei aus und wich vor Schrecken zurück.

Mothril fühlte sich, bleich und zitternd unter dem niederschmetternden Blick seiner Feindin, einer Ohnmacht nahe.

„Auf! laßt uns ein Gemach geben, Wirth,“ fuhr Dona Maria fort, „denn Ihr seid unser Wirth, Don Pedro.“

Wankend, gelähmt, neigte Don Pedro das Haupt und kehrte in die Gallerie zurück.

Mothril entfloh . . . Doch schon war bei ihm die Wuth an die Stelle der Furcht getreten.

Die zwei Frauen schmiegten sich an einander an und warteten stillschweigend. Einen Augenblick nachher hörten sie die Thüre sich schließen.

Der Oberhaushofmeister erschien, verbeugte sich bis auf den Boden und bat Dona Maria, in ihr Gemach hinaufgehen zu wollen.

„Verlaßt mich nicht!“ rief Aissa.

„Fürchte Dich nicht, Kind! Ich habe mich gezeigt, und mein Blick genügte, um diese wilden Thiere zu zähmen . . . Vorwärts, folge mir . . . ich wache über Dir, sage ich.“

„Und Ihr! oh! fürchtet auch für Euch!“

„Für mich!“ entgegnete Maria Padilla mit einem

stolzen Lächeln, „wer würde es wagen? . . .
diesem Schloß nicht an mir, Angst zu haben."

---

## Sechsundfünfzigstes Kapitel.

### Der Patio des Sommerpalastes.

Die Wohnung, in welche man Maria füh
dieser wohlbekannt. Sie hatte sie in der Z
Herrschaft, ihrer Wohlfahrt inne. Da wußte d
Hof den Weg nach ihren Gallerien, mit den
von gemaltem und vergoldetem Holz, deren Mi
ein Patio oder Orangengarten mit einem ma
Bassin bildete. Man sah da nur Pagen bei
chen Thürvorhängen von Brocat, und Diener, e
müht, ihre Pflicht unter den kostbar beleuchtet
lerien zu erfüllen.

In dem Patio, unter den dichten Zweigen
henden Bäume, verbargen sich die so süßen,
traurigen maurischen Melodien, welche wie Woh
eingeathmet vom Himmel, erscheinen, wenn sie
Lippen des Sängers oder von den Fingern de
lers aufsteigen.

Heute war Alles nur Stillschweigen. D
übrigen Palaste getrennt, erschien diese Galler
und leer. Die Bäume hatten immer noch ihr
werk, doch es war finster; dem Marmor entstr
weißliche Woge, aber mit einem Geräusch de
des aufgebrachten Meeres ähnlich.

An dem Ende von einer der längsten Seite

Parallelograms gelangte man durch eine kleine gewölbte Thüre aus der Gallerie von Dona Maria in die vom König bewohnte Gallerie.

Dieser Gang war lang und schmal wie ein steinerner Kanal. Einst mußte er nach dem Willen von Don Pedro mit kostbaren Stoffen ausgeschlagen sein, und die Platten waren beständig mit Blumen bestreut. Doch in dem so langen Zwischenraum der zwei Aufenthalte waren die Tapeten verwittert und zerrissen, und die verdorrten Blumen krachten unter den Füßen.

Alles, was die Liebe unterstützt hat, verwelkt, wenn die Liebe todt ist. Es ist so mit jenen leidenschaftlichen Schlingpflanzen, welche blühen und sich üppig um den Baum ranken, den sie lieben, aber vertrocknen und leblos herabfallen, wenn sie nicht mehr den Saft und das Leben ihres Verbündeten einzusaugen haben.

Kaum hatte Dona Maria von ihrer Wohnung Besitz ergriffen, als sie nach ihrer Dienerschaft verlangte.

„Senora," erwiederte der Oberhaushofmeister, „der König ist nicht hierher gekommen, um einen Aufenthalt zu machen, sondern nur um eine Jagd zu halten. Er hat keine Dienerschaft mitgebracht."

„Gut. Die Gastfreundschaft des Königs gestattet jedoch nicht, daß seine Gäste hier des Nothwendigen entbehren."

„Senora, ich bin zu Euren Befehlen, und Alles, was Eure Herrlichkeit verlangen wird . . ."

„Gebt uns Erfrischungen und ein Pergament zum Schreiben."

Der Oberhaushofmeister verbeugte sich und trat ab.

Es war Nacht geworden, die Sterne glänzten am Himmelszelt. Im entferntesten Hintergrund des Patio stieß eine Eule ihr klägliches Geschrei aus, das die unter den Fenstern von Dona Maria hockende Nachtigall zum Schweigen machte.

In dieser Dunkelheit, unter dem Einfluß der düsteren Ereignisse, hielt sich Aissa, erschrocken über die stille

gaments, das die Hand ihres Geliebten berührt hatt
dieses Kreuz besonders, die Vertretung seines redlich
Willens, erfüllten mit Freude das Herz von Aissa, u
verlangten zwanzigmal nach ihren Lippen, welche s
trunken von Liebe darauf drückten.

„Theure Aissa," sprach Maria, „Du wirst abreise
In acht Tagen bist Du fern von hier, doch Du wi
sehr nahe bei demjenigen sein, welchen Du liebst, u
ich glaube nicht, daß Du Dich nach diesem Lande z
rücksehnst."

„Oh! nein! nein! mein Leben ist, die Luft z
athmen, die er athmet."

„Ihr werdet also wiedervereinigt sein. Hassz
ein kluger, sehr treuer Knabe, und voll Verstand.
kennt die Straße; dann wirst Du dieses Kind nic
fürchten, wie Du einen Mann fürchten würdest, u
ich bin überzeugt, Du wirst mit mehr Vertrauen
seiner Gesellschaft reisen. Er ist aus Deinem Land, u
Ihr sprecht Beide die Sprache, die Du liebst. Dies
Kistchen enthält alle Deine Juwelen: erinnere Dic
daß in Frankreich ein sehr reicher Herr nicht die Hälf
von dem besitzt, was Du Deinem Geliebten bring
wirst . . . Ueberdies werden meine Wohlthaten d
jungen Mann begleiten, und ginge er mit Dir bis a
Ende der Welt. Bist Du einmal in Frankreich,
hast Du nichts mehr zu befürchten. Ich sinne hier a
eine große Veränderung. Der König muß aus Spani
die Mauren, die Feinde unserer Religion, verjagen, de
sie sind ein Vorwand, dessen sich die Neidischen bedien
um den Glanz von Don Pedro zu trüben. Bist D
nicht mehr hier, so schreite ich, ohne zu zögern, zu
Werk."

„An welchem Tag werde ich Mauleon sehen?" frag
Aissa, welche nichts gehört hatte, als den Namen ih
Geliebten.

„Du kannst fünf Tage nach Deiner Abreise a
dieser Stadt in seinen Armen sein."

„Ich werde die Hälfte weniger Zeit brauchen, als
er ſchnellſte Reiter, edle Frau.“

Nach dieſer Unterredung ließ Dona Maria Haſſz
ommen und fragte ihn, ob er nicht nach Frankreich
urückkehren wolle, um die Schweſter von Gildaz zu
egleiten.

„Ein armes, über den Tod ſeines Bruders untröſt-
ches Kind, das gern ſeinen unglücklichen Ueberreſten
in chriſtliches Grab geben möchte,“ fügte ſie bei.

„Ich will das wohl thun,“ erwiederte Haſſz; „be-
ſtimmt den Tag der Abreiſe, Herrin.“

„Morgen beſteigſt Du ein Maulthier, das ich Dir
ebe. Die Schweſter von Gildaz wird ein Maulthier
aben, um es zu reiten, und ein anderes beladen mit
einer Amme, die ihre Mutter iſt, und mit einigen
Gegenſtänden, welche ſich auf die Ceremonie beziehen,
ie ſie erfüllen will.“

„Gut, Senora. Wann ſoll ich morgen abreiſen?“

„Am Abend, nachdem die Thore geſchloſſen, nach-
em die Feuer ausgelöſcht ſind.“

Haſſz hatte nicht ſobald dieſen Befehl erhalten, als
r ihn Mothril hinterbrachte.

Der Maure beeilte ſich, Don Pedro aufzuſuchen.

„Hoher Herr,“ ſagte er, „das iſt der ſiebente Tag,
Du kannſt nach Deinem Luſtſchloß abreiſen.“

„Ich wartete,“ ſprach der König.

„Reiſe alſo ab, mein König, es iſt Zeit.“

„Alle Vorkehrungen ſind getroffen,“ fügte Don
Pedro bei. „Ich werde um ſo lieber abreiſen, als der
Prinz von Wales morgen einen Wappenherold zu mir
ſchickt, um Geld von mir zu verlangen.“

„Und der Schatz iſt heute leer, hoher Herr; denn
Du weißt, wir halten die Summe bereit, welche be-
ſtimmt iſt, die Wuth von Dona Maria zum Schweigen
zu bringen.“

„Gut!“

Don Pedro gab alle Befehle zum Aufbruch. Er

lud absichtlich zu dieser Reise mehrere Damen des
ein, und that seiner Geliebten Dona Maria kein
wähnung.

Mothril beobachtete, welche Wirkung diese B
gung auf die stolze Spanierin hervorbringen w
doch Dona Maria beklagte sich nicht.

Sie brachte den Tag mit ihren Frauen hin,
Laute und ließ ihre Vögel singen.

Als der Abend kam und der ganze Hof ab
war, stellte sich Dona Maria, als wäre sie von
licher Langweile heimgesucht, und befahl, ihr ein
thier bereit zu halten.

Auf ein Signal von Aissa, welche frei in
Hause waltete, denn Mothril hatte den König beg
ging Maria hinab und bestieg ihr Maulthier, na
sie sich in einen großen Mantel gehüllt hatte, wi
die Duenen trugen.

In diesem Anzug suchte sie selbst Aissa durch
geheimen Gang auf und fand, wie sie es erwa
Hasiz, der, seit einer Stunde im Sattel, mit
scharfen Augen die Finsterniß durchforschte.

Dona Maria zeigte den Wachen ihre Ausla
und nannte das Losungswort. Die Thore wurde
öffnet. Eine Viertelstunde nachher eilten die Maul
durch die Ebene.

Hasiz ritt voran. Dona Maria bemerkte, d
eine schiefe Richtung nach links nahm, statt dem
den Weg zu folgen.

„Ich kann nicht mit ihm sprechen, denn er
meine Stimme erkennen," sagte sie leise zu ihre
fährtin; „doch Du, die er nicht erkennen wird,
ihn, warum er so von der Straße abgehe."

Aissa fragte in arabischer Sprache und Hasi
wortete ganz erstaunt:

„Der Weg links ist kürzer, Senora."

„Gut," rief Aissa, „doch verirre nicht."

„Oh! nein," erwiederte der Saracene, „ich weiß, wohin ich gehe."

„Seid unbesorgt, er ist treu," sprach Maria; überdies bin ich bei Euch, und ich begleite Euch in einer anderen Absicht, als um Euch frei zu machen, falls Euch eine Truppe in der Umgegend aufhalten würde. Am Morgen habt Ihr fünfzehn Meilen zurückgelegt, und dann sind keine Soldaten mehr zu befürchten. Mothril wacht, doch nur in einem durch seine Sorglosigkeit und durch die Trägheit seines Herrn beschränkten Umkreis. Dann verlasse ich Euch, und Ihr folgt Eurer Straße; und ich durchziehe die Gegend, und klopfe an die Pforten des Palastes, den Don Pedro bewohnt. Ich kenne den König, er beweint meine Abwesenheit und wird mich mit offenen Armen empfangen."

„Dieses Schloß ist also unfern von hier?" fragte Aissa.

„Es ist sieben Meilen von der Stadt, die wir verlassen, doch weit links, und liegt auf einem Berg, den wir dort am Horizont sehen würden, wenn der Mond aufginge."

Plötzlich trat der Mond, als gehorchte er der Stimme von Dona Maria, aus einer schwarzen Wolke hervor, deren Ränder er versilberte. Sogleich strömte ein sanftes, reines Licht auf die Felder und Waldungen herab, so daß die Reisenden sich schnell von Klarheit umgeben sahen.

Hasiz wandte sich gegen seine Gefährten um, er schaute umher, der Weg hatte einer großen Heide Platz gemacht, welche von einem hohen Berge begrenzt war, auf dem sich ein bläuliches, rundes Schloß erhob.

„Das Schloß!" rief Dona Maria, „wir haben uns verirrt!"

Hasiz bebte, er glaubte diese Stimme zu erkennen.

„Du hast Dich verirrt?" sagte Aissa zu dem Mauren, „antworte."

„Ach! sollte es wahr sein?“ ve
Naivetät.

Er hatte nicht vollendet, als aus
von grünen Eichen und Olivenbäumen be
vier Reiter auf glühenden Rossen
Nüstern und flatternder Mähne hervorst

„Was soll das bedeuten?“ murmel
Tone Dona Maria. „Sind wir entdec

Und sie hüllte sich in die Falten
ohne ein Wort beizufügen.

Hafiz stieß schrille Schreie aus,
hätte; doch einer von den Reitern drück
tuch auf die Lippen und zog sein Mau

Zwei andere von den Räubern sta
thiere der zwei Frauen, so daß diese
wüthenden Galopp in der Richtung de
jagten.

Aissa wollte schreien, sich vertheidi

„Schweige!“ sagte Dona Maria z
hast Du nichts bei Don Pedro zu befü
befürchte ich nichts von Mothril. Sch

Die vier Reiter lenkten ihren Fang
als ob sie eine Herde nach dem Stall

„Es scheint, man erwartete uns
Maria. „Die Thore sind offen, ohne
ertönte.“

Die vier Pferde und die drei M
mit großem Geräusch in den Hof des

Ein Fenster war beleuchtet, und
an diesem Fenster.

Er stieß einen Freudenschrei aus,
thiere kommen sah.

„Es ist Don Pedro, und er war
Dona Maria, welche die Stimme des
„was soll dies Alles bedeuten?“

Die Reiter befahlen den Frauen,
führten sie in den Saal des Schlosses.

Dona Maria unterstützte die zitternde Aissa.

Don Pedro trat in den Saal, gestützt auf Mothril, dessen Augen vor Freuden funkelten.

„Theure Aissa!“ sagte er, indem er auf das Mädchen zustürzte, das vor Entrüstung bebte und, das Auge entflammt, die Lippen zitternd, von seiner Gefährtin Rechenschaft über einen Verrath zu verlangen schien. „Theure Aissa, vergebt mir,“ wiederholte der König, „daß ich Euch und diese gute Frau erschreckt habe; erlaubt, daß ich Euch willkommen heiße.“

„Und mich,“ rief Dona Maria, die Capuze ihres Mantels zurückschlagend, „mich grüßt Ihr nicht, Herr?“

Don Pedro stieß einen Schrei aus und wich vor Schrecken zurück.

Mothril fühlte sich, bleich und zitternd unter dem niederschmetternden Blick seiner Feindin, einer Ohnmacht nahe.

„Auf! laßt uns ein Gemach geben, Wirth,“ fuhr Dona Maria fort, „denn Ihr seid unser Wirth, Don Pedro.“

Wankend, gelähmt, neigte Don Pedro das Haupt und kehrte in die Gallerie zurück.

Mothril entfloh . . . Doch schon war bei ihm die Wuth an die Stelle der Furcht getreten.

Die zwei Frauen schmiegten sich an einander an und harreten stillschweigend. Einen Augenblick nachher hörten sie die Thüre sich schließen.

Der Oberhaushofmeister erschien, verbeugte sich auf den Boden und bat Dona Maria, in ihr Gemach hinaufgehen zu wollen.

„Verlaßt mich nicht!“ rief Aissa.

„Fürchte Dich nicht, Kind! Ich habe mich gezeigt, mein Blick genügte, um diese wilden Thiere zu zähmen . . . Vorwärts, folge mir . . . ich wache über Euch, sage ich.“

„Und Ihr! oh! fürchtet auch für Euch!“

„Für mich!“ entgegnete Maria Padilla mit einem

stolzen Lächeln, „wer würde es wagen? . . . Es ist dieſem Schloß nicht an mir, Angſt zu haben.“

---

## Sechsundfünfzigſtes Kapitel.

### Der Patio des Sommerpalaſtes.

Die Wohnung, in welche man Maria führte, w dieſer wohlbekannt. Sie hatte ſie in der Zeit ih Herrſchaft, ihrer Wohlfahrt inne. Da wußte der ga Hof den Weg nach ihren Gallerien, mit den Pfeil von gemaltem und vergoldetem Holz, deren Mittelpu ein Patio oder Orangengarten mit einem marmorn Baſſin bildete. Man ſah da nur Pagen bei den r chen Thürvorhängen von Brocat, und Diener, eifrig müht, ihre Pflicht unter den koſtbar beleuchteten G lerien zu erfüllen.

In dem Patio, unter den dichten Zweigen der bl henden Bäume, verbargen ſich die ſo ſüßen, ſo ſa traurigen mauriſchen Melodien, welche wie Wohlgerüc eingeathmet vom Himmel, erſcheinen, wenn ſie von d Lippen des Sängers oder von den Fingern des Sp lers aufſteigen.

Heute war Alles nur Stillſchweigen. Von d übrigen Palaſte getrennt, erſchien dieſe Gallerie dü und leer. Die Bäume hatten immer noch ihr Blätt werk, doch es war finſter; dem Marmor entſtrömte weißliche Woge, aber mit einem Geräuſch dem To des aufgebrachten Meeres ähnlich.

An dem Ende von einer der längſten Seiten die

Parallelograms gelangte man durch eine kleine gewölbte Thüre aus der Gallerie von Dona Maria in die vom König bewohnte Gallerie.

Dieser Gang war lang und schmal wie ein steinerner Kanal. Einst mußte er nach dem Willen von Don Pedro mit kostbaren Stoffen ausgeschlagen sein, und die Platten waren beständig mit Blumen bestreut. Doch in dem so langen Zwischenraum der zwei Aufenthalte waren die Tapeten verwittert und zerrissen, und die verdorrten Blumen krachten unter den Füßen.

Alles, was die Liebe unterstützt hat, verwelkt, wenn die Liebe todt ist. Es ist so mit jenen leidenschaftlichen Schlingpflanzen, welche blühen und sich üppig um den Baum ranken, den sie lieben, aber vertrocknen und leblos herabfallen, wenn sie nicht mehr den Saft und das Leben ihres Verbündeten einzusaugen haben.

Kaum hatte Dona Maria von ihrer Wohnung Besitz ergriffen, als sie nach ihrer Dienerschaft verlangte.

„Senora," erwiederte der Oberhaushofmeister, „der König ist nicht hierher gekommen, um einen Aufenthalt zu machen, sondern nur um eine Jagd zu halten. Er hat keine Dienerschaft mitgebracht."

„Gut. Die Gastfreundschaft des Königs gestattet jedoch nicht, daß seine Gäste hier des Nothwendigen entbehren."

„Senora, ich bin zu Euren Befehlen, und Alles, was Eure Herrlichkeit verlangen wird . . ."

„Gebt uns Erfrischungen und ein Pergament zum Schreiben."

Der Oberhaushofmeister verbeugte sich und trat ab.

Es war Nacht geworden, die Sterne glänzten am Himmelszelt. Im entferntesten Hintergrund des Patio stieß eine Eule ihr klägliches Geschrei aus, das die unter den Fenstern von Dona Maria hockende Nachtigall schweigen machte.

In dieser Dunkelheit, unter dem Einfluß der düsteren Ereignisse, hielt sich Aissa, erschrocken über die stille

Sie sah wie einen bleichen Schatten Don
die Hand am Kinn, das Auge im Raum verlo
von Entwürfen funkelnd, hin und hergehen. E
es nicht, zu sprechen, aus Furcht, diesen Zorn
und diesen Schmerz abzulenken.

Plötzlich erschien der Oberhaushofmeiste
brachte Wachskerzen und stellte sie auf einen

Ein Sklave folgte ihm, beladen mit ein
von Vermeil, worauf zwei Schalen von ciseli
ber, welche eingemachte Früchte und eine wei
mit Xeres-Wein begleiteten.

„Senora," sagte der Oberhaushofmeister
Herrlichkeit ist bedient."

„Ich sehe die Tinte und das Pergament
ich es verlangt habe," sprach Dona Maria.

„Senora, man hat lange gesucht," erwi
Oberhaushofmeister verlegen, „aber der Ko
Königs ist nicht hier, und die Pergamente si
königlichen Kiste."

Dona Maria faltete die Stirne.

„Ich begreife," sagte sie, „gut, laßt un
Der Oberhaushofmeister entfernte sich.

„Der Durst verzehrt mich," sprach nun D
ria; „liebes Kind, wollt mir zu trinken einsch

Aissa beeilte sich, Wein in eine von der
zu gießen, und bot sie ihrer Gefährtin, wel
trank.

„Hat er kein Wasser gegeben?" fügt
„dieser Wein verdoppelt meinen Durst, stat
löschen."

Aissa suchte umher und erblickte einen irde
mit gemalten Blumen, wie man sie im Orien
das Wasser selbst in der Sonne frisch zu erha

Sie schöpfte daraus eine Schale reinen

e Dona Maria den Reſt des Weines aus der an-
Schale goß.
Doch ſchon beſchäftigte ſich ihr Geiſt nicht mehr
den Bedürfniſſen des Leibes; anderswo ganz in
uch genommen, waren ihre Gedanken wieder in
üſteren Räume zurückgekehrt.
„Was thue ich hier?“ ſagte ſie zu ſich ſelbſt; „war-
Zeit verlieren?... Entweder muß ich den Verräther
Verraths überweiſen, oder ich muß es verſuchen,
noch einmal zurückzuführen.“
Sie wandte ſich ungeſtüm gegen Aiſſa, welche jeder
Bewegungen folgte, und ſagte:
„Höre, Mädchen, Du, die Du einen ſo reinen Blick
daß man Deine Seele durch Deine Augenſterne
hen glaubt, antworte einer Frau, der unglücklich-
der Frauen: biſt Du hoffärtig? Sollteſt Du zu-
n dieſen Glanz meines Glückes beneiden? Sollteſt
um Rathgeber in den finſteren Stunden der Nacht
ſchlimmen Engel haben, der Dich von der Liebe
ünſtig macht, um Dich zum Ehrgeiz anzutreiben?
antworte mir! Oh! erinnere Dich, daß mein gan-
Schickſal in dem Wort liegt, das Du ausſprechen
; antworte mir, wie Du Gott antworten würdeſt.
iteſt Du etwas von dieſem Entführungsplan? Hat-
Du eine Ahnung davon? Hoffteſt Du darauf?“
„Edle Frau,“ erwiederte Aiſſa mit einer zugleich
rigen und ſanften Miene, „Ihr, meine gute Beſchü-
n, Ihr, die Ihr mich meinem Geliebten mit ſo
endem Eifer habt entgegenfliegen ſehen, Ihr fragt
, ob ich zu einem Andern zu kommen gehofft habe!“
„Du haſt Recht,“ ſprach Dona Maria ungeduldig,
Deine Antwort, welche vielleicht Deine ganze
enreinheit in ſich ſchließt, erſcheint mir immer noch
eine Ausflucht; ſiehſt Du, das iſt ſo, weil meine
e nicht rein iſt, wie die Deinige, und weil alle
enſchaften der Erde ſie durchwühlen und vernebeln;
wiederhole alſo meine Frage: biſt Du ehrgeizig?

und würdest Du Dich je für den Verlust Deiner durch die Hoffnung auf ein großes Glück, auf Thron vielleicht, trösten?"

„Edle Frau," antwortete Aissa bebend, „ich keine Beredtsamkeit und weiß nicht, ob es mir ge wird, Euren Schmerz zu überreden; doch beim digen Gott, sei es bei dem meinigen, sei es b Eurigen, schwöre ich Euch, daß ich, falls Don mich in seiner Gewalt halten würde und mir sein auforingen wollte, daß ich, sage ich, einen Dolch werde, um mir das Herz zu durchbohren, oder Ring, wie der Eurige, um ein tödtliches Gift athmen."

„Einen Ring, wie der meinige!" rief Dona ria, indem sie rasch zurückwich und ihre Hand der Mantille verbarg. „Du weißt . . ."

„Ich weiß, weil es Jedermann in diesem leise gesagt hat, daß Ihr, Don Pedro ergeben u fürchtend, Ihr könntet nach dem Verlust einiger S ten in die Hände der Feinde fallen, in diesem Ri scharfes Gift bei Euch zu tragen pfleget, um Fr Falle der Noth frei zu machen . . . Das ist üb auch die Gewohnheit der Leute meines Landes, u werde für meinen Agenor weder minder muthig minder treu sein, als Ihr für Don Pedro. Ich sterben, wenn ich sehe, daß er sein Gut verlieren

Dona Maria drückte Aissa die Hände, küßte gar mit wilder Zärtlichkeit auf die Stirne und s

„Du bist ein edles Kind, und Deine Worte den mir meine Pflicht vorschreiben, wenn ich nicht Heiligeres in dieser Welt zu beschützen hätte, als Liebe . . . . Ja, ich würde sterben, nachdem ich Zukunft und meinen Ruhm verloren; doch wer über diesem Undankbaren, über diesem Treulose chen, den ich noch liebe? Wer wird ihn von schmählichen Tod, von einem noch viel schmähli Untergang retten? Er hat keinen Freund, woh

uſende von erbitterten Feinden. Du liebſt ihn nicht,
t wirſt keiner Verſuchung nachgeben, das iſt Alles,
s ich wünſche, weil das Gegentheil das Einzige war,
s ich befürchtete. Nun bin ich ruhig, nun iſt die
ie, die ich verfolgen will, vorgezeichnet. Ehe das
ührroth morgen angebrochen, wird in Spanien eine
ränderung vorgehen, von der das Weltall ſprechen
."

„Edle Frau," ſagte Aiſſa, „hütet Euch vor den
fwallungen Eures ſo muthigen Geiſtes .... Be-
nkt, daß ich allein auf der Welt bin und keine Hoff-
ng und kein Glück habe, als in Euch und durch
ich."

„Ich bedenke dies Alles, das Unglück läutert meine
eele: ich habe keine Selbſtſucht mehr, da ich keine
wöhnliche Liebe mehr habe. Höre, Aiſſa, mein Ent-
ſluß iſt gefaßt; ich will mich zu Don Pedro begeben:
che in dem mit Gold eingelegten Kiſtchen, das ſich
n nächſten Zimmer finden muß, und Du wirſt einen
chlüſſel finden. Dieſer Schlüſſel iſt der einer geheimen
hüre, welche nach den Gemächern von Don Pedro
ht."

Aiſſa eilte hinaus und brachte in der That den
chlüſſel zurück, deſſen ſich Dona Maria bemächtigte.

„Werde ich allein an dieſem traurigen Orte blei-
n, edle Frau?" fragte das Mädchen.

„Ich weiß für Dich einen unverletzlichen Aufent-
altsort. Hier könnte man vielleicht bis zu Dir drin-
en. Doch komm, am Ende des Zimmers, deſſen Schlüſ-
l Du geholt, iſt ein anderes zwiſchen Mauern liegendes
immer ohne Ausgang. Ich ſchließe Dich dort ein,
nd Du haſt nichts zu befürchten."

„Allein! . . . allein, oh! nein, ich hätte Angſt."

„Kind, Du kannſt mich doch nicht begleiten! vom
önig befürchteſt Du etwas, und zu ihm will ich mich
egeben."

„Ja, das ist wahr, edle Frau . . . Wohl, ich
mich und warte, nicht in jenem schwarzen, entleg
Zimmer, oh! nein, hier auf den Polstern, wo Ihr
ruht, hier, wo Alles an Eure Gegenwart und an E
Schutz erinnern wird."

„Du mußt wohl ausruhen."

„Ich bedarf dessen nicht, edle Frau."

„Wie Du willst, Aissa; bringe die Zeit meiner
wesenheit damit hin, daß Du Gott bittest, er
mich triumphiren lassen, denn morgen bei Tagesanb
wirst Du ohne Furcht den Weg einschlagen, der
Rianzares führt; morgen, wenn Du mich verlä
kannst Du sagen: „„Ich gehe zu meinem Gatten,
keine Macht der Erde wird stark genug sein, um
von ihm zu entfernen."

„Ich danke, edle Frau, ich danke," rief das M
chen, die Hände seiner hochherzigen Freundin mit T
nen überfluthend. „Oh! ja, ich werde beten, oh!
Gott wird mich erhören."

In dem Augenblick, wo die zwei jungen Fra
dieses zärtliche Lebewohl austauschten, hätte man
nen aus der Tiefe des Patio allmälig unter den Z
gen der Orangenbäume einen neugierigen Kopf em
tauchen sehen, der seinen Platz auf dem Niveau
Gallerie im dichtesten Schatten nahm.

Dieser so mit den Zweigen und dem Blätter
vermischte Kopf blieb unbeweglich.

Dona Maria verließ das Mädchen und ging
leichten Schritten nach der Geheimthüre.

Ohne sich zu bewegen, richtete der Kopf seine
ßen Augen nach Dona Maria, sah sie in den geh
nißvollen Gang dringen und horchte.

Man vernahm wirklich am andern Ende d
Ganges das Geräusch einer auf ihren verrosteten
geln ächzenden Thüre, und sogleich verschwand der
aus der Mitte des Baumes, wie der einer Schl
welche hastig hinabgleiten würde.

war der Saracene Hafiz, der so an dem glatten
eines Citronenbaums hinabschlüpfte.
fand unten ein anderes düsteres Gesicht, das
harrte.
Vie! Hafiz, Du steigst schon wieder herab?"
der Andere.
a, Herr, denn ich habe im Zimmer nichts mehr
n. Dona Maria ist so eben hinausgegangen."
Wohin geht sie?"
Nach dem Ende der Gallerie rechts, und dort ist
chwunden."
Verschwunden!... oh! bei dem heiligen Namen
ropheten, sie hat die Geheimthüre benützt und
n König sprechen. Wir sind verloren!"
Ihr wißt, daß ich zu Euren Befehlen stehe, Herr
," sprach Hafiz erbleichend.
hut. Folge mir nach den königlichen Gemächern;
chläft zu dieser Stunde. Es finden sich weder
, noch Höflinge. Du steigst durch den Patio des
bis zu seinem Fenster hinauf, wie Du es so
han, und horchst dort, wie Du hier gehorcht hast."
s gibt ein einfacheres Mittel, Herr Mothril, und
nt selbst horchen."
Welches?... Beeile Dich, großer Gott!"
olgt mir... Ich klettere an einer Säule des
inauf, komme bis an ein Fenster, steige hinein,
leiche bis zu einer Hinterthüre, die ich Euch öffne.
nt auf diese Art mit Bequemlichkeit Alles hören,
n Pedro und Maria Padilla sich sagen werden,
in diesem Augenblick sagen."
u hast Recht, Hafiz, und der Prophet gibt Dir
; ich werde Deinen Vorschlag befolgen ... Zeig
Weg."

## Siebenundfünfzigstes Kapitel.

### Erklärung.

Dona Maria täuschte sich nicht über die große Ge
fahr, in der sie schwebte.

Müde eines Besitzes von mehreren Jahren, übe
sättigt durch die günstigen Erfolge und verdorben dur
das Mißgeschick, das verirrte gute Naturen läute
bedurfte Don Pedro der Aufstachelungsmittel für d
Böse, und keineswegs der Rathschläge für das Gut
zu umwandeln und nichts wäre mit Liebe unmög
gewesen, aber es war zu befürchten, daß Don P
keine Liebe mehr für Dona Maria hatte.

Sie ging also blindlings auf dem Weg, der
Mothril, ihren Feind, so gut beleuchtet war.

Es unterliegt keinem Zweifel; wäre sie M
begegnet und hätte sie einen Dolch bei sich gehab
würde ihn ohne Barmherzigkeit niedergestoßen
denn sie fühlte, daß dieser verfluchte Einfluß seit
Jahr auf ihrem Leben lastete und sie zu behe
anfing.

Maria dachte dies Alles, als sie die geheim
öffnete und in die Wohnung des Königs trat.

Erschrocken, unentschieden, irrte Don Pedro
Schatten in seiner Gallerie umher.

Dieses Stillschweigen von Dona Maria
ruhige Zorn flößten ihm die lebhaftesten Beso
und den gefährlichsten Grimm ein.

„Man trotzt mir sogar an meinem eige
sagte er, „man zeigt mir, daß ich nicht der

ich bin es wirklich nicht, da die Ankunft eines Wei-
alle meine Pläne umstürzt und die Hoffnung auf
meine Vergnügungen zerstört. Das ist ein Joch,
ch brechen muß... Bin ich nicht stark genug, um
zu handeln, so wird man mir helfen."
Er sprach diese Worte, als Maria, welche wie eine
ber die glatten Porzellanplatten hingeschlüpft war,
eim Arm faßte und zu ihm sagte:
„Wer wird Euch helfen, Senor?"
„Dona Maria!" rief der König, als hätte er ein
nst gesehen.
„Ja, Dona Maria! welche Euch fragt, Euch, den
, in welcher Hinsicht der Rath, das Joch, wenn
vollt, einer edlen Spanierin, einer Frau, die Euch
entehrender und drückender sei, als das Joch, das
Pedro von Mothril, einem christlichen König von
Mauren auferlegt wird?"
Don Pedro ballte voll Wuth die Fäuste.
„Keine Ungeduld," sagte Dona Maria, „es ist
weder die Stunde, noch der Ort. Ihr seid hier
auf se, und ich, Eure Unterthanin, komme nicht, das
ist Ihr wohl, um Euch einen Willen vorzuschrei-
Als Gebieter, wie Ihr seid, Senor, nehmt Euch
nicht die Mühe, in Zorn zu gerathen. Der Löwe
t nicht gegen die Ameise."
Don Pedro war nicht an diese demüthigen Ver-
ungen seiner Geliebten gewöhnt. Er blieb erstaunt
und fragte:
„Was wollt Ihr denn?"
„Wenig, Senor; Ihr liebt, wie es scheint, eine
e Frau, das ist Euer Recht; ich werde nicht unter-
, ob Ihr gut oder schlecht verfahrt, es ist Euer
. Ich bin nicht Eure Gemahlin, und wäre ich es,
rde ich mich erinnern, welchen Kummer, welchen
en Ihr mir zu Liebe denjenigen bereitet habt, die
Gemahlinnen waren."
„Werft Ihr mir das vor?" rief mit stolzem Tone

n, zitternd in der Tiefe des Ge-

ien bleichen Schatten Dona Maria,
das Auge im Raum verloren, aber
kelnd, hin und hergehen. Sie wagte
n, aus Furcht, diesen Zorn zu stören
ß abzulenken.
pien der Oberhaushofmeister wieder,
gen und stellte sie auf einen Tisch.
folgte ihm, beladen mit einem Vassin
rauf zwei Schalen von ciselirtem Sil-
emachte Früchte und eine weite Flasche
begleiteten.
sagte der Oberhaushofmeister, „Eure
bedient."
die Tinte und das Pergament nicht, wie
t habe," sprach Dona Maria.
, man hat lange gesucht," erwiederte der
meister verlegen, „aber der Kanzler des
icht hier, und die Pergamente sind in der
Kiste."
Maria faltete die Stirne.
begreife," sagte sie, „gut, laßt uns allein."
Oberhaushofmeister entfernte sich.
Durst verzehrt mich," sprach nun Dona Ma
bes Kind, wollt mir zu trinken einschenken."
beeilte sich, Wein in eine von den Schal
, und bot sie ihrer Gefährtin, welche gie

at er kein Wasser gegeben?" fügte sie
Wein verdoppelt meinen Durst, statt ihn
"
issa suchte umher und erblickte einen irdenen
emalten Blumen, wie man sie im Orient ha
Wasser selbst in der Sonne frisch zu erhalten
Sie schöpfte daraus eine Schale reinen W

. die Dona Maria den Rest des Weines aus der andern Schale goß.

Doch schon beschäftigte sich ihr Geist nicht mehr mit den Bedürfnissen des Leibes; anderswo ganz in Anspruch genommen, waren ihre Gedanken wieder in die düsteren Räume zurückgekehrt.

„Was thue ich hier?“ sagte sie zu sich selbst; „warum Zeit verlieren?... Entweder muß ich den Verräther seines Verraths überweisen, oder ich muß es versuchen, ihn noch einmal zurückzuführen.“

Sie wandte sich ungestüm gegen Aissa, welche jeder ihrer Bewegungen folgte, und sagte:

„Höre, Mädchen, Du, die Du einen so reinen Blick hast, daß man Deine Seele durch Deine Augensterne zu sehen glaubt, antworte einer Frau, der unglücklichsten der Frauen: bist Du hoffärtig? Solltest Du zuweilen diesen Glanz meines Glückes beneiden? Solltest Du zum Rathgeber in den finsteren Stunden der Nacht einen schlimmen Engel haben, der Dich von der Liebe abspänstig macht, um Dich zum Ehrgeiz anzutreiben? Oh! antworte mir! Oh! erinnere Dich, daß mein ganzes Schicksal in dem Wort liegt, das Du aussprechen wirst; antworte mir, wie Du Gott antworten würdest. Wußtest Du etwas von diesem Entführungsplan? Hattest Du eine Ahnung davon? Hofftest Du darauf?“

„Edle Frau,“ erwiederte Aissa mit einer zugleich traurigen und sanften Miene, „Ihr, meine gute Beschützerin, Ihr, die Ihr mich meinem Geliebten mit so glühendem Eifer habt entgegenfliegen sehen, Ihr fragt mich, ob ich zu einem Andern zu kommen gehofft habe!“

„Du hast Recht,“ sprach Dona Maria ungeduldig, „doch Deine Antwort, welche vielleicht Deine ganze Seelenreinheit in sich schließt, erscheint mir immer noch als eine Ausflucht; siehst Du, das ist so, weil meine Seele nicht rein ist, wie die Deinige, und weil alle Leidenschaften der Erde sie durchwühlen und vernebeln; ich wiederhole also meine Frage: bist Du ehrgeizig?

und würdest Du Dich je für den Verlust Deiner
durch die Hoffnung auf ein großes Glück, auf
Thron vielleicht, trösten?"

„Edle Frau," antwortete Aissa bebend, „ich
keine Beredtsamkeit und weiß nicht, ob es mir gel
wird, Euren Schmerz zu überreden; doch beim l
digen Gott, sei es bei dem meinigen, sei es be
Eurigen, schwöre ich Euch, daß ich, falls Don
mich in seiner Gewalt halten würde und mir seine
auforingen wollte, daß ich, sage ich, einen Dolch
werde, um mir das Herz zu durchbohren, oder
Ring, wie der Eurige, um ein tödtliches Gift
athmen."

„Einen Ring, wie der meinige!" rief Dona
ria, indem sie rasch zurückwich und ihre Hand
der Mantille verbarg, „Du weißt . . ."

„Ich weiß, weil es Jedermann in diesem
leise gesagt hat, daß Ihr, Don Pedro ergeben un
fürchtend, Ihr könntet nach dem Verlust einiger Sc
ten in die Hände der Feinde fallen, in diesem Rin
scharfes Gift bei Euch zu tragen pfleget, um Eu
Falle der Noth frei zu machen . . . Das ist übr
auch die Gewohnheit der Leute meines Landes, un
werde für meinen Agenor weder minder muthig,
minder treu sein, als Ihr für Don Pedro. Ich
sterben, wenn ich sehe, daß er sein Gut verlieren

Dona Maria drückte Aissa die Hände, küßte
gar mit wilder Zärtlichkeit auf die Stirne und sp

„Du bist ein edles Kind, und Deine Worte
den mir meine Pflicht vorschreiben, wenn ich nicht
Heiligeres in dieser Welt zu beschützen hätte, als
Liebe . . . . Ja, ich würde sterben, nachdem ich
Zukunft und meinen Ruhm verloren; doch wer
über diesem Undankbaren, über diesem Treulosen
chen, den ich noch liebe? Wer wird ihn von
schmählichen Tod, von einem noch viel schmählic
Untergang retten? Er hat keinen Freund, wohl

nde von erbitterten Feinden. Du liebst ihn nicht,
irst keiner Versuchung nachgeben, das ist Alles,
ch wünsche, weil das Gegentheil das Einzige war,
ch befürchtete. Nun bin ich ruhig, nun ist die
, die ich verfolgen will, vorgezeichnet. Ehe das
oth morgen angebrochen, wird in Spanien eine
derung vorgehen, von der das Weltall sprechen

„Edle Frau," sagte Aissa, „hütet Euch vor den
allungen Eures so muthigen Geistes . . . . Be-
, daß ich allein auf der Welt bin und keine Hoff-
und kein Glück habe, als in Euch und durch
"

„Ich bedenke dies Alles, das Unglück läutert meine
: ich habe keine Selbstsucht mehr, da ich keine
hnliche Liebe mehr habe. Höre, Aissa, mein Ent-
ß ist gefaßt; ich will mich zu Don Pedro begeben:
in dem mit Gold eingelegten Kistchen, das sich
ächsten Zimmer finden muß, und Du wirst einen
üssel finden. Dieser Schlüssel ist der einer geheimen
r, welche nach den Gemächern von Don Pedro
"

Aissa eilte hinaus und brachte in der That den
üssel zurück, dessen sich Dona Maria bemächtigte.
„Werde ich allein an diesem traurigen Orte blei-
edle Frau?" fragte das Mädchen.
„Ich weiß für Dich einen unverletzlichen Aufent-
ort. Hier könnte man vielleicht bis zu Dir drin-
Doch komm, am Ende des Zimmers, dessen Schlüs-
u geholt, ist ein anderes zwischen Mauern liegendes
ner ohne Ausgang. Ich schließe Dich dort ein,
Du hast nichts zu befürchten."
„Allein! . . . allein, oh! nein, ich hätte Angst."
„Kind, Du kannst mich doch nicht begleiten! vom
g befürchtest Du etwas, und zu ihm will ich mich
ben."

hr, edle Frau . . . Wohl, ich füge
cht in jenem schwarzen, entlegenen
hier auf den Polstern, wo Ihr ge-
, an Eure Gegenwart und an Euren

rd."
ohl ausruhen."
essen nicht, edle Frau."
illst, Nissa; bringe die Zeit meiner Ab-
hin, daß Du Gott bittest, er möge
a lassen, denn morgen bei Tagesanbruch
Furcht den Weg einschlagen, der na
t; morgen, wenn Du mich verlässe
en: "Ich gehe zu meinem Gatten, v
er Erde wird stark genug sein, um m
entfernen."
nke, edle Frau, ich danke," rief das g
nde seiner hochherzigen Freundin mit T
thend. "Oh! ja, ich werde beten, o
mich erhören."
m Augenblick, wo die zwei jungen
liche Lebewohl austauschten, hätte ma
der Tiefe des Patio allmälig unter der
Orangenbäume einen neugierigen Kopf
sehen, der seinen Platz auf dem Ru
im dichtesten Schatten nahm.
ieser so mit den Zweigen und dem W
hte Kopf blieb unbeweglich.
Dona Maria verließ das Mädchen und
n Schritten nach der Geheimthüre.
Ohne sich zu bewegen, richtete der Kop
Augen nach Dona Maria, sah sie in
ollen Gang dringen und horchte.
Man vernahm wirklich am andern
anges das Geräusch einer auf ihren
In ächzenden Thüre, und sogleich versch
us der Mitte des Baumes, wie der
elche hastig hinabgleiten würde.

war der Saracene Hafiz, der so an dem glatten
eines Citronenbaums hinabschlüpfte.
fand unten ein anderes düsteres Gesicht, das
harrte.
Wie! Hafiz, Du steigst schon wieder herab?"
der Andere.
Ja, Herr, denn ich habe im Zimmer nichts mehr
n. Dona Maria ist so eben hinausgegangen."
Wohin geht sie?"
Nach dem Ende der Gallerie rechts, und dort ist
schwunden."
Verschwunden!... oh! bei dem heiligen Namen
ropheten, sie hat die Geheimthüre benützt und
en König sprechen. Wir sind verloren!"
Ihr wißt, daß ich zu Euren Befehlen stehe, Herr
il," sprach Hafiz erbleichend.
Gut. Folge mir nach den königlichen Gemächern;
schläft zu dieser Stunde. Es finden sich weder
n. noch Höflinge. Du steigst durch den Patio des
bis zu seinem Fenster hinauf, wie Du es so
than, und horchst dort, wie Du hier gehorcht hast."
Es gibt ein einfacheres Mittel, Herr Mothril, und
nnt selbst horchen."
Welches?... Beeile Dich, großer Gott!"
Folgt mir... Ich klettere an einer Säule des
hinauf, komme bis an ein Fenster, steige hinein,
leiche bis zu einer Hinterthüre, die ich Euch öffne.
nnt auf diese Art mit Bequemlichkeit Alles hören,
on Pedro und Maria Padilla sich sagen werden,
ch in diesem Augenblick sagen."
Du hast Recht, Hafiz, und der Prophet gibt Dir
; ich werde Deinen Vorschlag befolgen ... Zeige
n Weg."

## Siebenundfünfzigstes Kapitel.

### Erklärung.

Dona Maria täuschte sich nicht über die große G
fahr, in der sie schwebte.

Müde eines Besitzes von mehreren Jahren, üb
sättigt durch die günstigen Erfolge und verdorben du
das Mißgeschick, das verirrte gute Naturen läut
bedurfte Don Pedro der Aufstachelungsmittel für
Böse, und keineswegs der Rathschläge für das Gut

Es handelte sich darum, die Neigungen dieser S
zu umwandeln und nichts wäre mit Liebe unmög
gewesen, aber es war zu befürchten, daß Don Pe
keine Liebe mehr für Dona Maria hatte.

Sie ging also blindlings auf dem Weg, der
Mothril, ihren Feind, so gut beleuchtet war.

Es unterliegt keinem Zweifel; wäre sie Mot
begegnet und hätte sie einen Dolch bei sich gehabt,
würde ihn ohne Barmherzigkeit niedergestoßen hab
denn sie fühlte, daß dieser verfluchte Einfluß seit ein
Jahr auf ihrem Leben lastete und sie zu beherrs
anfing.

Maria dachte dies Alles, als sie die geheime Th
öffnete und in die Wohnung des Königs trat.

Erschrocken, unentschieden, irrte Don Pedro wie
Schatten in seiner Gallerie umher.

Dieses Stillschweigen von Dona Maria, di
ruhige Zorn flößten ihm die lebhaftesten Befürchtun
und den gefährlichsten Grimm ein.

„Man trotzt mir sogar an meinem eigenen He
sagte er, „man zeigt mir, daß ich nicht der Herr

bin es wirklich nicht, da die Ankunft eines Wei-
e meine Pläne umstürzt und die Hoffnung auf
eine Vergnügungen zerstört. Das ist ein Joch,
brechen muß... Bin ich nicht stark genug, um
u handeln, so wird man mir helfen."
sprach diese Worte, als Maria, welche wie eine
er die glatten Porzellanplatten hingeschlüpft war,
n Arm faßte und zu ihm sagte:
Wer wird Euch helfen, Senor?"
Dona Maria!" rief der König, als hätte er ein
t gesehen.
a, Dona Maria! welche Euch fragt, Euch, den
in welcher Hinsicht der Rath, das Joch, wenn
llt, einer edlen Spanierin, einer Frau, die Euch
ntehrender und drückender sei, als das Joch, das
edro von Mothril, einem christlichen König von
Mauren auferlegt wird?"
n Pedro ballte voll Wuth die Fäuste.
Keine Ungeduld," sagte Dona Maria, „es ist
eder die Stunde, noch der Ort. Ihr seid hier
se, und ich, Eure Unterthanin, komme nicht, das
Ihr wohl, um Euch einen Willen vorzuschrei-
ls Gebieter, wie Ihr seid, Senor, nehmt Euch
ht die Mühe, in Zorn zu gerathen. Der Löwe
nicht gegen die Ameise."
n Pedro war nicht an diese demüthigen Ver-
gen seiner Geliebten gewöhnt. Er blieb erstaunt
nd fragte:
Was wollt Ihr denn?"
Wenig, Senor; Ihr liebt, wie es scheint, eine
Frau, das ist Euer Recht; ich werde nicht unter-
ob Ihr gut oder schlecht verfahrt, es ist Euer
Ich bin nicht Eure Gemahlin, und wäre ich es,
e ich mich erinnern, welchen Kummer, welchen
Ihr mir zu Liebe denjenigen bereitet habt, die
emahlinnen waren."
Wagt Ihr mir das vor?" rief mit stolzem Tone

Don Pedro, der eine Gelegenheit, sich zu e
suchte.

Dona Maria hielt seinen Blick mit Festig
und erwiederte:

„Ich bin nicht Gott, um den Königen Ve
vorzuwerfen? Ich bin eine Frau, heute lebendi
gen todt; ein Atom, ein Hauch, das Nichts;
habe eine Stimme und benütze sie, um Euch
sagen, was Ihr nur von mir hören werdet. I
König Don Pedro, und so oft Euch dies be
ist eine Wolke vor Euren Augen vorübergezo
hat das ganze Weltall vor Euch verborgen... D
wendet Euren Kopf ab... Auf was horcht Ihr
beschäftigt Euch?..."

„Ich glaubte im nächsten Zimmer gehen zu
sagte Don Pedro... „Nein, das ist unmöglich.

„Warum unmöglich?... Alles ist möglich
Ich bitte, schaut nach, Sire... Sollte man
horchen?"

„Nein, es ist keine Thüre an diesem Zimm
ich habe keinen Diener in meiner Nähe. Der
wind wird einen Vorhang aufgehoben, oder eine
sterflügel schlagen gemacht haben."

„Ich wollte Euch sagen," fuhr Dona Mar
„da Ihr mich nicht mehr liebet, so habe ich d
schluß gefaßt, mich zurückzuziehen."

Don Pedro machte eine Bewegung.

„Ihr freut Euch hierüber, und das ist m
ich thue es deshalb," sprach Dona Maria mit
Tone. „Ich werde mich also zurückziehen, u
sollt nie mehr von mir sprechen hören. Von
Augenblick an, Senor, habt Ihr nicht mehr
liebte Dona Maria Padilla; es ist eine demüth
nerin, die Euch die Wahrheit über Eure Lage
lassen wird. Ihr habt eine Schlacht gewonnen
man wird Euch sagen, Andere haben sie für
wonnen; Euer Verbündeter ist in diesem Fall Eu

und wird es Euch früher oder später beweisen. Schon
verlangt sogar der Prinz von Wales beträchtliche Sum-
men, die man ihm schuldig ist... Dieses Geld habt
Ihr nicht; seine zwölftausend Lanzen, welche für Euch
gefochten haben, werden sich gegen Euch wenden. Mitt-
lerweile hat der Prinz, Euer Bruder, Unterstützung in
Frankreich gefunden, und von Allen geliebt, die einen
französischen Namen führen, wird der Connetable, nach
einer Wiedervergeltung dürstend, zurückkehren. Das sind
zwei Heere, die Ihr zu bekämpfen haben werdet. Was
werdet Ihr ihnen entgegensetzen? Ein Heer von Sara-
cenen? O christlicher König! Ihr habt ein einziges
Mittel, in das Bündniß der Kirchenfürsten zurückzu-
kehren, und Ihr beraubt Euch dieses Mittels! Ihr zieht
auf Euch, außer den weltlichen Waffen, den Zorn des
Papstes und den Kirchenbann! Bedenkt wohl, die Sya-
ier sind religiös, sie werden Euch verlassen; die Nähe
er Mauren erschreckt sie schon und erfüllt sie mit Ekel.
Das ist noch nicht Alles... Der Mensch, der Euch zu
urem Verderben antreibt, findet es nicht vollständig
Elend und in der Erniedrigung, das heißt, in der
rbannung und im Verlust des Thrones; er will Euch
e schändliche Verbindung auferlegen, er will aus Euch
n Abtrünnigen machen. Gott hört mich: ich hasse
, ich liebe Aissa; ich beschütze sie, ich vertheidige
ie eine Schwester, denn ich kenne ihr Herz und
enne ihr Leben. Aissa, wäre sie die Tochter eines
cenenkönigs, was sie nicht ist, Senor, ich werde
weisen, hat nicht mehr Werth, um Eure Frau zu
als ich, die Tochter der alten Ritter Castiliens,
le Erbin von zwanzig Ahnen, die christlichen Kö-
gleichkommen. Habe ich jedoch je von Euch ver-
Ihr sollet unsere Liebe durch eine Heirath bei-
Gewiß konnte ich es. Sicherlich liebtet Ihr
Don Pedro!"

u Pedro seufzte.

as ist noch nicht Alles. Mothril erwähnt gegen

Euch der Liebe von Aissa, was sage ich? er verspri
sie Euch vielleicht."

Don Pedro schaute sie unruhig und lebhaft
griffen an, als wollte er die Worte von Maria a
fassen, ehe sie ertönt hätten.

„Er verspricht Euch, daß sie Euch lieben wer
nicht wahr?"

„Wenn dem so wäre!"

„Das könnte sein, Sire, denn Ihr verdient m
als Liebe; es gibt gewisse Personen in Eurem Köni
reich, und diese Personen stehen, glaube ich, auf ei
Höhe mit Aissa, welche für Euch mehr als Anbetu
hegen."

Die Stirne von Don Pedro klärte sich auf, Do
Maria ließ geschickt jede empfindliche Saite seiner Se
vibriren.

„Aber," fuhr die junge Frau fort, „Dona Ai
wird Euch nicht lieben, weil sie einen Andern liebt."

„Das ist wahr?" rief Don Pedro voll Wuth; „d
ist keine Verleumdung?"

„So wenig eine Verleumdung, hoher Herr, da
wenn Ihr sie sogleich fragt, daß, wenn Ihr sie fra
ehe ich mich mit Ihr habe besprechen können, Ai
Euch Wort für Wort sagen wird, was ich Euch sage.

„Sprecht, sprecht: Ihr leistet mir hiedurch ein
wahren Dienst. Aissa liebt Einen? Wen liebt sie?"

„Einen französischen Ritter Namens Agenor v
Mauleon."

„Den Botschafter, den man zu mir nach S
schickte? Und Mothril weiß es?"

„Er weiß es."

„Ihr könnt das behaupten?"

„Ich schwöre es."

„Und ihr Herz ist dergestalt gefesselt, daß mir
Liebe versprechen von Mothril eine schamlose L
ein hassenswerther Verrath war?"

„Eine schamlose Lüge, ein hassenswerther Verra

„Ihr werdet es beweisen, Senora?"

„Sobald Ihr befehlt, hoher Herr."

„Wiederholt es mir, daß ich mich überzeuge."

Dona Maria beherrschte den König mit ihrer gan-
e Höhe. Sie hielt ihn durch den Stolz und durch
Eifersucht gefangen.

„„Bei dem lebendigen Gott,"" sagte so eben Aissa,
d ihre Worte ertönen noch in meinem Ohr, „„beim
endigen Gott schwöre ich Euch, daß ich, falls Don
dro mich in seiner Gewalt halten würde und mir
ne Liebe aufzwingen wollte, einen Dolch haben werde,
mir das Herz zu durchbohren, oder einen Ring, wie
Eurige, um ein tödtliches Gift einzuathmen."""
d sie deutete auf den Ring, den ich am Finger trage,
enor."

„Dieser Ring? . . ." rief Don Pedro erschrocken.
Was hat denn dieser Ring?"

„Er enthält in der That ein scharfes Gift, Senor.
ch trage ihn seit zwei Jahren, um mir die Freiheit
s Leibes und der Seele an dem Tage zu sichern, wo
ich einer der Wechselfälle Eures Schicksals, dem ich
getreu gefolgt bin, in die Hände Eurer Feinde
ächte."

Don Pedro fühlte etwas wie einen Gewissensbiß
im Anblick dieses einfachen und rührenden Helden-
uths.

„Ihr seid ein edles Herz, Maria," sprach er, „ich
abe nie eine Frau geliebt, wie ich Euch geliebt habe...
ch die schlimmen Wechselfälle sind fern . . Ihr könnt
ben!"

„Wie er mich geliebt hat!" dachte Maria
leichend, doch ohne sich zu verrathen. „Er sagt nicht,
ie er mich liebt."

„Und das ist der Gedanke von Aissa?" fuhr Don
edro nach einem Stillschweigen fort.

„Ganz und gar, Senor."

„Es ist Vergötterung des französischen Ritters."

„Es ist eine Liebe, welche der gleichkommt, die ich für Euch gehabt habe," antwortete Dona Maria.

„Die Ihr gehabt habt?" sagte Don Pedro, schwächer als seine Geliebte, denn er zeigte seine Wunde beim ersten Schmerz.

„Ja, hoher Herr."

Don Pedro faltete die Stirne.

„Kann ich Aissa befragen? . . ."

„Wann es Euch beliebt."

„Wird sie vor Mothril sprechen?"

„Vor Mothril, ja, hoher Herr."

„Sie wird alle Umstände ihrer Liebe bekennen?"

„Sie wird sogar das gestehen, was einer Frau zur Schmach gereicht."

„Maria!" rief Don Pedro mit einem furchtbaren Ausbruch; „Maria, was habt Ihr gesagt?"

„Stets die Wahrheit."

„Aissa entehrt! . . ."

„Aissa, die man auf Euern Thron setzen und in Euer Bett bringen will, ist dem edlen Herrn von Mauleon durch Bande angetraut, welche nur Gott allein zerreißen kann, denn es sind die Bande einer vollendeten Heirath."

„Maria! Maria!" sprach der König, trunken vor Wuth.

„Ich war Euch dieses Geständniß schuldig . . ich, die sie gebeten, den Franzosen in das Zimmer zu führen, wo sie Mothril eingeschlossen hielt, ich, die ich ihre Liebe beschützte, sollte sie auf dem Boden Frankreichs wiedervereinigen."

„Mothril! Mothril! alle Strafen wären zu schwach, alle Qualen wären zu gelinde, um Dich dieses schändliche Unterfangen sühnen zu lassen! Bringt mir Aissa, ich bitte Euch."

„Hoher Herr, ich gehe . . . . doch bedenkt wohl: ich habe das Geheimniß dieses Mädchens verrathen, um dem Interesse, der Ehre meines Königs zu dienen . . .

Wäre es nicht besser, wenn Ihr Euch an mein Wort halten würdet? Könnt Ihr mir nicht glauben, ohne diesen Beweis, der dem armen Kind die Ehre raubt?"

„Ah! Ihr zögert, Ihr täuscht mich!"

„Hoher Herr, ich zögere nicht, ich suche Eurer Majestät wieder ein wenig Vertrauen zu verleihen; diesen Beweis werden wir auch in einigen Tagen bekommen, ohne Aufsehen, ohne ein Aergerniß, welches das Mädchen zu Grunde richten wird."

„Diesen Beweis will ich auf der Stelle haben, und ich fordere Euch auf, ihn mir zu liefern, oder ich werde Euch keinen Glauben schenken."

„Herr, ich gehorche."

„Ich erwarte Euch mit Ungeduld."

„Hoher Herr, man gehorcht Euch."

„Wenn Ihr die Wahrheit gesprochen habt, Dona Maria, soll morgen in ganz Spanien nicht ein Maure mehr sein, der nicht geächtet oder flüchtig wäre."

„Morgen also, hoher Herr, werdet Ihr ein großer König sein; und ich, eine arme Flüchtige, eine arme Verlassene, werde Gott für das größte Glück danken, das er mir auf dieser Welt bewilligt hat: für die Gewißheit Eurer Wohlfahrt."

„Senora, Ihr erbleicht, Ihr wankt, soll ich Leute rufen?"

„Ruft nicht, Sire . . . Nein . . . Ich will in mein Gemach zurückkehren . . . Ich habe Wein bringen lassen und eine Erfrischung bereitet, die meiner auf meinem Tisch harrt; ich brenne, und sobald einmal mein Durst gelöscht ist, wird es mir wieder ganz wohl sein; ich bitte, denkt also nicht mehr an mich. Doch ich schwöre Euch," sagte plötzlich Dona Maria, nach dem anstoßenden Zimmer lauschend, „ich schwöre Euch, daß Jemand da war; ich täusche mich nicht, ich habe diesmal die Tritte eines Mannes gehört."

Don Pedro nahm eine Kerze, Maria eine andere,

und Beide eilten in dieses Zimmer; es war verl
nichts deutete an, daß Jemand darin gewesen.
Es zitterte nur noch ein Vorhang an der ä
Thüre, von der Hasz gesprochen.
„Niemand!“ sprach Maria erstaunt, „ich h
doch deutlich gehört.“
„Ich sagte Euch wohl, es wäre unmöglich
Oh! Mothril! Mothril! welche Rache werde
Deinen Verrath nehmen! Ihr kommt also zurü
Frau?“
„Ich benachrichtige nur Aissa und kehre
geheimen Weg zurück.“
Nachdem sie so gesprochen, nahm Dona M
schied vom König, der im Fieber seiner Ung
nahe die Dankbarkeit für den geleisteten Dien
Erinnerung an die vergangene Liebe vermeng
Dona Maria war in der That eine
leidenschaftliche Frau, eine Frau, die man
vergessen konnte, wenn man sie gesehen hatte.
Stolz und kühn, flößte sie Achtung ein
die Liebe. Mehr als einmal zitterte dieser
König, wenn er sie aufgebracht sah, und
bebte dieses übersättigte Herz in Erwartun
kunft.
Als sie, nachdem sie sich so erklärt,
war, wollte Don Pedro ihr nachlaufen, um
„Was liegt mir an Aissa, was liegt mir
Verräthereien, die man in der Finsterniß
seid das, was ich liebe, Ihr seid die Fr
mein Durst glühend verlangt.“
Doch Dona Maria hatte die äuße
schlossen, und der König hörte nichts
Rauschen ihres Kleides an den Wände
Knistern der dürren Zweige, welche un
brachen.

## Achtundfünfzigstes Kapitel.

### Der Ring von Maria und der Dolch von Aissa.

Der Fuß von Mothril hatte sehr leicht den Boden
treift, als Maria eine Bewegung im Zimmer zu hören
ubte. Mothril hatte seine Sandalen abgelegt, um
der Tapete das zu behorchen, was gegen ihn ge-
ochen wurde.

Die Offenbarung des Geheimnisses von Aissa durch-
ung ihn mit Furcht und Schrecken. Daß Dona Maria
haßte, daran zweifelte er nicht; daß sie ihn durch
schwärzung seiner Politik, durch Entschleierung seines
rgeizes zu Grunde zu richten suchte, dessen war der
aure gewiß; aber was er nicht ertragen konnte, war
Gedanke, Don Pedro werde gegen Aissa gleichgültig
rden.

Aissa, Mauleon angetraut, Aissa ihrer kostbaren
inheit beraubt, würde für Don Pedro ein reizloser,
rthloser Gegenstand, und Don Pedro nicht mehr durch
Liebe von Aissa halten hieß das Band verlieren,
s den unbezähmten Renner hält.

Noch einige Augenblicke, und dieses Ganze so
ühsam aufgebaute Gerüste stürzte ein. Sicher, beschützt
sein, käme Aissa mit ihrer Gefährtin, um Don Pedro
s ganze Geheimniß zu enthüllen. Dann würde Dona
aria wieder in alle ihre Rechte treten; Aissa würde
ihrigen verlieren, Mothril müßte schmachvoll fort-
jagt, wie ein elender Betrüger mißhandelt, mit seinen
ndsleuten den unseligen Weg der Verbannung ein-
lagen, angenommen, er würde nicht auf der Stelle
rch diesen Orkan des königlichen Zorns in das Grab

Don Pedro, der eine Gelegenheit, sich zu erzürnen, suchte.

Dona Maria hielt seinen Blick mit Festigkeit aus und erwiederte:

„Ich bin nicht Gott, um den Königen Verbrechen vorzuwerfen? Ich bin eine Frau, heute lebendig, morgen todt; ein Atom, ein Hauch, das Nichts; doch, ich habe eine Stimme und benütze sie, um Euch das zu sagen, was Ihr nur von mir hören werdet. Ihr liebt, König Don Pedro, und so oft Euch dies begegnete, ist eine Wolke vor Euren Augen vorübergezogen und hat das ganze Weltall vor Euch verborgen... Doch Ihr wendet Euren Kopf ab... Auf was horcht Ihr? Was beschäftigt Euch?..."

„Ich glaubte im nächsten Zimmer gehen zu hören," sagte Don Pedro... „Nein, das ist unmöglich."

„Warum unmöglich?... Alles ist möglich hier... Ich bitte, schaut nach, Sire... Sollte man uns belorchen?"

„Nein, es ist keine Thüre an diesem Zimmer, und ich habe keinen Diener in meiner Nähe. Der Abendwind wird einen Vorhang aufgehoben, oder einen Fensterflügel schlagen gemacht haben."

„Ich wollte Euch sagen," fuhr Dona Maria fort, „da Ihr mich nicht mehr liebet, so habe ich den Entschluß gefaßt, mich zurückzuziehen."

Don Pedro machte eine Bewegung.

„Ihr freut Euch hierüber, und das ist mir lieb, ich thue es deshalb," sprach Dona Maria mit kaltem Tone. „Ich werde mich also zurückziehen, und Ihr sollt nie mehr von mir sprechen hören. Von diesem Augenblick an, Senor, habt Ihr nicht mehr als Geliebte Dona Maria Padilla; es ist eine demüthige Dienerin, die Euch die Wahrheit über Eure Lage hören lassen wird. Ihr habt eine Schlacht gewonnen, doch man wird Euch sagen, Andere haben sie für Euch gewonnen; Euer Verbündeter ist in diesem Fall Euer Herr

o es Euch früher oder später beweisen. Schon
sogar der Prinz von Wales beträchtliche Sum-
e man ihm schuldig ist... Dieses Geld habt
t; seine zwölftausend Lanzen, welche für Euch
haben, werden sich gegen Euch wenden. Mit-
hat der Prinz, Euer Bruder, Unterstützung in
ch gefunden, und von Allen geliebt, die einen
hen Namen führen, wird der Connetable, nach
edervergeltung dürstend, zurückkehren. Das sind
ere, die Ihr zu bekämpfen haben werdet. Was
Ihr ihnen entgegensetzen? Ein Heer von Sara-
O christlicher König! Ihr habt ein einziges
in das Bündniß der Kirchenfürsten zurückzu-
und Ihr beraubt Euch dieses Mittels! Ihr zieht
h, außer den weltlichen Waffen, den Zorn des
und den Kirchenbann! Bedenkt wohl, die Spa-
religiös, sie werden Euch verlassen; die Nähe
ren erschreckt sie schon und erfüllt sie mit Ekel.
noch nicht Alles... Der Mensch, der Euch zu
Verderben antreibt, findet es nicht vollständig
d und in der Erniedrigung, das heißt, in der
ung und im Verlust des Thrones; er will Euch
indliche Verbindung auferlegen, er will aus Euch
trünnigen machen. Gott hört mich: ich hasse
h liebe Aissa; ich beschütze sie, ich vertheidige
eine Schwester, denn ich kenne ihr Herz und
ihr Leben. Aissa, wäre sie die Tochter eines
enkönigs, was sie nicht ist, Senor, ich werde
isen, hat nicht mehr Werth, um Eure Frau zu
s ich, die Tochter der alten Ritter Castiliens,
Erbin von zwanzig Ahnen, die christlichen Kö-
eichkommen. Habe ich jedoch je von Euch ver-
Ihr sollet unsere Liebe durch eine Heirath hei-
Gewiß konnte ich es. Sicherlich liebtet Ihr
on Pedro!"
n Pedro seufzte.
as ist noch nicht Alles. Mothril erwähnt gegen

Euch der Liebe von Aissa, was sage ich? er ver
sie Euch vielleicht."

Don Pedro schaute sie unruhig und lebha
griffen an, als wollte er die Worte von Maria
fassen, ehe sie ertönt hätten.

„Er verspricht Euch, daß sie Euch lieben
nicht wahr?"

„Wenn dem so wäre!"

„Das könnte sein, Sire, denn Ihr verdient
als Liebe; es gibt gewisse Personen in Eurem R
reich, und diese Personen stehen, glaube ich, auf
Höhe mit Aissa, welche für Euch mehr als Anb
hegen."

Die Stirne von Don Pedro klärte sich auf,
Maria ließ geschickt jede empfindliche Saite seiner
vibriren.

„Aber," fuhr die junge Frau fort, „Dona
wird Euch nicht lieben, weil sie einen Andern lie

„Das ist wahr?" rief Don Pedro voll Wuth;
ist keine Verleumdung?"

„So wenig eine Verleumdung, hoher Herr,
wenn Ihr sie sogleich fragt, daß, wenn Ihr sie
ehe ich mich mit Ihr habe besprechen können,
Euch Wort für Wort sagen wird, was ich Euch

„Sprecht, sprecht: Ihr leistet mir hiedurch
wahren Dienst. Aissa liebt Einen? Wen liebt sie

„Einen französischen Ritter Namens Ageno
Mauleon."

„Den Botschafter, den man zu mir nach
schickte? Und Mothril weiß es?"

„Er weiß es."

„Ihr könnt das behaupten?"

„Ich schwöre es."

„Und ihr Herz ist dergestalt gefesselt, daß mi
Liebe versprechen von Mothril eine schamlose
ein hassenswerther Verrath war?"

„Eine schamlose Lüge, ein hassenswerther Ver

„Ihr werdet es beweisen, Senora?"

„Sobald Ihr befehlt, hoher Herr."

„Wiederholt es mir, daß ich mich überzeuge."

Dona Maria beherrschte den König mit ihrer gan-
en Höhe. Sie hielt ihn durch den Stolz und durch
ie Eifersucht gefangen.

„„Bei dem lebendigen Gott,"" sagte so eben Aissa,
nd ihre Worte ertönen noch in meinem Ohr, „„beim
ebendigen Gott schwöre ich Euch, daß ich, falls Don
Pedro mich in seiner Gewalt halten würde und mir
eine Liebe auforingen wollte, einen Dolch haben werde,
m mir das Herz zu durchbohren, oder einen Ring, wie
er Eurige, um ein tödtliches Gift einzuathmen.""
Und sie deutete auf den Ring, den ich am Finger trage,
Senor."

„Dieser Ring? . . ." rief Don Pedro erschrocken.
„Was hat denn dieser Ring?"

„Er enthält in der That ein scharfes Gift, Senor.
Ich trage ihn seit zwei Jahren, um mir die Freiheit
des Leibes und der Seele an dem Tage zu sichern, wo
mich einer der Wechselfälle Eures Schicksals, dem ich
so getreu gefolgt bin, in die Hände Eurer Feinde
brächte."

Don Pedro fühlte etwas wie einen Gewissensbiß
beim Anblick dieses einfachen und rührenden Helden-
muths.

„Ihr seid ein edles Herz, Maria," sprach er, „ich
habe nie eine Frau geliebt, wie ich Euch geliebt habe...
doch die schlimmen Wechselfälle sind fern . . Ihr könnt
leben!"

„Wie er mich geliebt hat!" dachte Maria
erbleichend, doch ohne sich zu verrathen. „Er sagt nicht,
wie er mich liebt."

„Und das ist der Gedanke von Aissa?" fuhr Don
Pedro nach einem Stillschweigen fort.

„Ganz und gar, Senor."

„Es ist Vergötterung des französischen Ritters."

„Es ist eine Liebe, welche der gleichkommt, die i
für Euch gehabt habe," antwortete Dona Maria.

„Die Ihr gehabt habt?" sagte Don Pedro, schw
cher als seine Geliebte, denn er zeigte seine Wunde bei
ersten Schmerz.

„Ja, hoher Herr."

Don Pedro faltete die Stirne.

„Kann ich Aissa befragen? . . ."

„Wann es Euch beliebt."

„Wird sie vor Mothril sprechen?"

„Vor Mothril, ja, hoher Herr."

„Sie wird alle Umstände ihrer Liebe bekennen?

„Sie wird sogar das gestehen, was einer Frau z
Schmach gereicht."

„Maria!" rief Don Pedro mit einem furchtbare
Ausbruch; „Maria, was habt Ihr gesagt?"

„Stets die Wahrheit."

„Aissa entehrt! . . ."

„Aissa, die man auf Euern Thron setzen und
Euer Bett bringen will, ist dem edlen Herrn von Ma
leon durch Bande angetraut, welche nur Gott alle
zerreißen kann, denn es sind die Bande einer vollendet
Heirath."

„Maria! Maria!" sprach der König, trunken v
Wuth.

„Ich war Euch dieses Geständniß schuldig . . i
die sie gebeten, den Franzosen in das Zimmer zu führe
wo sie Mothril eingeschlossen hielt, ich, die ich ih
Liebe beschützte, sollte sie auf dem Boden Frankreich
wiedervereinigen."

„Mothril! Mothril! alle Strafen wären zu schwac
alle Qualen wären zu gelinde, um Dich dieses schänd
liche Unterfangen sühnen zu lassen! Bringt mir Aiss
ich bitte Euch."

„Hoher Herr, ich gehe . . . . doch bedenkt wohl
ich habe das Geheimniß dieses Mädchens verrathen, u
dem Interesse, der Ehre meines Königs zu dienen . .

t nicht beſſer, wenn Ihr Euch an mein Wort
würdet? Könnt Ihr mir nicht glauben, ohne
Beweis, der dem armen Kind die Ehre raubt?"
h! Ihr zögert, Ihr täuſcht mich!"
oher Herr, ich zögere nicht, ich ſuche Eurer Ma-
ieder ein wenig Vertrauen zu verleihen; dieſen
werden wir auch in einigen Tagen bekommen,
ſſehen, ohne ein Aergerniß, welches das Mädchen
de richten wird."
ieſen Beweis will ich auf der Stelle haben, und
re Euch auf, ihn mir zu liefern, oder ich werde
inen Glauben ſchenken."
rr, ich gehorche."
h Erwarte Euch mit Ungeduld."
oher Herr, man gehorcht Euch."
enn Ihr die Wahrheit geſprochen habt, Dona
ſoll morgen in ganz Spanien nicht ein Maure
n, der nicht geächtet oder flüchtig wäre."
orgen alſo, hoher Herr, werdet Ihr ein großer
ein; und ich, eine arme Flüchtige, eine arme
ne, werde Gott für das größte Glück danken,
nir auf dieſer Welt bewilligt hat: für die Ge-
Eurer Wohlfahrt."
enora, Ihr erbleicht, Ihr wankt, ſoll ich Leute

uft nicht, Sire . . . Nein . . . Ich will in mein
zurückkehren . . . Ich habe Wein bringen laſſen
Erfriſchung bereitet, die meiner auf meinem
rt; ich brenne, und ſobald einmal mein Durſt
iſt, wird es mir wieder ganz wohl ſein; ich bitte,
ſo nicht mehr an mich. Doch ich ſchwöre Euch,"
zlich Dona Maria, nach dem anſtoßenden Zimmer
„ich ſchwöre Euch, daß Jemand da war; ich
mich nicht, ich habe diesmal die Tritte eines
gehört."
n Pedro nahm eine Kerze, Maria eine andere,

und Beide eilten in dieses Zimmer; es war verlassen, nichts deutete an, daß Jemand darin gewesen.

Es zitterte nur noch ein Vorhang an der äußeren Thüre, von der Hafiz gesprochen.

„Niemand!“ sprach Maria erstaunt, „ich habe es doch deutlich gehört.“

„Ich sagte Euch wohl, es wäre unmöglich . . . . Oh! Mothril! Mothril! welche Rache werde ich für Deinen Verrath nehmen! Ihr kommt also zurück, edle Frau?“

„Ich benachrichtige nur Aissa und kehre auf dem geheimen Weg zurück.“

Nachdem sie so gesprochen, nahm Dona Maria Abschied vom König, der im Fieber seiner Ungeduld beinahe die Dankbarkeit für den geleisteten Dienst mit der Erinnerung an die vergangene Liebe vermengte.

Dona Maria war in der That eine schöne und leidenschaftliche Frau, eine Frau, die man nicht mehr vergessen konnte, wenn man sie gesehen hatte.

Stolz und kühn, flößte sie Achtung ein, entriß sie die Liebe. Mehr als einmal zitterte dieser despotische König, wenn er sie aufgebracht sah, und noch öfter bebte dieses übersättigte Herz in Erwartung ihrer Ankunft.

Als sie, nachdem sie sich so erklärt, abgegangen war, wollte Don Pedro ihr nachlaufen, um ihr zu sagen: „Was liegt mir an Aissa, was liegt mir an den kleinen Verräthereien, die man in der Finsterniß anspinnt? Ihr seid das, was ich liebe, Ihr seid die Frucht, nach der mein Durst glühend verlangt.“

Doch Dona Maria hatte die äußere Thüre geschlossen, und der König hörte nichts mehr, als das Rauschen ihres Kleides an den Wänden hin und das Knistern der dürren Zweige, welche unter ihren Füßen brachen.

## Achtundfünfzigstes Kapitel.

### Der Ring von Maria und der Dolch von Aissa.

Der Fuß von Mothril hatte sehr leicht den Boden reift, als Maria eine Bewegung im Zimmer zu hören ubte. Mothril hatte seine Sandalen abgelegt, um der Tapete das zu behorchen, was gegen ihn ge- chen wurde.

Die Offenbarung des Geheimnisses von Aissa durch- ng ihn mit Furcht und Schrecken. Daß Dona Maria haßte, daran zweifelte er nicht: daß sie ihn durch schwärzung seiner Politik, durch Entschleierung seines rgeizes zu Grunde zu richten suchte, dessen war der ure gewiß; aber was er nicht ertragen konnte. war Gedanke, Don Pedro werde gegen Aissa gleichgültig rden.

Aissa, Mauleon angetraut, Aissa ihrer kostbaren nheit beraubt, würde für Don Pedro ein reizloser, thloser Gegenstand, und Don Pedro nicht mehr durch Liebe von Aissa halten hieß das Band verlieren, den unbezähmten Renner hält.

Noch einige Augenblicke, und dieses Ganze so hsam aufgebaute Gerüste stürzte ein. Sicher, beschützt sein, käme Aissa mit ihrer Gefährtin, um Don Pedro ganze Geheimniß zu enthüllen. Dann würde Dona aria wieder in alle ihre Rechte treten; Aissa würde ihrigen verlieren, Mothril müßte schmachvoll fort- agt, wie ein elender Betrüger mißhandelt, mit seinen ndsleuten den unseligen Weg der Verbannung ein- lagen, angenommen, er würde nicht auf der Stelle rch diesen Orkan des königlichen Zorns in das Grab

ubert. Dies entrollte sich vor den Augen des
en, während Maria mit Don Pedro sprach und
Worte, eines nach dem andern, wie Tropfen ge
lzenen Bleis auf die offene Wunde dieses Ehrgei
fielen.
Keuchend, bestürzt, bald kalt wie Marmor, bald
wie siedender Schwefel, fragte sich Mothril, die
nd an seinem getreuen Dolch, warum er nicht mit
em Stoß den Gebieter, der hörte, und die Frau, di
m die Offenbarung machte, tödte, das heißt, warum
nicht sein Leben und seine Sache rette.
Wenn Don Pedro einen andern Schutzengel
einer Nähe gehabt hätte, als Dona Maria, so wü
ihm dieser Engel unfehlbar entdeckt haben, er laufe
furchtbare Gefahr.
Plötzlich hellte sich die Stirne von Mothril
der Schweiß fiel minder stark, minder eisig.
Worte von Maria hatten ihm zugleich den We
Rettung und den Gedanken eines Verbrechen
öffnet.
Er ließ sie ruhig vollenden; sie konnte ihren
Gedanken Don Pedro sagen, und erst bei den
Worten der Unterredung, als er nichts mehr zu
hatte, ging er aus seinem Versteck, und der
zitterte hinter ihm, wie es Don Pedro und Do
bemerkten.
Sobald Mothril außen war, hielt er zwei
lang an und sagte:
„Sie wird durch den geheimen Gang d
niger Zeit brauchen, als ich brauche, um dur
in ihr Zimmer zu gelangen.
„Hafiz," sprach er, indem er dem jung
auf jeden seiner Befehle lauerte, auf die Sc
„laufe in den Gang der Gallerie, halte
auf, wenn sie erscheint, bitte sie um Verz
Dich die Reue ergriffen hätte, klage mich
willst, gestehe, enthülle . . . thue Alles,

halte sie nur fünf Minuten zurück, ehe sie
rie tritt."
Herr," sagte Hafiz.
kletterte wie eine Eidechse an der hölzernen
Patio hinauf und gelangte in den Gang,
r Tritt von Dona Maria hörbar wurde.
machte während dieser den Gang durch den
die Treppe der Gallerie hinauf und drang
laria ein.
ner Hand hielt er einen Dolch, mit der
leines goldenes Fläschchen, das er aus seinem
el genommen hatte.
eintrat, lief das Wachs halb verzehrt in
ifen an der Kerze herab. Aissa schlief mit
Augen sanft auf den Polstern. Ihren halb
ppen entströmte ein theurer Name mit dem
ihres Athems.
rst," sagte der Maure mit einem düsteren Blick,
so wird sie nicht gestehen, was Dona Maria
n lassen . . . Oh! . . . mein Kind schlagen,
das schläft," murmelte er . . . . „sie, der,
ht zu voreilig Angst habe, der Allerhöchste
e Krone vorbehält! Warten wir! . . . sie
letzt, damit ich mir noch einen Augenblick
z bewahre."
sogleich auf den Tisch zu, nahm die noch
n Maria selbst bereiteten Trank halb volle
d goß den ganzen Inhalt des goldenen
arein.
," sagte er leise mit einem furchtbaren
ses Gift, das ich Dir eingieße, ist vielleicht
werth, als das, welches Dein Ring ver-
wir armen Mauren sind Barbaren; ent-
ch: wenn Dir mein Trank nicht gefällt,
meinen Dolch an."
e kaum vollendet, als die flehende Stimme
it der belebteren Stimme von Dona Maria,

welche im geheimen Gang aufgehalten wurde, zu i
drang.

„Habt Mitleid," sagte das Ungeheuer-Kind, „v
zeiht meiner Jugend, ich wußte nicht, was mein H
mich thun ließ."

„Ich werde später sehen," antwortete Dona Mar
„laß mich! Ich werde mich erkundigen und aus
Zeugnissen, die man mir über Dich gibt, die Wahrh
die Du verbirgst, herausfinden."

Mothril kauerte sich rasch hinter den Vorhang,
das Fenster verkleidete. Von hier aus konnte er A
sehen, Alles hören. Er konnte auf Maria losstürz
wenn sie würde weggehen wollen.

Von ihr entlassen, verschwand Hafiz langsam un
der düsteren Gallerie.

Man hätte nun Maria in ihr Gemach zurückkehr
und mit unbeschreiblicher Rührung die in den Sch
versunkene Aissa betrachten sehen können.

„Ich habe vor den Augen eines Mannes Dein sü
Liebesgeheimniß enthüllt," sprach sie, „ich habe De
Taubenschönheit geschwärzt, doch das Unrecht, das
Dir zugefügt, soll wieder gut gemacht werden. Arm
Kind, Du schläfst unter meinem Schutz ... schlafe! di
Minute überlasse ich Dich noch Deinen süßen Träumen

Sie machte einen Schritt gegen Aissa, Moth
preßte seinen breiten Dolch mit den Fingern.

Doch die Bewegung, welche Dona Maria gema
hatte, näherte sie dem Tisch, wo sie ihre silberne Sch
und das rothe Getränke sah, das ihre vertrocknet
Lippen anlockte.

Sie nahm die Schale und trank mit lang
Zügen.

Der letzte Schluck berührte noch ihren Gaumen,
schon die verzehrende Kälte des Todes ihr Herz berührt ha

Sie wankte, ihre Augen wurden starr, sie drü
ihre Hände auf die Brust und schaute, in diesem un
greiflichen Schmerz ein neues Unglück, einen neuen

rath vielleicht ahnend, voll Angst, voll Schrecken umher, als wollte sie die Einsamkeit und den Schlaf, diese zwei stummen Zeugen ihres Leidens befragen.

Der Schmerz brach in ihrem Busen aus wie ein Brand: Maria erröthete, ihre Hände zogen sich krampfhaft zusammen, es kam ihr vor, als stiege ihr Herz in ihre Kehle empor, und sie öffnete den Mund, um einen Schrei auszustoßen.

Rasch wie der Blitz kam Mothril diesem Schrei durch ein tödtliches Umschlingen zuvor.

Maria sträubte sich vergebens in seinen Armen, sie biß vergebens in die Finger des Saracenen, die ihren Mund verschlossen.

Während Mothril so die Arme und die Stimme der Unglücklichen gefesselt hielt, löschte er die Kerze aus, und Maria sank zu gleicher Zeit in die Finsterniß und in den Tod.

Ihre Füße schlugen einige Secunden den Boden mit einem Geräusch, das die junge Maurin, ihre Gefährtin, aufweckte.

Aissa erhob sich, wollte in der Finsterniß gehen, und stolperte über den Leichnam.

Sie fiel in die Arme von Mothril, der sie bei den Händen faßte, zu Maria niederwarf und ihr die Schulter durch einen Dolchstoß zerfleischte.

Von Blut übergossen, wurde Aissa ohnmächtig. Da riß Mothril vom Finger von Maria den Ring, in welchem das Gift enthalten war.

Er leerte diesen Ring in die silberne Schale und steckte ihn wieder an den Finger seines Opfers.

Dann färbte er im Blut den Dolch, den die junge Maurin an ihrem Gürtel trug, und legte ihn neben Maria, so daß ihre Finger denselben berührten.

Diese geheimnißvolle Gräuelthat geschah in weniger Zeit, als eine Schlange in Indien braucht, um zwei Gazellen zu ersticken, die sie in der Sonne im Grase einer Savane spielend belauerte.

Um seine Aufgabe ganz zu erfüllen, hatte
Mothril nur noch vor dem Verdacht sicher zu stellen
Nichts war leichter. Er trat in den nahen P
ein, als ob er von einem Gang, den er zur Ue
wachung der Umgegend unternommen, zurückkäme,
fragte die Diener des Königs, ob dieser sich schon
dergelegt habe. Man antwortete ihm, man sehe
König mit einer gewissen Ungeduld in seiner Gall
auf und abgehen.

Mothril verlangte seine Polster, befahl einem
ner, ihm einige Verse des Koran vorzulesen, und s
sich einem tiefen Schlaf zu überlassen.

Hafiz hatte, ohne daß er sich mit seinem H
berathen konnte, diesen durch seinen Instinct begr
und sich mit seinem gewöhnlichen Ernst unter die
wachen von Don Pedro gemischt. So verging
halbe Stunde. Das tiefste Stillschweigen herrschte
Palast. Plötzlich erscholl ein herzzerreißender, furch
rer Schrei aus der Tiefe der königlichen Gallerie,
die Stimme des Königs ließ die erschreckenden Wo
„Zu Hülfe! zu Hülfe!“ vernehmen.

Jeder stürzte nach der Gallerie, die Wachen
ihren bloßen Schwertern, die Diener mit der ersten
besten Waffe, die ihnen unter die Hand kam.

Mothril rieb sich die Augen, erhob sich, als la
der Schlaf schwer auf ihm, und fragte:

„Was gibt es?“

„Der König! der König!“ antwortete die ei
Menge. Mothril stand auf und ging hinter den And
er sah in derselben Richtung Hafiz gehen, der sich e
falls die Augen rieb und ganz verdutzt zu sein sc

Man erblickte nun Don Pedro, eine Kerze in
Hand, auf der Schwelle des Gemaches von
Maria. Er stieß gewaltige Schreie aus, war bl
wandte sich von Zeit zu Zeit gegen das Zimmer
und verdoppelte sein Stöhnen und seine Verwünschun

Mothril durchschnitt die Menge, welche stumm und zitternd den halb wahnsinnigen Fürsten umgab.

Zehn Fackeln warfen ihren blutigen Schimmer auf die Gallerie.

„Seht! seht!“ rief Don Pedro; „todt! todt, Beide!“

„Todt!“ wiederholte dumpf die Menge.

„Todt!“ sagte Mothril; „wer ist todt, Hoheit?“

„Schau, frecher Saracene!“ rief der König, dem sich die Haare auf dem Haupte sträubten.

Der Maure nahm eine Fackel aus den Händen eines Soldaten, trat langsam in das Zimmer und wich, wirklich oder zum Schein, bei dem Anblick der zwei Leichname und des Blutes, das die Platten färbte, zurück.

„Dona Maria! ...“ sagte er; „Dona Maria! ...“ rief er; „Allah!“

Die Menge wiederholte schauernd:

„Dona Maria! Dona Aissa! todt!“

Mothril kniete nieder und betrachtete die zwei Opfer mit schmerzlicher Aufmerksamkeit.

Der König sprach nichts ... Mothril machte ein Zeichen, und alle Anwesenden zogen sich langsam zurück.

„Hoher Herr,“ sagte der Maure mit dem Ton theilnehmender Ergriffenheit, „es ist ein Verbrechen begangen worden.“

„Verruchter!“ rief Don Pedro, der nun wieder zu sich kam, „ich sehe Dich hier, Dich, der Du mich verrathen hast!“

„Mein hoher Herr leidet sehr, da er so seine besten Freunde mißhandelt.“

„Maria ... Aissa ... todt!“ wiederholte Don Pedro wie im Wahnsinn.

„Hoher Herr, ich beklage mich nicht,“ sprach Mothril.“

„Du! Dich beklagen, Schändlicher! Und worüber solltest Du Dich beklagen?“

„Darüber, daß ich in der Hand von Dona Maria

die Waffe sehe, welche das edle Blut meiner Kö
vergossen, die Tochter meines hochverehrten Herrn,
großen Kalifen, getödtet hat."

„Es ist wahr," murmelte Don Pedro. „Der T
ist in der Hand von Dona Maria . . . doch sie s
sie, deren Züge einen so gräßlichen Anblick bieten, d
Auge droht, deren Mund schäumt, sie, Dona M
wer hat sie getödtet? . . ."

„Wie sollte ich das wissen? ich, der ich s
und hinter Euch hier eintrete."

Und nachdem er das bleifarbige Gesicht von T
Maria betrachtet hatte, schüttelte der Saracene
Kopf, ohne etwas zu sagen; er untersuchte nur
merksam die noch halb volle Schale und murmelte

„Gift!"

Der König bückte sich über den Leichnam, d
starre Hand er mit einem finsteren Schrecken ergri

„Ah!" rief Don Pedro, „der Ring ist leer!"

„Der Ring?" wiederholte Mothril, Erst
heuchelnd; „welcher Ring?"

„Ja," fuhr der König fort, „der Ring mit
tödtlichen Gift . . . Ah! schaut! Maria hat sich
Tod gegeben! . . . Maria, die ich erwartete, M
die auf meine Liebe hoffen konnte."

„Nein, hoher Herr, ich glaube, Ihr täuscht
Dona Maria war eifersüchtig und wußte seit l
Zeit, daß Euer Herz sich mit einer andern Fra
schäftigte. Dona Maria, bedenkt wohl, hoher
mußte von Schrecken ergriffen und tödtlich in i
Stolze verletzt sein, da sie Aissa, die Ihr riefet,
Euch kommen sah. Sobald ihr Zorn vorüber war,
sie den Tod der Verlassenheit vorgezogen haben .
Ueberdies starb sie nicht, ohne sich zu rächen, und
eine Spanierin ist die Rache ein Vergnügen, da
dem Leben vorzieht."

Diese Rede war von einer gewandten Treul
keit; der Ton naiven Vertrauens, mit dem sie gespr

wurde, machte einen Augenblick Eindruck auf Don Pedro. Doch plötzlich ward er vom Schmerz, vom Zorn fortgerissen und schrie, den Mauren an der Gurgel packend:

„Mothril, Du lügst! Mothril, Du spottest meiner! Du schreibst den Tod von Dona Maria dem Kummer darüber zu, daß ich sie verlassen; Du weißt also nicht, oder stellst Dich, als wüßtest Du nicht, daß ich Dona Maria, meine edle Freundin, Allem vorzog."

„Hoheit, so äußertet Ihr Euch neulich nicht, als Ihr Dona Maria beschuldigtet, sie ermüde Euch."

„Verfluchter, sage das nicht in Gegenwart dieses Leichnams!"

„Hoheit, ich werde meine Zunge in Fesseln schlagen, ich werde mir das Leben eher nehmen, als mich dem Mißfallen meines Königs aussetzen, doch ich möchte gern seinen Schmerz beschwichtigen, und hienach trachte ich als treuer Freund."

„Maria! Aissa!" sprach Don Pedro ganz außer sich. „Mein Königreich, um eine Stunde Eures Lebens zu erkaufen."

„Gott thut wohl, was er thut," sprach mit traurigem Tone der Maure. „Er hat mir die Freude meiner alten Tage, die Blüthe meines Lebens, die Perle der Unschuld genommen, die mein Haus bereicherte."

„Ungläubiger!" rief Don Pedro, bei dem diese mit Absicht gesprochenen Worte die Selbstsucht und folglich die Wuth erweckten, „Du sprichst abermals von der Reinheit und der Unschuld von Aissa, Du, der Du ihre Liebe für den fränkischen Ritter, Du, der Du ihre Schande kanntest!"

„Ich!" erwiederte der Maure mit erstickter Stimme, „ich kannte die Schande von Dona Aissa? Aissa war entehrt! . . Ah!" schrie er mit einem Brüllen des Zorns, das, obgleich geheuchelt, darum doch nicht minder furchtbar war, „wer hat dies gesagt?"

„Diejenige, welcher Dein Haß keinen Nachtheil

mehr bringen wird, diejenige, welche nicht log, die jenige, welche der Tod mir entrissen hat."

„Dona Maria!" versetzte der Saracene mit Ver achtung; „sie hatte ein Interesse, es zu sagen . . . si konnte das wohl aus Liebe sagen, da sie aus Liebe ge storben ist; sie konnte wohl aus Rache verleumden, d sie aus Rache getödtet hat."

Don Pedro blieb schweigsam, nachdenkend vor die ser so logischen und kühnen Anschuldigung.

„Wäre Aissa nicht von einem Dolchstich durchbohrt," fügte Mothril bei, „so würde man Euch vielleicht be haupten, sie habe Dona Maria ermorden wollen."

Diese letzte Beweisführung überschritt alle Gren zen der Frechheit. Don Pedro faßte sie auf, um sich derselben zu bedienen.

„Warum nicht?" . . . sagte er. „Dona Mari hatte mir das Geheimniß Deiner Maurin enthüllt kann sich diese nicht an der Enthüllerin gerächt haben?"

„Bemerkt wohl, daß der Ring von Dona Mari leer ist," entgegnete Mothril. „Wer aber hat ihn ge leert, wenn nicht sie selbst? König, Du bist sehr blind wenn Du aus dem Tode dieser zwei Frauen nicht er siehst, daß Dona Maria Dich hintergangen hatte."

„Wie so? sie sollte mir den Beweis bringen, Aiss zu mir führen, daß sie die Worte von Maria wieder hole!"

„Ist sie gekommen?"

„Sie ist todt."

„Weil sie beweisen mußte, wenn sie zurückkam, un weil sie nicht beweisen konnte."

Don Pedro neigte abermals das Haupt, ganz ver wirrt in dieser furchtbaren Finsterniß.

„Die Wahrheit!" murmelte Don Pedro, „wer w mir die Wahrheit sagen?"

„Ich sage sie Dir."

„Du!" rief der König mit verdoppeltem Haß, „D ein Ungeheuer, der Du Dona Maria verfolgtest, der D

in bringen wolltest, daß sie mich verließ; Du
ren Tod veranlaßt . . . Wohl! Du wirst aus
Staaten verschwinden, Du wirst den Weg der
nnung einschlagen, das ist die einzige Gnade, die
r gewähren kann."
Stille, Hoheit! ein Wunder!" sagte Mothril, ohne
esen heftigen Ausbruch des Königs zu antworten;
Herz von Dona Aissa schlägt unter meiner Hand:
t, sie lebt!"
Sie lebt!" rief Don Pedro, „bist Du dessen
"
Ich fühle das Schlagen des Herzens."
Die Wunde war vielleicht nicht tödtlich ... einen
. . ."
Keiner von den Christen wird die Hand an ein
Mädchen meiner Nation legen," sprach Mothril
ner düsteren Würde; „Aissa wird vielleicht nicht
et werden, doch wird sie gerettet, so geschieht es
urch mich allein."
Rette sie! Mothril, rette sie! . . . . damit sie
t . . ."
Mothril heftete einen tiefen Blick auf den König
erwiederte:
„Damit sie spricht?" . . . . mein hoher Herr, sie
sprechen."
„Nun! Mothril, wir werden also sehen."
„Ja, Hoheit, wir werden sehen, ob ich ein Ver-
ter bin, und ob Aissa entehrt ist."
Don Pedro, der vor den zwei Leichnamen auf den
n lag, schaute nun das finstere, durch einen häß-
Tod zusammengezogene Gesicht von Maria, und
das ruhige, sanfte Antlitz der in ihrer Ohnmacht
lummerten Aissa an.
„Es ist wahr," sagte er zu sich selbst, „Dona Ma-
par sehr eifersüchtig, und ich erinnere mich wohl,
le einst Blanche von Bourbon, die ich habe tödten
, nicht vertheidigte."

Er erhob sich, da er Aissa nicht mehr anschauen wollte, und sprach zum Saracenen:

„Rette sie, Mothril!“

„Seid unbesorgt, hoher Herr, ich will, daß sie lebe, und sie wird leben.“

Don Pedro zog sich, von einem gewissen abergläubischen Schrecken erfaßt, zurück, und es kam ihm vor, als erhöbe sich das Gespenst von Dona Maria vom Boden und folgte ihm in die Gallerie.

„Wenn Aissa zu sprechen im Stende ist,“ sagte er, „so bringe sie zu mir, oder laß mir Nachricht geben, ich will sie befragen.“

Dies war sein letztes Wort. Er kehrte ohne Bedauern, ohne Liebe, ohne Hoffnung in seine Gemächer zurück.

Mothril befahl die Thüren zu schließen; er ließ von Hafiz verschiedene balsamische Kräuter sammeln, deren Saft er auf die Wunde von Aissa preßte, eine Wunde, die sein Dolch mit der Geschicklichkeit gemacht hatte, mit der der Wundarzt sein Messer handhabt.

Aissa kam zu sich, sobald Mothril sie hatte einige kräftige Arome einathmen lassen. Sie war geschwächt, doch ihr Gedächtniß kehrte mit ihren Kräften zu ihr zurück, und der erste Gebrauch, den sie vom Leben machte, war, daß sie einen Schrei des Schreckens ausstieß.

Sie hatte den entseelten Körper von Maria Padilla erblickt, der, das Auge noch beladen mit Drohung und Verzweiflung, zu ihren Füßen lag.

## Neunundfünfzigstes Kapitel.

### Das Gefängniß des guten Connetable.

Man hatte indessen Duguesclin nach Bordeaux, dem Aufenthaltsorte des Prinzen von Wales gebracht, und er sah sich hier mit allen Rücksichten, zugleich aber als ein Gefangener behandelt, den man scharf bewacht.

Das Schloß, in welchem man ihn eingesperrt, hatte einen Gouverneur und einen Kerkermeister. Hundert Mann versahen den Wachdienst und ließen Niemand zum Connetable dringen. Die ausgezeichnetsten Offiziere des englischen Heeres schätzten es sich indessen zur Ehre, dem Gefangenen Besuch zu machen. Jean Chandos, der Sire von Albret und die vornehmsten Herren der Gulenne erhielten die Erlaubniß, häufig zu Mittag und zu Nacht mit Duguesclin zu speisen, der, ein guter, fröhlicher Tischgenosse und heiterer Gastwirth, sie vortrefflich aufnahm und, um sie gut zu bewirthen, Geld von den Lombarden in Bordeaux auf seine Güter in der Bretagne entlehnte.

Allmälig schläferte der Connetable das Mißtrauen der Garnison ein. Er schien sich im Gefängniß zu gefallen und verrieth durch nichts seinen Wunsch, frei zu sein.

Als der Prinz von Wales ihn besuchte und mit ihm von seinem Lösegeld sprach, sagte er lachend:

„Es macht sich, Hoheit, nur Geduld!"

Der Prinz vertraute ihm nun seinen Aerger. Duguesclin warf ihm mit seiner gewöhnlichen Offenherzigkeit vor, daß er sein Genie und seine Macht in den Dienst einer so schlimmen Sache, wie die von Don Pedro, gegeben habe.

„Wie," sagte er, „ein Ritter von Eurem Rang und Eurem Verdienst konnte sich erniedrigen, diesen Räuber, diesen Mörder, diesen gekrönten Renegaten zu vertheidigen?"

„Staatsraison," erwiederte der Prinz.

„Und das Verlangen, Frankreich zu beunruhigen, nicht wahr?" sagte der Connetable.

„Ah! Messire Bertrand, „laßt mich nicht von Politik sprechen," versetzte der Prinz.

Und man lachte.

Zuweilen schickte die Herzogin, die Gemahlin des Prinzen, Bertrand Erfrischungen, von ihrer Hand gearbeitete Geschenke, und diese Zuvorkommenheiten machten dem Connetable den Aufenthalt in der Festung noch viel erträglicher.

Doch der Gefangene hatte Niemand, dem er seinen Kummer anvertrauen konnte, und sein Kummer war tief. Er sah die Zeit verstreichen, er fühlte, daß die mit so großer Mühe angeworbene Armee sich von Tag zu Tag mehr zerstreute und viel schwieriger zu sammeln war, wenn man sie brauchte.

Er hatte beinahe unter den Augen das Schauspiel der Gefangenschaft von zwölfhundert Officieren und Kriegsleuten, seinen Gefährten, welche, der Kern einer unbesiegbaren Truppe, wenn sie frei geworden, voll Eifer die Trümmer dieser großen, an einem Tag einer unvorhergesehenen Niederlage zu Boden geschmetterten, Macht zusammenraffen würden.

Oft dachte er an den König von Frankreich, der wohl in diesem Augenblick sehr in Verlegenheit wäre.

Er sah aus der Tiefe seines finsteren Kerkers den theuren und ehrwürdigen Sire mit gesenktem Haupte unter dem Weingeländer des Gartens von Saint-Paul spazieren gehen . . . bald klagend, bald hoffend, bald wie Augustus murmelnd:

„Bertrand, gib mir meine Legionen wieder!"

„Und während dieser Zeit," fügte Duguesclin in

nneren Monologen bei, „während dieser Zeit
ankreich durch den Rückstrom der Compagnien
die Caverley, die Grünen Ritter zerfressen, den
cken ähnlich, den Rest der armen Ernte."
an dachte Duguesclin an Spanien, an die fre-
bilden von Don Pedro, an die düstere Lage von
, der für immer von dem Thron gestürzt, den
er Hand berührt hatte.
konnte sich der Connetable nicht erwehren, sei-
chgültigkeit diesen Prinzen zu beschuldigen, der,
Werk wüthend zu verfolgen, ihm seine Habe,
n zu opfern, die halbe christliche Welt gegen
äubigen Spanier, die Anhänger von Don Pe-
die Beine zu bringen, ohne Zweifel niedriger
nen Lebensunterhalt bei irgend einem unbekann-
oßherrn erbettle.
an diese Woge von Gedanken die Seele des
onnetable überfluthete, dann kam ihm das Ge-
ganz verhaßt vor, er betrachtete das eiserne
ie Simson die Angeln der Thore von Gaza,
lte die Kraft in sich, die Mauern auf seinen
n fortzutragen.
ch die Klugheit rieth ihm rasch wieder, eine
ene zu machen, und da Bertrand mit seiner
chen Ehrlichkeit die Schlauheit des Normannen
so gab er nie so viele Freudenschreie von sich,
er nie so geräuschvoll, als in den Stunden der
igung und des Ueberdrusses.
brachte auch einige von den schlausten Engländ-
der Fährte ab.
e höhere Gewalt unterhielt indessen um den Ge-
die schärfste Bewachung. Zu stolz, um sich
zu beklagen, wußte der Connetable nicht, wem
lchen Umständen er diese Entwicklung einer
zuschreiben sollte, welche so weit ging, daß der
Briefe, die man ihm von Frankreich schickte,
wurde.

Der Hof von England hatte als einen der glücklichsten Erfolge des Sieges von Navarrete die Gefangennahme von Duguesclin betrachtet.

Der Connetable war in der That das einzige ernste Hinderniß, auf das die Engländer, befehligt von einem Helden, wie der Prinz von Wales, in Spanien stoßen konnten.

Gut berathen, wollte der König Eduard allmälig seine Macht in diesem vom Bürgerkrieg verheerten Land ausdehnen. Er fühlte wohl, daß Don Pedro, der Verbündete der Mauren, früher oder später entthront werden würde; daß, nachdem Don Enrique besiegt und getödtet, keine Bewerber mehr um den Thron der beiden Castilien übrig blieben, wonach dieser eine leichte Beute für das siegreiche Heer des Prinzen von Wales wäre.

War aber Bertrand frei, so nahmen die Dinge ein anderes Angesicht an: er konnte nach Spanien zurückkehren, den bei Navarrete verlorenen Vortheil wieder gewinnen, die Engländer und Don Pedro vertreiben, Enrique von Transtamare für immer einsetzen, und es war geschehen, um den Plan einer Herrschaft, der seit fünf Jahren den Rath des Königs von England beschäftigte.

Eduard beurtheilte die Menschen weniger ritterlich als sein Sohn. Er dachte, der Connetable könnte entweichen; wenn er nicht entwiche, könnte er entführt werden; selbst als Gefangener, gefesselt, ohnmächtig zwischen vier Mauern, könnte er einen guten Rath, einen guten Plan für eine Invasion, eine Hoffnung der besiegten Partei geben.

Eduard hatte auch zu Duguesclin zwei unbestechliche Wächter gesetzt, den Gouverneur und den Kerkermeister, welche Beide nur unter die unmittelbare Gewalt des großen Rathes von England gestellt waren.

Eduard theilte dem Prinzen von Wales, diesem Mann von so unendlich erhabenem und edlem Charakter, den Hintergedanken seiner Räthe nicht mit . . . er

tete, der Prinz könnte durch einen großmüthigen
stand ein Hinderniß entgegensetzen.
Der englische Monarch wollte in der That um kei-
reis den Gefangenen gegen Lösegeld zurückgeben,
hoffte, Zeit gewinnend, ihn den Händen des
u zu entziehen und nach London bringen zu las-
wo ihm der Tower für einen solchen Schatz ein
r Bewahrer dünkte, als das Schloß von Bor-

hätte der Prinz von Wales Kunde von diesem
luß gehabt, so würde er sicherlich Duguesclin, ehe
n officiellen Befehl erhalten, in Freiheit gesetzt
Man wartete in London nur, bis die Dinge in
en beigelegt wären, bis Don Pedro sich auf dem
befestigt hätte, bis Frankreich streng im Schach
en würde, um durch einen plötzlichen Staatsstreich,
einen Befehl des Großraths, den Prinzen mit
n Gefangenen nach London zurückzurufen.
Der englische Monarch wartete mit einem Wort
en günstigen Augenblick.
Duguesclin fühlte den Sturm nicht. Er lebte voll
nuen unter der Hand seines Siegers von Navar-
die er allmächtig glaubte.
Der so sehr von dem erhabenen Gefangenen er-
Tag beleuchtete endlich die Gitter seiner Stube.
Der Sire von Laval war mit dem Lösegeld in Bor-
angekommen.
Dieser edle Bretagner ließ den Prinzen von Wales
inen Absichten und seiner Sendung bekannt machen.
s war Mittag. Die Sonne schien schräge in die
ung des Connetable, der, in diesem Augenblick
, voll Traurigkeit die Strahlen an der kahlen
abnehmen sah.
Die Trompeten erschollen, die Trommeln rasselten;
and begriff, daß ein erhabener Besuch zu ihm kam.
Der Prinz trat mit entblößtem Haupt und lachen-
Gesicht bei ihm ein.

mehr bringen wird, diejenige, welche nicht log, jenige, welche der Tod mir entrissen hat."

„Dona Maria!" versetzte der Saracene mit V achtung; „sie hatte ein Interesse, es zu sagen . . . konnte das wohl aus Liebe sagen, da sie aus Liebe storben ist; sie konnte wohl aus Rache verleumden, sie aus Rache getödtet hat."

Don Pedro blieb schweigsam, nachdenkend vor ser so logischen und kühnen Anschuldigung.

„Wäre Aissa nicht von einem Dolchstich durchboh fügte Mothril bei, „so würde man Euch vielleicht haupten, sie habe Dona Maria ermorden wollen."

Diese letzte Beweisführung überschritt alle G zen der Frechheit. Don Pedro faßte sie auf, um derselben zu bedienen.

„Warum nicht?" . . . sagte er. „Dona M hatte mir das Geheimniß Deiner Maurin enthü kann sich diese nicht an der Enthüllerin gerächt habe

„Bemerkt wohl, daß der Ring von Dona M leer ist," entgegnete Mothril. „Wer aber hat ihn leert, wenn nicht sie selbst? König, Du bist sehr bl wenn Du aus dem Tode dieser zwei Frauen nicht siehst, daß Dona Maria Dich hintergangen hatte."

„Wie so? sie sollte mir den Beweis bringen, A zu mir führen, daß sie die Worte von Maria wie hole!"

„Ist sie gekommen?"

„Sie ist todt."

„Weil sie beweisen mußte, wenn sie zurückkam, weil sie nicht beweisen konnte."

Don Pedro neigte abermals das Haupt, ganz wirrt in dieser furchtbaren Finsterniß.

„Die Wahrheit!" murmelte Don Pedro, „wer mir die Wahrheit sagen?"

„Ich sage sie Dir."

„Du!" rief der König mit verdoppeltem Haß, „ ein Ungeheuer, der Du Dona Maria verfolgtest, der

dahin bringen wolltest, daß sie mich verließ; Du
ist ihren Tod veranlaßt . . . Wohl! Du wirst aus
einen Staaten verschwinden, Du wirst den Weg der
Verbannung einschlagen, das ist die einzige Gnade, die
ch Dir gewähren kann."

„Stille, Hoheit! ein Wunder!" sagte Mothril, ohne
uf diesen heftigen Ausbruch des Königs zu antworten;
das Herz von Dona Aissa schlägt unter meiner Hand:
e lebt, sie lebt!"

„Sie lebt!" rief Don Pedro, „bist Du dessen
icher?"

„Ich fühle das Schlagen des Herzens."

„Die Wunde war vielleicht nicht tödtlich . . . einen
Arzt . . ."

„Keiner von den Christen wird die Hand an ein
oles Mädchen meiner Nation legen," sprach Mothril
mit einer düsteren Würde; „Aissa wird vielleicht nicht
gerettet werden, doch wird sie gerettet, so geschieht es
nur durch mich allein."

„Rette sie! Mothril, rette sie! . . . . damit sie
spricht . . ."

Mothril heftete einen tiefen Blick auf den König
und erwiederte:

„Damit sie spricht?" . . . . mein hoher Herr, sie
wird sprechen."

„Nun! Mothril, wir werden also sehen."

„Ja, Hoheit, wir werden sehen, ob ich ein Ver-
leumder bin, und ob Aissa entehrt ist."

Don Pedro, der vor den zwei Leichnamen auf den
Knieen lag, schaute nun das finstere, durch einen häß-
lichen Tod zusammengezogene Gesicht von Maria, und
dann das ruhige, sanfte Antlitz der in ihrer Ohnmacht
entschlummerten Aissa an.

„Es ist wahr," sagte er zu sich selbst, „Dona Ma-
ria war sehr eifersüchtig, und ich erinnere mich wohl,
daß sie einst Blanche von Bourbon, die ich habe tödten
lassen, nicht vertheidigte."

Er erhob sich, da er Aissa nicht mehr ansch
wollte, und sprach zum Saracenen:

„Rette sie, Mothril!“

„Seid unbesorgt, hoher Herr, ich will, da
lebe, und sie wird leben.“

Don Pedro zog sich, von einem gewissen aber
bischen Schrecken erfaßt, zurück, und es kam ihm
als erhöbe sich das Gespenst von Dona Maria
Boden und folgte ihm in die Gallerie.

„Wenn Aissa zu sprechen im Stande ist,“ sagt
„so bringe sie zu mir, oder laß mir Nachricht ge
ich will sie befragen.“

Dies war sein letztes Wort. Er kehrte ohne
dauern, ohne Liebe, ohne Hoffnung in seine Gem
zurück.

Mothril befahl die Thüren zu schließen; er
von Hafiz verschiedene balsamische Kräuter samm
deren Saft er auf die Wunde von Aissa preßte,
Wunde, die sein Dolch mit der Geschicklichkeit gen
hatte, mit der der Wundarzt sein Messer handhab

Aissa kam zu sich, sobald Mothril sie hatte e
kräftige Arome einathmen lassen. Sie war geschw
doch ihr Gedächtniß kehrte mit ihren Kräften zu ih
rück, und der erste Gebrauch, den sie vom Leben ma
war, daß sie einen Schrei des Schreckens ausstieß

Sie hatte den entseelten Körper von Maria
dilla erblickt, der, das Auge noch beladen mit Dro
und Verzweiflung, zu ihren Füßen lag.

## Neunundfünfzigstes Kapitel.

### Das Gefängniß des guten Connetable.

Man hatte indessen Duguesclin nach Bordeaux, Aufenthaltsorte des Prinzen von Wales gebracht, er sah sich hier mit allen Rücksichten, zugleich aber ein Gefangener behandelt, den man scharf bewacht. Das Schloß, in welchem man ihn eingesperrt, hatte n Gouverneur und einen Kerkermeister. Hundert nn versahen den Wachdienst und ließen Niemand Connetable dringen. Die ausgezeichnetsten Offi- des englischen Heeres schätzten es sich indessen zur e, dem Gefangenen Besuch zu machen. Jean Chan- der Sire von Albret und die vornehmsten Herren Guienne erhielten die Erlaubniß, häufig zu Mittag zu Nacht mit Duguesclin zu speisen, der, ein guter, licher Tischgenosse und heiterer Gastwirth, sie vor- flich aufnahm und, um sie gut zu bewirthen, Geld den Lombarden in Bordeaux auf seine Güter in der tagne entlehnte.

Allmälig schläferte der Connetable das Mißtrauen Garnison ein. Er schien sich im Gefängniß zu ge- n und verrieth durch nichts seinen Wunsch, frei zu .

Als der Prinz von Wales ihn besuchte und mit von seinem Lösegeld sprach, sagte er lachend: „Es macht sich, Hoheit, nur Geduld!“

Der Prinz vertraute ihm nun seinen Aerger. Du- sclin warf ihm mit seiner gewöhnlichen Offenherzig- vor, daß er sein Genie und seine Macht in den ust einer so schlimmen Sache, wie die von Don Pedro, eben habe.

„Wie," sagte er, „ein Ritter von Eurem R
Eurem Verdienst konnte sich erniedrigen, dies
ber, diesen Mörder, diesen gekrönten Renegaten
theidigen?"

„Staatsraison," erwiederte der Prinz.

„Und das Verlangen, Frankreich zu beun
nicht wahr?" sagte der Connetable.

„Ah! Messire Bertrand, „laßt mich n
Politik sprechen," versetzte der Prinz.

Und man lachte.

Zuweilen schickte die Herzogin, die Gema
Prinzen, Bertrand Erfrischungen, von ihrer H
arbeitete Geschenke, und diese Zuvorkommenheite
ten dem Connetable den Aufenthalt in der Festu
viel erträglicher.

Doch der Gefangene hatte Niemand, dem
Kummer anvertrauen konnte, und sein Kumm
tief. Er sah die Zeit verstreichen, er fühlte,
mit so großer Mühe angeworbene Armee sich
zu Tag mehr zerstreute und viel schwieriger zu
war, wenn man sie brauchte.

Er hatte beinahe unter den Augen das S
der Gefangenschaft von zwölfhundert Officie
Kriegsleuten, seinen Gefährten, welche, der K
unbesiegbaren Truppe, wenn sie frei geworde
Eifer die Trümmer dieser großen, an einem T
unvorhergesehenen Niederlage zu Boden geschm
Macht zusammenraffen würden.

Oft dachte er an den König von Franke
wohl in diesem Augenblick sehr in Verlegenheit

Er sah aus der Tiefe seines finsteren Ker
theuren und ehrwürdigen Sire mit gesenktem
unter dem Weingeländer des Gartens von Sa
spazieren gehen . . . bald klagend, bald hoffen
wie Augustus murmelnd:

„Bertrand, gib mir meine Legionen wiede

„Und während dieser Zeit," fügte Dugu

inneren Monologen bei, „während dieser Zeit
ankreich durch den Rückstrom der Compagnien
; die Caverley, die Grünen Ritter zerfressen, den
cken ähnlich, den Rest der armen Ernte."
nn dachte Duguesclin an Spanien, an die fre-
bilden von Don Pedro, an die düstere Lage von
, der für immer von dem Thron gestürzt, den
der Hand berührt hatte.
konnte sich der Connetable nicht erwehren, sei-
ichgültigkeit diesen Prinzen zu beschuldigen, der,
n Werk wüthend zu verfolgen, ihm seine Habe,
en zu opfern, die halbe christliche Welt gegen
läubigen Spanier, die Anhänger von Don Pe-
die Beine zu bringen, ohne Zweifel niedriger
inen Lebensunterhalt bei irgend einem unbekann-
loßherrn erbettle.
nn diese Woge von Gedanken die Seele des
onnetable überfluthete, dann kam ihm das Ge-
ganz verhaßt vor, er betrachtete das eiserne
wie Simson die Angeln der Thore von Gaza,
hlte die Kraft in sich, die Mauern auf seinen
rn fortzutragen.
ch die Klugheit rieth ihm rasch wieder, eine
iene zu machen, und da Bertrand mit seiner
schen Ehrlichkeit die Schlauheit des Normannen
, so gab er nie so viele Freudenschreie von sich,
er nie so geräuschvoll, als in den Stunden der
higung und des Ueberdrusses.
brachte auch einige von den schlausten Englän-
n der Fährte ab.
ne höhere Gewalt unterhielt indessen um den Ge-
n die schärfste Bewachung. Zu stolz, um sich
zu beklagen, wußte der Connetable nicht, wem
elchen Umständen er diese Entwicklung einer
zuschreiben sollte, welche so weit ging, daß der
r Briefe, die man ihm von Frankreich schickte,
t wurde.

Der Hof von England hatte als einen der gl
lichsten Erfolge des Sieges von Navarrete die Ge
gennahme von Duguesclin betrachtet.

Der Connetable war in der That das einzige e
Hinderniß, auf das die Engländer, befehligt von ei
Helden, wie der Prinz von Wales, in Spanien ſt
konnten.

Gut berathen, wollte der König Eduard allm
ſeine Macht in dieſem vom Bürgerkrieg verheerten
ausdehnen. Er fühlte wohl, daß Don Pedro, der
bündete der Mauren, früher oder ſpäter entthront
den würde; daß, nachdem Don Enrique beſiegt und
tödtet, keine Bewerber mehr um den Thron der be
Caſtilien übrig blieben, wonach dieſer eine leichte B
für das ſiegreiche Heer des Prinzen von Wales w

War aber Bertrand frei, ſo nahmen die Dinge
anderes Angeſicht an: er konnte nach Spanien zu
kehren, den bei Navarrete verlorenen Vortheil wi
gewinnen, die Engländer und Don Pedro vertrei
Enrique von Transtamare für immer einſetzen, un
war geſchehen, um den Plan einer Herrſchaft, der
fünf Jahren den Rath des Königs von England
ſchäftigte.

Eduard beurtheilte die Menſchen weniger ritte
als ſein Sohn. Er dachte, der Connetable könnte
weichen; wenn er nicht entwiche, könnte er entf
werden; ſelbſt als Gefangener, gefeſſelt, ohnmä
zwiſchen vier Mauern, könnte er einen guten Rath, e
guten Plan für eine Invaſion, eine Hoffnung der
ſiegten Partei geben.

Eduard hatte auch zu Duguesclin zwei unbeſ
liche Wächter geſetzt, den Gouverneur und den Ke
meiſter, welche Beide nur unter die unmittelbare
walt des großen Rathes von England geſtellt war

Eduard theilte dem Prinzen von Wales, di
Mann von ſo unendlich erhabenem und edlem Cha
ter, den Hintergedanken ſeiner Räthe nicht mit . .

chtete, der Prinz könnte durch einen großmüthigen
rstand ein Hinderniß entgegensetzen.
Der englische Monarch wollte in der That um kei-
Preis den Gefangenen gegen Lösegeld zurückgeben,
er hoffte, Zeit gewinnend, ihn den Händen des
zen zu entziehen und nach London bringen zu las-
wo ihm der Tower für einen solchen Schatz ein
ter Bewahrer dünkte, als das Schloß von Bor-
x.
Hätte der Prinz von Wales Kunde von diesem
chluß gehabt, so würde er sicherlich Dugueselin, ehe
en officiellen Befehl erhalten, in Freiheit gesetzt
n. Man wartete in London nur, bis die Dinge in
nien beigelegt wären, bis Don Pedro sich auf dem
n befestigt hätte, bis Frankreich streng im Schach
lten würde, um durch einen plötzlichen Staatsstreich,
einen Befehl des Großraths, den Prinzen mit
n Gefangenen nach London zurückzurufen.
Der englische Monarch wartete mit einem Wort
den günstigen Augenblick.
Dugueselin fühlte den Sturm nicht. Er lebte voll
rauen unter der Hand seines Siegers von Navar-
die er allmächtig glaubte.
Der so sehr von dem erhabenen Gefangenen er-
e Tag beleuchtete endlich die Gitter seiner Stube.
Der Sire von Laval war mit dem Lösegeld in Bor-
angekommen.
Dieser edle Bretagner ließ den Prinzen von Wales
seinen Absichten und seiner Sendung bekannt machen.
Es war Mittag. Die Sonne schien schräge in die
nung des Connetable, der, in diesem Augenblick
n, voll Traurigkeit die Strahlen an der kahlen
d abnehmen sah.
Die Trompeten erschollen, die Trommeln rasselten;
rand begriff, daß ein erhabener Besuch zu ihm kam.
Der Prinz trat mit entblößtem Haupt und lachen-
Gesicht bei ihm ein.

Der Hof von England hatte als einen der g
lichsten Erfolge des Sieges von Navarrete die G
gennahme von Dugueſclin betrachtet.

Der Connetable war in der That das einzige
Hinderniß, auf das die Engländer, befehligt von
Helden, wie der Prinz von Wales, in Spanien ſ
konnten.

Gut berathen, wollte der König Eduard alln
ſeine Macht in dieſem vom Bürgerkrieg verheerten
ausdehnen. Er fühlte wohl, daß Don Pedro, der
bündete der Mauren, früher oder ſpäter entthront
den würde; daß, nachdem Don Enrique beſiegt und
tödtet, keine Bewerber mehr um den Thron der b
Caſtilien übrig blieben, wonach dieſer eine leichte
für das ſiegreiche Heer des Prinzen von Wales
War aber Bertrand frei, ſo nahmen die Ding
anderes Angeſicht an: er konnte nach Spanien zu
kehren, den bei Navarrete verlorenen Vortheil w
gewinnen, die Engländer und Don Pedro vertre
Enrique von Transtamare für immer einſetzen, un
war geſchehen, um den Plan einer Herrſchaft, de
fünf Jahren den Rath des Königs von England
ſchäftigte.

Eduard beurtheilte die Menſchen weniger ritt
als ſein Sohn. Er dachte, der Connetable könnte
weichen; wenn er nicht entwiche, könnte er ent
werden; ſelbſt als Gefangener, gefeſſelt, ohnmä
zwiſchen vier Mauern, könnte er einen guten Rath,
guten Plan für eine Invaſion, eine Hoffnung de
ſiegten Partei geben.

Eduard hatte auch zu Dugueſclin zwei unbe
liche Wächter geſetzt, den Gouverneur und den Ke
ſier, welche Beide nur unter die unmittelbare
wault des großen Rathes von England geſtellt war
Eduard theilte dem Prinzen von Wales, d
Mann von ſo unendlich erhabenem und edlem Ch
ter, den Hintergedanken ſeiner Räthe nicht mit . .

ete, der Prinz könnte durch einen großmüthigen
und ein Hinderniß entgegensetzen.
r englische Monarch wollte in der That um kei-
eis den Gefangenen gegen Lösegeld zurückgeben,
hoffte, Zeit gewinnend, ihn den Händen des
zu entziehen und nach London bringen zu las-
o ihm der Tower für einen solchen Schatz ein
Bewahrer dünkte, als das Schloß von Bor-

tte der Prinz von Wales Kunde von diesem
ß gehabt, so würde er sicherlich Duguesclin, ehe
officiellen Befehl erhalten, in Freiheit gesetzt
Man wartete in London nur, bis die Dinge in
beigelegt wären, bis Don Pedro sich auf dem
befestigt hätte, bis Frankreich streng im Schach
würde, um durch einen plötzlichen Staatsstreich,
inen Befehl des Großraths, den Prinzen mit
Gefangenen nach London zurückzurufen.
r englische Monarch wartete mit einem Wort
günstigen Augenblick.
guesclin fühlte den Sturm nicht. Er lebte voll
ien unter der Hand seines Siegers von Navar-
e er allmächtig glaubte.
r so sehr von dem erhabenen Gefangenen er-
Tag beleuchtete endlich die Gitter seiner Stube.
r Sire von Laval war mit dem Lösegeld in Bor-
ngekommen.
eser edle Bretagner ließ den Prinzen von Wales
ien Absichten und seiner Sendung bekannt machen.
war Mittag. Die Sonne schien schräge in die
ng des Connetable, der, in diesem Augenblick
voll Traurigkeit die Strahlen an der kahlen
abnehmen sah.
e Trompeten erschollen, die Trommeln rasselten;
o begriff, daß ein erhabener Besuch zu ihm kam.
r Prinz trat mit entblößtem Haupt und lachen-
esicht bei ihm ein.

„Nun, Sire Connetable," sagte er, während Duguesclin, ein Knie auf der Erde, begrüßte, „s Ihr Euch nicht nach der Sonne?... es ist heut schön!"

„Es ist wahr, gnädigster Herr," erwiederte guesclin, „der Gesang der Nachtigallen meiner Hein wäre mir lieber, als das Pfeifen der Mäuse von beaur; doch gegen das, was Gott thut, hat der Me nichts zu sagen."

„Im Gegentheil, Sire Connetable, zuweilen schieht es, daß Gott denkt und der Mensch le Kennt Ihr die Nachrichten von Eurer Heimath?"

„Nein, gnädigster Herr," erwiederte Bertrand bewegter Stimme, so viel Freude und Bangen err in seinem Herz dieser süße Name.

„Nun! Sire Connetable, Ihr sollt frei wer das Geld ist angekommen."

Nachdem er so gesprochen, reichte der Prinz erstaunten Bertrand die Hand und ging lächelnd ihm weg.

An der Thüre sagte er zu dem mit der Bewach des Gefangenen beauftragten Officier:

„Messire Gouverneur, Ihr werdet zum Connet den Freund, der mit dem Geld aus Frankreich zu kommt, einlassen."

Als der Prinz dies gesagt hatte, verließ er Schloß.

Der Gouverneur blieb, düster und sorgenvoll, al beim Connetable.

Diese unerwartete Ankunft von Laval zerstörte Pläne des Rathes von England, und Duguesclin s Allem zum Trotz frei werden.

Ohne einen ausdrücklichen Befehl von König Edu konnte sich der Gouverneur dem Willen des Prinzen Wales nicht widersetzen, und dieser Befehl war n angekommen.

Der Gouverneur kannte indessen den geheimen

n des Rathes von England, er wußte, der Ab-
des Connetable wäre eine Quelle des Unglücks für
Vaterland und ein Kummer für König Eduard.
schloß daher, es zu versuchen, von sich selbst das zu
was die Regierung noch nicht hatte thun können,
nell war die Expedition von Mauleon vor sich ge-
n, so enthusiastisch war der Eifer der Bretagner,
Helden zu befreien, gewesen.
Statt also dem Kerkermeister, wie es ihn der Prinz
Wales geheißen, Befehle zu geben, leistete der
erneur dem Gefangenen Gesellschaft.
Ihr seid also nun frei, Herr Connetable," sagte
und es wird ein wahres Unglück für uns sein,
zu verlieren."
ächelnd erwiederte Duguesclin mit einer spöttischen
:
In welcher Hinsicht?"
Es ist eine so große Ehre, Messire Bertrand, für
einfachen Ritter, wie ich bin, einen so mächtigen
mann, wie Ihr seid, zu bewachen."
Gut!" sagte der Connetable mit seiner gewöhn-
Heiterkeit, „ich gehöre zu denjenigen, welche sich
in der Schlacht fangen lassen. Der Prinz wird
wieder zum Gefangenen machen, das ist unfehlbar,
ann werdet Ihr mich abermals bewachen; denn
wäre, Ihr bewacht gut."
Der Gouverneur seufzte.
Es bleibt mir ein Trost," sagte er.
Welcher?"
Ich bewache alle Eure Gefährten, zwölfhundert
gner, welche Gefangene sind, wie Ihr... Ich
mit ihnen von Euch sprechen."
Duguesclin fühlte, wie ihn die Freude bei dem
ken verließ, seine Freunde müßten Gefangene
, während er, der Sklaverei entzogen, die Sonne
eimath wiedersehen würde.

„Diese würdigen Gefährten," fügte der Gouverneur bei, „werden sehr betrübt sein, wenn sie Euch abgehen sehen; doch ich hoffe durch mein zuvorkommendes Benehmen das Widrige ihrer Gefangenschaft zu mildern."

Ein neuer Seufzer von Bertrand, der diesmal auf dem geplatteten Boden seiner Stube auf und abzugehen anfing.

„Oh!" fuhr der Gouverneur fort, „welch ein schönes Vorrecht ist dem Genie und der Tapferkeit gegönnt! ein Mensch hat durch sein Verdienst den Werth von zwölfhundert zugleich."

„Wie so?"

„Damit will ich sagen, daß die von dem Sire von Laval für Eure Befreiung überbrachte Summe das Lösegeld Eurer zwölfhundert Gefährten zu bezahlen genügen würde."

„Das ist wahr," murmelte der Connetable, düsterer, träumerischer als je.

„Zum ersten Mal," fuhr der Engländer fort, „zum ersten Mal erhalte ich den sichtbaren Beweis, daß ein Mann so viel werth sein kann, als eine Armee. In der That, Eure zwölfhundert Bretagner, Herr Connetable, sind eine wahre Armee, und würden für sich allein einen Feldzug machen. Beim heiligen Georg! Messire, wäre ich an Eurem Platz und reich, wie Ihr seid, ich würde von hier nur als erhabener Kapitän mit meinen zwölfhundert Soldaten weggehen!"

„Das ist ein braver Mann," sagte Duguesclin zu sich selbst, „er bezeichnet mir meine Pflicht... Es geziemt sich in der That nicht, daß ein Mensch, der wie die andern aus Fleisch und Knochen zusammengesetzt ist, sein Land so viel kostet, als zwölfhundert tapfere und ehrliche Christen."

Der Gouverneur folgte mit aufmerksamen Augen dem Fortschritt seiner Bemerkungen.

„Hört," sagte plötzlich Bertrand, „Ihr glaubt, di

Bretagner würden nicht mehr als siebenzigtausend Gulden Lösegeld kosten."

„Ich bin dessen gewiß, Herr Connetable."

„Und daß der Prinz, wenn die Summe gegeben würde, sie freiließe?"

„Ohne zu handeln."

„Bürgt Ihr mir dafür?"

„Mit meiner Ehre und meinem Leben," sprach der Gouverneur bebend vor Freude.

„Es ist gut; ich bitte Euch, laßt den Sire von Laval, meinen Landsmann und Freund, hier eintreten. Laßt auch meinen Schreiber mit Allem heraufkommen, was er braucht, um eine Schrift in guter Form abzufassen."

Der Gouverneur verlor keine Zeit, er war so glücklich, daß er vergaß, er habe den Befehl, zu dem Gefangenen nur Engländer oder Navarresen, seine natürlichen Feinde, einzulassen.

Er übergab dem erstaunten Kerkermeister den Auftrag von Bertrand und lief zum Prinzen von Wales, um ihn zu benachrichtigen.

---

## Sechzigstes Kapitel.

### Das Lösegeld.

Bordeaux war voll Lärmen und Bewegung, veranlaßt durch die Ankunft des Sire von Laval mit seinen vier mit Gold beladenen Maulthieren und den fünfzig Reisigen, welche die Banner von Frankreich und Bretagne trugen.

Eine beträchtliche Menge war dem stattlichen Zug gefolgt, und auf allen Gesichtern las man die Unruhe und den Aerger, wenn es ein Engländer war, die Freude und den Triumph, wenn das Gesicht einem Gascogner oder einem Franzosen gehörte.

Der Sire von Laval nahm im Vorbeigehen die Glückwünsche der Einen, die dumpfen Verwünschungen der Andern hin. Doch seine Haltung war ruhig und unempfindlich; er ritt nach den Trompetern an der Spitze des Zuges, eine Hand am Dolch, die andere am Zaum seines mächtigen schwarzen Rosses, und durchschnitt, das Visir aufgeschlagen, die Wogen der neugierigen Menge, ohne vor irgend einem Hinderniß die Schritte seines Pferdes zu beschleunigen oder zu hemmen.

Er kam vor das Schloß, wo Duguesclin Gefangener war, stieg ab, gab sein Pferd dem Knappen und befahl den vier Maulthiertreibern, die Kisten herabzunehmen, welche das Gold enthielten.

Diese Leute gehorchten.

Während sie eine nach der andern die vier schweren Lasten herabhoben und die Neugierigen sich voll Eifer um das Geleite drängten, näherte sich ein Ritter mit herabgelassenem Visir, ohne Farbe und Wappenspruch, dem Sire von Laval und sagte in reinem Französisch zu ihm:

„Messire, Ihr werdet das Glück haben, den erhabenen Gefangenen zu sehen, das noch viel größere Glück, ihn in Freiheit zu setzen, dann werdet Ihr ihn mitten unter den braven Reisigen, die Euch begleiten, fortführen; ich, der ich einer von den Freunden des Connetable bin, dürfte vielleicht nicht Gelegenheit finden, ihm ein Wort zu sagen; wäre es Euch wohl gefällig, mich mit Euch in den Thurm hinaufzunehmen?"

„Herr Ritter," erwiederte Laval, „Eure Stimme kitzelt mein Ohr sehr angenehm, Ihr sprecht die Sprache meiner Heimath, doch ich kenne Euch nicht, und wenn

n mich nach Eurem Namen fragen würde, müßte ich
en ..."

„Ihr würdet antworten, ich sei der Bastard von
uleon," unterbrach ihn der Unbekannte.

„Ihr seid es nicht, da der Sire von Mauleon uns
lassen hat, um schneller nach Spanien zu kommen,"
egnete Laval rasch.

„Ich komme in seinem Auftrag, Messire, weist
nicht zurück, ich habe dem Connetable nur ein
iges Wort zu sagen..."

„Sagt dieses Wort mir, und ich werde es ihm über-
igen."

„Ich kann dieses Wort nur ihm sagen, und auch
ann es nur verstehen, wenn ich ihm mein Gesicht
e. Ich flehe Euch an, Sire von Laval, weist mich
t zurück, im Namen der Ehre der französischen
ffen, deren eifrigster Vertheidiger ich bin, das
wöre ich Euch vor Gott."

„Ich glaube Euch, Messire," sprach der Graf;
ch Ihr zeigt wenig Vertrauen zu mir... während
wißt, wer ich bin," fügte er mit einem Gefühl
idigten Stolzes bei.

„Wenn Ihr erfahrt, wer ich selbst bin, Herr Graf,
det Ihr eine solche Sprache nicht mehr gegen mich
ren... Seit drei Tagen bin ich in Bordeaux und
suche es, zum Connetable zu gelangen; doch weder
ch Geld, noch durch List ist es mir gelungen."

„Ihr seid mir ganz und gar verdächtig, und ich
aste Euch zu Liebe mein Gewissen nicht mit einer
ge," entgegnete der Graf von Laval; „welches In-
esse habt Ihr übrigens, zum Connetable zu gehen,
in zehn Minuten herauskommen wird. In zehn
nuten wird er in der That hier sein, wo Ihr seid,
dann könnt Ihr ihm das so wichtige Wort sagen."

Der Fremde geberdete sich ungeduldig und erwie-
te:

„Vor Allem bin ich nicht Eurer Ansicht, und ich

betrachte den Connetable noch nicht als frei.
mir etwas, sein Abgang aus dem Gefängniß w
Schwierigkeiten stoßen, die Ihr nicht vermuthe
dies angenommen, er käme in zehn Minuten
Graf, so hätte ich schon diese Zeit auf dem Wege
nen, den ich nehmen will; ich hätte die Zög
der Ceremonie der Freilassung vermieden; den
beim Prinzen, die Danksagungen beim Gou
das Abschiedsmahl. Ich bitte Euch, nehmt u
Euch, ich kann Euch nützlich sein."

Der Fremde wurde in diesem Augenblick d
Kerkermeister unterbrochen, der auf der Schw
schien und den Sire von Laval in den Thurm
treten aufforderte.

Der Graf nahm mit einer ungestüm stol
berde von seinem Bittsteller Abschied.

Der unbekannte Ritter, den er, wie es ihr
unter seiner Rüstung beben sah, zog sich an ei
ler hinter die Reisigen zurück, und wartete, a
immer noch hoffte, bis die letzte Kiste unter de
weg des Schlosses verschwunden war.

Während der Sire von Laval die Treppe
stieg, sah man durch eine offene Gallerie, w
zwei Flügel des Schlosses verband, den Prin
Wales, den Gouverneur voran und gefolgt vo
dos und einigen Officieren, gehen.

Der Sieger von Navarrete wollte Dugue
nen letzten Besuch machen.

Alles Volk rief: „Heil!" und: „Es le
heilige Georg!" für den Prinzen von Wal

Die französischen Trompeter bliesen zu E
Helden, der sie höflich grüßte.

Dann schloßen sich die Thore, und die gan
näherte sich den Stufen und wartete unter
vollem Gemurmel auf das Heraustreten des Co

Gewaltig schlug das Herz der bretagnischen
leute, welche ihren großen Kapitän, für d

freiung sie gern ihr Leben hingegeben hätten, wie
sehen sollten.

Es verging indessen eine halbe Stunde; die U
geduld der Anwesenden fing an Unruhe für die Bi
tagner zu werden.

Der Unbekannte zerriß seinen rechten Panzerhan
schuh mit seinem linken Panzerhandschuh.

Man sah auf der offenen Gallerie Chandos erschei
nen und lebhaft mit den Officieren sprechen, welche
die man bemerken konnte, bald ganz erstaunt, wenn
nicht gar bestürzt waren.

Dann, als die Thüre des Schlosses sich wieder
öffnete, erblickte man, statt daß der freigewordene Held
heraus hervorging, den Sire von Laval, der bleich,
verstört, zitternd vor Aufregung auf die Schwelle trat
und mit den Augen in der Menge suchte.

Mehrere bretagnische Officiere eilten auf ihn zu
und fragten voll Angst:

„Was gibt es denn?"

„Oh! ein großes Unglück, ein seltsames Ereig-
niß..." erwiederte der Graf. „Aber wo ist denn der
Bekannte, der Unglücksprophet?"

„Hier bin ich," antwortete der geheimnißvolle
Fremde; „hier bin ich... ich wartete auf Euch."

„Wünscht Ihr immer noch den Connetable zu
sehen?"

„Mehr als je."

„Nun! so beeilt Euch, denn in zehn Minuten wäre
es zu spät. Kommt, kommt. Er ist mehr als je Ge-
fahr."

„Wir werden sehen," erwiederte der Unbekannte,
indem er die Stufen hinter dem Grafen ersteigend.

Der Kerkermeister öffnete ihnen lächelnd die Thüre,
und die ganze versammelte Menge fing an in tausend
verschiedenen Tonarten das Ereigniß zu erklären, das
die Ankunft des Connetable verzögerte.

„Still," sagte leise der Anführer der Bretagner zu

seinen Leuten, „die Faust an's Schwert, und aufgepaßt!“

## Einundsechzigstes Kapitel.

### Wie der Gouverneur, statt einen Gefangenen zurückzugeben, eine ganze Armee freimachte.

Der Engländer hatte sich nicht getäuscht, er kannte seinen Gefangenen.

Kaum hatte der Sire von Laval die Aufforderung erhalten, in das Schloß einzutreten, kaum hatte er sich in die Arme des Connetable geworfen, kaum war dieser erste Augenblick gegenseitiger Freude vorüber, als der Connetable die Kisten, welche die Maulthiertreiber auf den Ruheplatz vor das Zimmer gebracht hatten, betrachtend ausrief:

„Wie viel Geld, mein lieber Freund!“

„Nie ist eine Steuer leichter erhoben worden,“ antwortete der Sire von Laval, der, stolz auf seinen Landsmann, nicht wußte, wie er ihm seine Achtung und seine Freundschaft bezeigen sollte.

„Das sind meine braven Bretagner,“ sprach der Connetable, „und Ihr habt Euch zu allererst beraubt.“

„Man mußte sehen, wie es Goldstücke in die Börse der Sammler regnete,“ rief der Sire von Laval, glücklich, durch diese Begeisterung dem englischen Gouverneur zu mißfallen, der von seinem Besuch beim Prinzen zurückgekehrt war und unempfindlich horchte.

„Siebzigtausend Goldgulden, welche Summe!“ wie-
erholte der Connetable.

„Welche große Summe, wenn es sich darum han-
elt, sie zu erheben, wie klein, wenn sie erhoben und
nan im Begriff ist, sie hinzugeben!“

„Mein Freund,“ sprach Dugueselin, „ich bitte,
etzt Euch: Ihr wißt, daß hier zwölfhundert Landsleute
efangen sind, wie ich.“

„Ach! ja, ich weiß es.“

„Nun wohl! ich habe das Mittel gefunden, ihnen
ie Freiheit zu verschaffen. Durch meinen Fehler sind
e gefangen genommen worden, ich werde heute meinen
ehler wieder gut machen.“

„Wie dies?“ fragte der Sire von Laval.

„Habt Ihr die Gefälligkeit gehabt, Herr Gouver-
eur, den Schreiber heraufkommen zu lassen?“

„Er ist vor der Thüre, Sire Connetable, und
artet auf Eure Befehle,“ antwortete der Engländer.

„Er trete ein.“

Der Gouverneur klopfte dreimal mit dem Fuß, und
er Kerkermeister führte den Schreiber ein, der ohne
weifel zuvor benachrichtigt, Pergament, Feder, Tinte
nd fünf lange, magere Finger zurichtete.

„Schreibt, was ich Euch dictiren werde, mein
reund,“ sagte der Connetable.

„Ich warte, Monseigneur.“

„Ich dictire:

„Wir, Bertrand Dugueselin, Connetable von Frank-
eich und Castilien, Graf von Soria, thun durch Gegen-
ärtiges kund und zu wissen, daß wir es ungemein
ereuen, an einem Tage wahnsinnigen Stolzes unsern
ersönlichen Werth zum Preise von zwölfhundert guten
hristen und braven Rittern, welche sicherlich mehr werth
ind, als wir, angeschlagen zu haben.“

Hier hielt der gute Connetable inne, ohne auf den
Gesichtern die Wirkung dieses Eingangs zu studiren.

Der Schreiber schrieb getreulich:

„Wir bitten Gott und unsere Brüder demüthig
Verzeihung," fuhr der Connetable fort, „und um
sere Thorheit wieder gut zu machen, verwenden wir
Summe von siebenzigtausend Gulden zur Loskaufu
unserer zwölfhundert Gefährten, welche Seine Hoh
der Prinz von Wales in Navarrete, unseligen And
kens, gefangen genommen hat."

„Ihr verpfändet Eure Güter!" rief der Sire v
Laval; „das ist ein ausgezeichneter Mißbrauch der Gr
muth."

„Nein, mein Freund, meine Güter sind schon v
schleudert, und ich kann Frau Tiphaine nicht zur Dü
tigkeit verurtheilen; sie hat schon nur zu sehr du
meine Handlungsweise gelitten."

„Was wollt Ihr denn sonst machen?"

„Das Geld, das Ihr bringt, gehört wohl mir?

„Gewiß, aber..."

„Schon genug... wenn es mir gehört, verfü
ich nach meinem Belieben darüber. Fahrt fort, H
Schreiber:

„Ich verwende zu dieser Loskaufung die siebenz
tausend Gulden, die mir der Sire von Laval bring

„Aber, Herr Connetable," rief Laval erschroc
„Ihr bleibt Gefangener..."

„Und bedeckt mit einem unsterblichen Ruhm," t
terbrach ihn der Gouverneur.

„Das ist unmöglich," fuhr Laval fort; „bede
doch!"

„Habt Ihr geschrieben?" fragte der Conneta
den Schreiber.

„Ja, gnädigster Herr."

„Gebt, daß ich unterzeichne."

r Connetable nahm die Feder und unterzeich-
ſch.
diesem Augenblick verkündigten die Trompeten
unft des Prinzen von Wales.
hon hatte ſich der Gouverneur des Pergaments
igt.
s der Sire von Laval den engliſchen Prinzen er-
lief er auf ihn zu, beugte ein Knie und ſagte:
)oher Herr, hier iſt das für den Herrn Conne-
erlangte Löſegeld; nehmt Ihr es an?"
Nach meinem Wort, und von Herzen gern," ſprach
nz.
)oheit, dieſes Geld gehört Euch, nehmt es," fuhr
af fort.
inen Augenblick Geduld," ſagte der Gouverneur.
Hoheit iſt nicht von dem, was ſo eben vorge-
unterrichtet: ſie wolle die Gnade haben, dieſes
ient zu leſen."
m es zu vernichten!" rief Laval.
m es vollziehen zu laſſen," ſagte der Connetable.
r Prinz warf einen Blick auf die Schrift und

)as iſt ein ſchöner Zug, und ich möchte ihn ge-
haben."
für Euch, der Ihr der Sieger ſeid, war das un-
" ſagte Dugueſclin.
kure Hoheit wird den Connetable nicht zurück-
" rief Laval.
Nein, gewiß nicht, wenn er weggehen will,"
der Prinz.
lber ich will bleiben, Laval, ich muß es; fragt
erren, was ſie davon denken."
)andos, Albret und die Anderen äußerten laut
ewunderung.
Nun!" ſagte der Prinz, „man zähle das Geld,
r, meine Herren, ſetzt die bretagniſchen Gefan-
n Freiheit."

Da gingen die englischen Kapitäne hinaus; da erinnerte sich Laval, halb wahnsinnig vor Schmerz, der finsteren Vorhersagung des unbekannten Ritters, und lief aus dem Schloß, um ihn zu Hülfe zu rufen.

Schon rief im Schloß ein Officier die Gefangenen auf, schon waren die Kisten leer, schon hatte man das Geld in Stößen aufgehäuft, als Laval mit dem Unbekannten zurückkam.

„Sagt nun dem Connetable, was Ihr ihm zu sagen habt," flüsterte Laval dem Ritter in's Ohr, während der Prinz vertraulich mit Duguesclin plauderte, „und da Ihr so viel magische oder natürliche Gewalt besitzt, so überredet ihn, daß er das Lösegeld für sich nimmt, statt es den Andern zu geben."

Der Unbekannte bebte. Er machte zwei Schritte vorwärts, und sein goldener Sporn klirrte auf den Platten.

Der Prinz wandte sich bei diesem Geräusch um.

„Wer ist der Ritter?" fragte der Gouverneur.

„Ein Gefährte von mir," sagte Laval.

„Er schlage sein Visir auf und sei willkommen," sprach der Prinz.

„Hoher Herr," erwiederte der Unbekannte mit einer Stimme, welche Duguesclin beben machte, „ich habe ein Gelübde gethan, mein Gesicht bedeckt zu halten; erlaubt mir, es zu erfüllen."

„Es sei, Herr Ritter; doch Ihr beabsichtigt wohl nicht, für den Connetable unbekannt zu bleiben?"

„Für ihn wie für Alle, hoher Herr."

„In diesem Fall," rief der Gouverneur, „in diesem Fall werdet Ihr Euch aus dem Schloß entfernen, wo ich nur Leute, die ich kenne, einzulassen Befehl habe."

Der Ritter verbeugte sich, um zu bezeigen, er sei geneigt, zu gehorchen.

„Die Gefangenen sind frei," sprach Chandos in den Saal zurückkehrend.

„Gott befohlen, Laval, Gott befohlen!" rief der

Connetable mit gepreßtem Herzen, was Laval nicht entging, denn er ergriff die Hände von Bertrand und sagte:

„Um Gotteswillen! es ist noch Zeit, steht ab."

„Nein, bei meinem Leben, nein," erwiederte der Connetable.

„Seid Ihr denn seiner Ehre so gram?" sagte der Gouverneur; „wenn er heute nicht frei ist, kann er es in einem Monat sein: das Geld findet sich, Gelegenheiten aber, sich Ruhm zu erwerben, wie diese, finden sich nicht zweimal."

Der Prinz spendete diesen Worten Beifall, seine Kapitäne ahmten ihn nach.

Der unbekannte Ritter ging sogleich ernst auf den Gouverneur zu und sprach mit majestätischem Tone:

„Ihr selbst, Sire Gouverneur, seid dem Ruhm Eures Herrn gram, indem Ihr ihn thun laßt, was er thut."

„Was sagt Ihr, Messire?" rief der Gouverneur erbleichend, „Ihr beleidigt mich; ich sollte der Ehre Seiner Hoheit gram sein? Beim Tod! Ihr habt gelogen!"

„Werft Euren Handschuh nicht hin, ohne zu wissen, ob es meiner würdig ist, ihn aufzuheben, Messire; ich spreche laut und wahr: Seine Hoheit der Prinz von Wales handelt gegen seinen Ruhm, wenn er Duguesclin in diesem Schloß zurückhält."

„Du lügst! Du lügst!" riefen zornige Stimmen, während Schwerter sich in den Scheiden bewegten.

Der Prinz war erbleicht wie die Andern, so hart und ungerecht schien der Angriff zu sein.

„Wer sollte mich hier bewegen, seinen Willen zu thun?" sagte er . . . „Ist es zufällig ein König, daß er so mit einem Königssohn spricht? Der Connetable kann sein Lösegeld bezahlen und weggehen. Bezahlt er nicht, so bleibt er . . . . Warum diese feindseligen Klagen?"

Der Unbekannte fuhr unstörbar fort:

„Hoheit, vernehmt, was ich auf meinem ganz Wege habe sagen hören: „„Man ist im Begriff, d Lösegeld für den Connetable zu bezahlen, doch die En länder fürchten ihn zu sehr, um ihn ziehen zu lassen.“

„Wahrhaftiger Gott! man sagt das?“ murmel der Prinz.

„Ueberall, Hoheit.“

„Ihr seht, daß man sich täuscht, da es dem Co netable freisteht, abzuziehen .... Nicht wahr, Conn table?“

„Es ist wahr, hoher Herr,“ antwortete Bertran den eine unerklärliche, seltsame Unruhe seit einigen A genblicken bewegte.

„Da aber,“ sagte der Gouverneur, „da der Conn table über die für seine Loskaufung bestimmte Summ verfügt hat, so müßte man warten, bis eine ähnlic Summe ankäme ...“

Der Prinz blieb einen Augenblick träumerisch.

„Nein,“ sagte er endlich, „der Connetable wi nicht warten. Ich bestimme sein Lösegeld auf hunde Livres.“

Ein Gemurmel der Bewunderung durchlief die Ve sammlung.

Bertrand wollte sich sträuben, doch der unbekann Ritter stellte sich zwischen ihn und den Prinzen, hie seine Hand zurück und sprach:

„Frankreich kann, Gott sei Dank! für seinen Co netable zweimal bezahlen; Duguesclin soll Niema verpflichtet sein: hier in dieser Rolle sind Wechsel a den Lombarden Agosti in Bordeaux: sie belaufen s auf achtzigtausend Gulden, zahlbar nach Sicht: ich geh um die Summe zu erheben, welche binnen zwei Stu den hier sein wird.“

„Und ich,“ rief der Prinz zornig, „ich erkläre Euc daß der Connetable dieses Schloß gegen Bezahlung v hundert Livres verläßt, oder daß er es gar nicht ve

läßt! Wenn Messire Bertrand sich dadurch, daß ich sein Freund bin, beleidigt fühlt, so sage er es! Ich erinnere mich übrigens, daß er mir eines Tags erklärte, ich sei ein ebenso guter Ritter als er.

„Oh! hoher Herr," rief der Connetable, vor dem Prinzen von Wales niederknieend, „ich nehme Euer Anerbieten so dankbar an, daß ich, um die hundert Livres zu bezahlen, von den Kapitänen entlehne."

Chandos und die anderen Officiere beeilten sich, ihm ihre Börsen zu reichen, aus denen er die hundert Livres nahm, die er dem Prinzen brachte; dieser umarmte ihn und sprach:

„Ihr seid frei, Messire Bertrand. Man öffne die Thüren! und man sage nicht, der Prinz von Wales fürchte irgend Jemand auf dieser Welt."

Der bestürzte Gouverneur ließ sich diesen Befehl wiederholen; der Unglückliche hatte so schlecht gespielt, daß er statt eines Gefangenen ein ganzes Heer nebst dem Feldherrn verlor.

Während der Prinz seine Officiere und Laval selbst über den geheimnißvollen Urheber dieses Staatsstreichs befragte, näherte sich der Unbekannte Duguesclin und sagte mit leiser Stimme zu ihm:

„Eine falsche Großmuth hielt Euch in Gefangenschaft, eine falsche Großmuth entzieht Euch derselben; Ihr seid nun frei; auf Wiedersehen in vierzehn Tagen vor Toledo."

Und er verbeugte sich tief vor dem Prinzen von Wales, ließ Bertrand ganz erstaunt zurück und verschwand.

Eine Stunde nachher durchzog der Connetable frei und freudig die Stadt im Triumph mit seinen Bretagnern, welche ihren Jubel bis zum Himmel erhoben.

Eine einzige Person vielleicht schloß sich dem Zug nicht an, der Duguesclin in seiner Huldigung folgte.

Dies war einer von den Officieren des Prinzen von Wales, einer von den Anführern der großen Compag-

nien, welche man Kapitäne nannte und die Stimm
Rathe hatten, obgleich ihre Ansicht nicht zählte.

Es war dies mit einem Wort ein Bekannter
uns, mit beständig geschlossenem Visir, der, als e
Chandos in das Zimmer von Bertrand eintrat,
Stimme des unbekannten Ritters hörte und so gew
davon berührt war, daß er ihn nicht einen Moment
aus dem Blicke verlor.

Kaum war der Ritter verschwunden, als
Kapitän einige von seinen Leuten sammelte, sie zu P
steigen ließ, um die Spur des Flüchtigen zu entd
und selbst, nachdem er Erkundigungen eingezogen,
dem Weg nach Spanien forteilte.

---

## Zweiundsechzigstes Kapitel.

### Die Politik von Musaron.

Durch die unvertilgbare Angst des Liebenden,
keine Nachricht hat, angetrieben, rückte Agenor
raschen Schritten in den Staaten von Don Pedro
Auf dem Wege schloßen sich ihm in Folge
gewissen Rufes, den ihm seine Reise nach Frankreich
worben, die Bretagner an, welche, nachdem die
lösung geschehen, Duguesclin aufsuchen und mit
kämpfen wollten.

Er traf auch eine große Anzahl spanischer R
welche nach dem von Enrique von Transtamare
stimmten Sammelplatz zogen, denn dieser sollte
Spanien zurückkehren und knüpfte, wie man sagte,

bindung mit dem Prinzen von Wales an, der mit
ı Pedro unzufrieden war.

So oft er in einer Stadt oder in einem Flecken
einiger Bedeutung Nachtlager hielt, erkundigte er
nach Hafiz und Gildaz, sowie nach Maria Padilla,
te, ob man nicht einen Eilboten, der einen Fran-
n gesucht, oder eine junge, schöne Maurin, gefolgt
zwei Dienern und nach der Grenze von Frankreich
nd, gesehen.

So oft eine verneinende Antwort an sein Ohr
, stieß der junge Mann mit vermehrter Heftigkeit
e Sporen seinem Pferd in den Bauch.

Dann sprach Musaron mit seinem philosophischen
ie:

„Herr, das ist eine junge Frau, die Ihr lieben
ßt, denn sie kostet uns viele Mühe.“

Durch rasches Marschiren legte Agenor viel Raum
ück, durch häufiges Erkundigen erhielt er Auskunft.

Zwanzig Meilen trennten ihn noch vom Hof von
rgos.

Er wußte, daß eine sehr ergebene, sehr an den
eg gewöhnte, sehr frische und folglich für Don Pedro
gefährliche Armee nur auf ein Zeichen wartete,
sich zu verbinden, und dem Sieger von Navarrete
n neuen, noch beißenderen, noch giftigeren Kopf
r Hydra entgegenzustellen.

Agenor fragte sich und fragte Musaron, ob es nicht
ießlicher wäre, ehe man irgend eine politische Un-
andlung fortsetzte, Liebesunterhandlungen mit Maria
illa anzuknüpfen.

Musaron gestand, die Diplomatie sei gut, doch wenn
Don Pedro, Maria, Mothril und Spanien nehme,
de man auch Burgos nehmen, in welchem Burgos
unfehlbar Dona Aissa nehmen müßte, wenn sie
dort wäre.

Dies tröstete Agenor ungemein, und er legte noch
ge Meilen zurück.

Der Schreiber schrieb getreulich:

„Wir bitten Gott und unsere Brüder demüthig um Verzeihung," fuhr der Connetable fort, „und um unsere Thorheit wieder gut zu machen, verwenden wir die Summe von siebenzigtausend Gulden zur Loskaufung unserer zwölfhundert Gefährten, welche Seine Hoheit der Prinz von Wales in Navarrete, unseligen Andenkens, gefangen genommen hat."

„Ihr verpfändet Eure Güter!" rief der Sire von Laval; „das ist ein ausgezeichneter Mißbrauch der Großmuth."

„Nein, mein Freund, meine Güter sind schon verschleudert, und ich kann Frau Tiphaine nicht zur Dürftigkeit verurtheilen; sie hat schon nur zu sehr durch meine Handlungsweise gelitten."

„Was wollt Ihr denn sonst machen?"

„Das Geld, das Ihr bringt, gehört wohl mir?"

„Gewiß, aber..."

„Schon genug... wenn es mir gehört, verfüge ich nach meinem Belieben darüber. Fahrt fort, Herr Schreiber:

„Ich verwende zu dieser Loskaufung die siebenzigtausend Gulden, die mir der Sire von Laval bringt."

„Aber, Herr Connetable," rief Laval erschrocken, „Ihr bleibt Gefangener..."

„Und bedeckt mit einem unsterblichen Ruhm," unterbrach ihn der Gouverneur.

„Das ist unmöglich," fuhr Laval fort; „bedenkt doch!"

„Habt Ihr geschrieben?" fragte der Connetable den Schreiber.

„Ja, gnädigster Herr."

„Gebt, daß ich unterzeichne."

Der Connetable nahm die Feder und unterzeichnete rasch.

In diesem Augenblick verkündigten die Trompeten die Ankunft des Prinzen von Wales.

Schon hatte sich der Gouverneur des Pergaments bemächtigt.

Als der Sire von Laval den englischen Prinzen erblickte, lief er auf ihn zu, beugte ein Knie und sagte:

„Hoher Herr, hier ist das für den Herrn Connetable verlangte Lösegeld; nehmt Ihr es an?"

„Nach meinem Wort, und von Herzen gern," sprach der Prinz.

„Hoheit, dieses Geld gehört Euch, nehmt es," fuhr der Graf fort.

„Einen Augenblick Geduld," sagte der Gouverneur. „Eure Hoheit ist nicht von dem, was so eben vorgefallen, unterrichtet: sie wolle die Gnade haben, dieses Pergament zu lesen."

„Um es zu vernichten!" rief Laval.

„Um es vollziehen zu lassen," sagte der Connetable.

Der Prinz warf einen Blick auf die Schrift und rief:

„Das ist ein schöner Zug, und ich möchte ihn gemacht haben."

„Für Euch, der Ihr der Sieger seid, war das unnöthig," sagte Duguesclin.

„Eure Hoheit wird den Connetable nicht zurückhalten!" rief Laval.

„Nein, gewiß nicht, wenn er weggehen will," sprach der Prinz.

„Aber ich will bleiben, Laval, ich muß es; fragt diese Herren, was sie davon denken."

Chandos, Albret und die Anderen äußerten laut ihre Bewunderung.

„Nun!" sagte der Prinz, „man zähle das Geld, und Ihr, meine Herren, setzt die bretagnischen Gefangenen in Freiheit."

Da gingen die englischen Kapitäne hinaus; da erinnerte sich Laval, halb wahnsinnig vor Schmerz, der finsteren Vorhersagung des unbekannten Ritters, und lief aus dem Schloß, um ihn zu Hülfe zu rufen.

Schon rief im Schloß ein Officier die Gefangenen auf, schon waren die Kisten leer, schon hatte man das Geld in Stößen aufgehäuft, als Laval mit dem Unbekannten zurückkam.

„Sagt nun dem Connetable, was Ihr ihm zu sagen habt," flüsterte Laval dem Ritter in's Ohr, während der Prinz vertraulich mit Dugueselin plauderte, „und da Ihr so viel magische oder natürliche Gewalt besitzt, so überredet ihn, daß er das Lösegeld für sich nimmt, statt es den Andern zu geben."

Der Unbekannte bebte. Er machte zwei Schritte vorwärts, und sein goldener Sporn klirrte auf den Platten.

Der Prinz wandte sich bei diesem Geräusch um.

„Wer ist der Ritter?" fragte der Gouverneur.

„Ein Gefährte von mir," sagte Laval.

„Er schlage sein Visir auf und sei willkommen," sprach der Prinz.

„Hoher Herr," erwiederte der Unbekannte mit einer Stimme, welche Dugueselin beben machte, „ich habe ein Gelübde gethan, mein Gesicht bedeckt zu halten; erlaubt mir, es zu erfüllen."

„Es sei, Herr Ritter; doch Ihr beabsichtigt wohl nicht, für den Connetable unbekannt zu bleiben?"

„Für ihn wie für Alle, hoher Herr."

„In diesem Fall," rief der Gouverneur, „in diesem Fall werdet Ihr Euch aus dem Schloß entfernen, wo ich nur Leute, die ich kenne, einzulassen Befehl habe."

Der Ritter verbeugte sich, um zu bezeigen, er sei geneigt, zu gehorchen.

„Die Gefangenen sind frei," sprach Chandos in den Saal zurückkehrend.

„Gott befohlen, Laval, Gott befohlen!" rief der

Connetable mit gepreßtem Herzen, was Laval nicht entging, denn er ergriff die Hände von Bertrand und sagte:

„Um Gotteswillen! es ist noch Zeit, steht ab.“

„Nein, bei meinem Leben, nein,“ erwiederte der Connetable.

„Seid Ihr denn seiner Ehre so gram?“ sagte der Gouverneur; „wenn er heute nicht frei ist, kann er es in einem Monat sein: das Geld findet sich, Gelegenheiten aber, sich Ruhm zu erwerben, wie diese, finden sich nicht zweimal.“

Der Prinz spendete diesen Worten Beifall, seine Kapitäne ahmten ihn nach.

Der unbekannte Ritter ging sogleich ernst auf den Gouverneur zu und sprach mit majestätischem Tone:

„Ihr selbst, Sire Gouverneur, seid dem Ruhm Eures Herrn gram, indem Ihr ihn thun laßt, was er thut.“

„Was sagt Ihr, Messire?“ rief der Gouverneur erbleichend, „Ihr beleidigt mich; ich sollte der Ehre Seiner Hoheit gram sein? Beim Tod! Ihr habt gelogen!“

„Werft Euren Handschuh nicht hin, ohne zu wissen, ob es meiner würdig ist, ihn aufzuheben, Messire; ich spreche laut und wahr: Seine Hoheit der Prinz von Wales handelt gegen seinen Ruhm, wenn er Duguesclin in diesem Schloß zurückhält.“

„Du lügst! Du lügst!“ riefen zornige Stimmen, während Schwerter sich in den Scheiden bewegten.

Der Prinz war erbleicht wie die Andern, so hart und ungerecht schien der Angriff zu sein.

„Wer sollte mich hier bewegen, seinen Willen zu thun?“ sagte er . . . „Ist es zufällig ein König, daß er so mit einem Königssohn spricht? Der Connetable kann sein Lösegeld bezahlen und weggehen. Bezahlt er nicht, so bleibt er . . . . Warum diese feindseligen Klagen?“

Der Unbekannte fuhr unstörbar fort:

„Hoheit, vernehmt, was ich auf meinem gan
Wege habe sagen hören: „„Man ist im Begriff, d
Lösegeld für den Connetable zu bezahlen, doch die Er
länder fürchten ihn zu sehr, um ihn ziehen zu lassen.

„Wahrhaftiger Gott! man sagt das?“ murm
der Prinz.

„Ueberall, Hoheit.“

„Ihr seht, daß man sich täuscht, da es dem Co
netable freisteht, abzuziehen .... Nicht wahr, Con
table?“

„Es ist wahr, hoher Herr,“ antwortete Bertra
den eine unerklärliche, seltsame Unruhe seit einigen A
genblicken bewegte.

„Da aber,“ sagte der Gouverneur, „da der Con
table über die für seine Loskaufung bestimmte Sum
verfügt hat, so müßte man warten, bis eine ähnli
Summe ankäme ...“

Der Prinz blieb einen Augenblick träumerisch.

„Nein,“ sagte er endlich, „der Connetable w
nicht warten. Ich bestimme sein Lösegeld auf hund
Livres.“

Ein Gemurmel der Bewunderung durchlief die V
sammlung.

Bertrand wollte sich sträuben, doch der unbekan
Ritter stellte sich zwischen ihn und den Prinzen, h
seine Hand zurück und sprach:

„Frankreich kann, Gott sei Dank! für seinen Co
netable zweimal bezahlen; Duguesclin soll Niem
verpflichtet sein: hier in dieser Rolle sind Wechsel
den Lombarden Agosti in Bordeaux: sie belaufen
auf achtzigtausend Gulden, zahlbar nach Sicht; ich ge
um die Summe zu erheben, welche binnen zwei St
den hier sein wird.“

„Und ich,“ rief der Prinz zornig, „ich erkläre Eu
daß der Connetable dieses Schloß gegen Bezahlung
hundert Livres verläßt, oder daß er es gar nicht v

Denn Messire Bertrand sich dadurch, daß ich sein
bin, beleidigt fühlt, so sage er es! Ich erinnere
brigens, daß er mir eines Tags erklärte, ich sei
nso guter Ritter als er.
Oh! hoher Herr," rief der Connetable, vor dem
von Wales niederknieend, „ich nehme Euer An-
so dankbar an, daß ich, um die hundert Livres
hlen, von den Kapitänen entlehne."
andos und die anderen Officiere beeilten sich, ihm
örsen zu reichen, aus denen er die hundert Livres
die er dem Prinzen brachte; dieser umarmte ihn
rach:
Ihr seid frei, Messire Bertrand. Man öffne die
l und man sage nicht, der Prinz von Wales
irgend Jemand auf dieser Welt."
er bestürzte Gouverneur ließ sich diesen Befehl
olen; der Unglückliche hatte so schlecht gespielt,
statt eines Gefangenen ein ganzes Heer nebst
eldherrn verlor.
ährend der Prinz seine Officiere und Laval
ber den geheimnißvollen Urheber dieses Staats-
befragte, näherte sich der Unbekannte Dugues-
d sagte mit leiser Stimme zu ihm:
Eine falsche Großmuth hielt Euch in Gefangen-
eine falsche Großmuth entzieht Euch derselben;
d nun frei; auf Wiedersehen in vierzehn Tagen
ledo."
id er verbeugte sich tief vor dem Prinzen von
, ließ Bertrand ganz erstaunt zurück und ver-
d.
ine Stunde nachher durchzog der Connetable frei
eudig die Stadt im Triumph mit seinen Bretag-
welche ihren Jubel bis zum Himmel erhoben.
ine einzige Person vielleicht schloß sich dem Zug
n, der Duguesclin in seiner Huldigung folgte.
ies war einer von den Officieren des Prinzen von
, einer von den Anführern der großen Compag-

nien, welche man Kapitäne nannte und die Stimme im Rathe hatten, obgleich ihre Ansicht nicht zählte.

Es war dies mit einem Wort ein Bekannter von uns, mit beständig geschlossenem Visir, der, als er mit Chandos in das Zimmer von Bertrand eintrat, die Stimme des unbekannten Ritters hörte und so gewaltig davon berührt war, daß er ihn nicht einen Moment mehr aus dem Blicke verlor.

Kaum war der Ritter verschwunden, als dieser Kapitän einige von seinen Leuten sammelte, sie zu Pferde steigen ließ, um die Spur des Flüchtigen zu entdecken, und selbst, nachdem er Erkundigungen eingezogen, auf dem Weg nach Spanien forteilte.

---

## Zweiundsechzigstes Kapitel.

### Die Politik von Musaron.

Durch die unvertilgbare Angst des Liebenden, der keine Nachricht hat, angetrieben, rückte Agenor mit raschen Schritten in den Staaten von Don Pedro vor.

Auf dem Wege schloßen sich ihm in Folge eines gewissen Rufes, den ihm seine Reise nach Frankreich erworben, die Bretagner an, welche, nachdem die Auslösung geschehen, Duguesclin aufsuchen und mit ihm kämpfen wollten.

Er traf auch eine große Anzahl spanischer Ritter, welche nach dem von Enrique von Transtamare bestimmten Sammelplatz zogen, denn dieser sollte nach Spanien zurückkehren und knüpfte, wie man sagte, eine

ung mit dem Prinzen von Wales an, der mit
dro unzufrieden war.
oft er in einer Stadt oder in einem Flecken
iger Bedeutung Nachtlager hielt, erkundigte er
Hafiz und Gildaz, sowie nach Maria Padilla,
ob man nicht einen Eilboten, der einen Fran-
sucht, oder eine junge, schöne Maurin, gefolgt
t Dienern und nach der Grenze von Frankreich
gesehen.
oft eine verneinende Antwort an sein Ohr
ieß der junge Mann mit vermehrter Heftigkeit
poren seinem Pferd in den Bauch.
nn sprach Musaron mit seinem philosophischen

err, das ist eine junge Frau, die Ihr lieben
enn sie kostet uns viele Mühe."
rch rasches Marschiren legte Agenor viel Raum
durch häufiges Erkundigen erhielt er Auskunft.
anzig Meilen trennten ihn noch vom Hof von

wußte, daß eine sehr ergebene, sehr an den
ewöhnte, sehr frische und folglich für Don Pedro
fährliche Armee nur auf ein Zeichen wartete,
zu verbinden, und dem Sieger von Navarrete
euen, noch beißenderen, noch giftigeren Kopf
ydra entgegenzustellen.
enor fragte sich und fragte Musaron, ob es nicht
icher wäre, ehe man irgend eine politische Un-
ung fortsetzte, Liebesunterhandlungen mit Maria
anzuknüpfen.
saron gestand, die Diplomatie sei gut, doch wenn
n Pedro, Maria, Mothril und Spanien nehme,
an auch Burgos nehmen, in welchem Burgos
fehlbar Dona Aissa nehmen müßte, wenn sie
t wäre.
s tröstete Agenor ungemein, und er legte noch
Meilen zurück.

So verengte sich allmälig der Kreis, der Don Pedro ersticken sollte, den das Glück blendete, den die Intriguen seiner Günstlinge mit Nichtswürdigkeiten beschäftigten, während es sich um seine Krone handelte.

Musaron, der Eigensinnigste der Menschen, besonders seitdem er reich war, duldete nicht, daß sich sein Herr nur ein einziges Mal gen Burgos wagte, um sich dort einzuschließen und mit Dona Maria zu besprechen. Er benützte im Gegentheil die Niedergeschlagenheit und Gleichgültigkeit des Verliebten, um ihn unter den Bretagnern und den Parteigängern von Transtamare zurückzuhalten, so daß der junge Ritter sich bald zum Anführer einer beträchtlichen Partei sowohl durch den Glanz seiner Sendung nach Frankreich, als durch die Beharrlichkeit, mit der er das Element des Krieges nährte, emporschwang.

Er empfing die Ankömmlinge, hielt offene Tafel, und stand im Briefwechsel mit dem Connetable und seinem Bruder Olivier, der sich anschickte, mit fünftausend Bretagnern die Grenze zu überschreiten, um seinem Bruder beizustehen und ihm die erste Schlacht gewinnen zu helfen.

Musaron wurde Taktiker: er brachte ganze Tage damit hin, daß er Schlachtpläne zeichnete und die Zahl der Thaler berechnete, welche Caverley seit seinem letzten Treffen aufgehäuft haben könnte, damit ihm die Befriedigung zu Theil würde, sich nicht zu täuschen, wenn man zum ersten Mal ihn schlüge.

Unter diesen Kriegsrüstungen traf eine wichtige Nachricht bei Agenor ein: trotz der Wachsamkeit von Musaron, meldete ein gewandter Emissär Agenor die Abreise von Don Pedro nach einem Lustschloß und das mit der Reise des Königs zusammentreffende Verschwinden von Aissa und Maria.

Derselbe Eilbote wußte, daß Gildaz auf dem Wege umgekommen, und daß Hafiz allein wieder bei Dona Maria erschienen war.

so viele Dinge und so gute Dinge zu erfahren,
Agenor nur dreißig Thaler einem Bauern aus
end zu geben, der sich mit der Amme von
der Mutter des armen Gildaz, besprach.
Agenor wußte, woran er sich zu halten hatte,
sich, trotz Musaron, trotz seiner Waffengefährten,
beste von seinen Pferden und schlug den Weg
n Schlosse ein, das Don Pedro zum Aufenthalt
hatte.
saron fluchte und tobte, doch er brach ebenfalls
sem Schlosse auf.

---

## Dreiundsechzigstes Kapitel.

---

### s Verbrechen von Mothril einen glücklichen Erfolg hatte.

Schlosse von Don Pedro verbreitete sich die
furchtbarer und geräuschvoller, als der Tag das
von Dona Maria beleuchtet hatte.
n Pedro hatte nicht schlafen können, und seine
behaupteten, sie haben ihn weinen hören.
thril hatte die Nacht auf eine für seine In-
vortheilhaftere Weise hingebracht. Er hatte sie
wendet, daß er jede, selbst die kleinste Spur
Verbrechens tilgte.
er mit Aissa allein war, behandelte er sie mit
ufwand der zartesten Fürsorge und mit der Ge-
keit des erfahrensten Arztes, und schon am An-

fang seiner Unterredung mit ihr formte er wie w
Wachs den noch schwebenden Geist des Mädchens.

Da Aissa, als sie den Leichnam von Dona A
erblickte, laut aufschrie, so stellte sich Mothril, al
faßte ihn ein unwillkührlicher Schauer, und er
rasch einen Mantel auf die leblosen Ueberreste der
liebten des Königs.

Dann, als ihn Aissa erschrocken anschaute,
Mothril:

„Armes Kind, danke Gott, der Dich gerettet
„Mich gerettet?" fragte das Mädchen.
„Von einem gräßlichen Tod, ja, liebes Kind.
„Wer hat mich denn geschlagen?..."
„Diejenige, welche noch Deinen Dolch in der
hält."
„Dona Maria! sie, die so gut, so edelmüthig
unmöglich."

Mothril lächelte mit jenem verächtlichen Mi
das immer Eindruck auf die Geister macht, welche
irgend einem großen Interesse erfüllt sind.

„Die Geliebte des Königs edelmüthig und
gegen Aissa, die der König anbetet!... Du glaubst
nicht, meine Tochter?"

„Aber sie wollte mich entfernen?" versetzte A
„Nicht wahr, um Dich mit jenem französ
Ritter zu vereinigen?" fragte Mothril mit seinem
gen, wohlwollenden Ton.

Aissa erhob sich ganz bleich, als sie so das
heimniß ihrer Liebe in den Händen eines Mannes
der am meisten bei Bekämpfung derselben interessirt

„Sei unbesorgt," fuhr der Maure fort,
Maria wegen der Eifersucht und der Liebe des K
nicht thun konnte, werde ich thun. Aissa, Du
sagst Du; wohl! ich verspreche Dir, Dich hier
unterstützen; wenn nur die Tochter meiner Königin
und glücklich lebt, so wünsche ich nichts mehr
Erden."

e versteinert, daß sie Mothril so sprechen hörte,
diesen Aissa unabläßig mit Augen an, die noch
desschlaf müde waren.
r hintergeht mich," sagte sie zu sich selbst.
nn an den Leichnam von Dona Maria denkend,
olte sie ganz verwirrt:
ona Maria ist todt!"
öre die Ursache, meine liebe Tochter; der König
ch leidenschaftlich, und er hat es gestern Dona
erklärt... Diese ist trunken vor Wuth und Eifer-
ihre Wohnung zurückgekehrt. Don Pedro beab-
, sich mit Dir durch die Bande der Heirath zu
en, was immer das ehrgeizige Streben von
Maria gewesen war... Da verzichtete sie auf das
ind leerte ihren Ring in die silberne Schale,
Dich nicht triumphirend und als Königin zu-
ssen, um sich zugleich an Don Pedro und an
rächen, die wir Dich Beide, obwohl unter ver-
en Titeln, so sehr lieben, nahm sie Deinen Dolch
ß ihn Dir in den Leib."
as muß während meines Schlafes geschehen sein,
kann mich durchaus nicht erinnern; eine Wolke
mein Gesicht, ich hörte etwas wie dumpfe
: und ein unterdrücktes Röcheln... Ich glaube,
b auf, fühlte Hände auf den meinigen, und als-
: zerfleischende Kälte des Stahls."
as war die letzte Anstrengung Deiner Feindin,
neben Dir niederfiel: nur war das Gift stärker
als der Dolch für Dich... Ich fand in Dir einen
unken, ich fachte ihn an, und hatte das Glück,
retten."
h! Maria, Maria," murmelte das Mädchen,
arst doch so gut!"
u sagst das, weil sie Deine Liebe für Agenor
uleon begünstigt hat, meine Tochter," erwiederte
ganz leise und mit einem Wohlwollen, das zu
ch war, um nicht eine dumpfe Wuth zu verber-

gen; Du sagst das, weil sie ihn in Deine Wohnung in Soria gelangen ließ..."

„Ihr wißt es?..."

„Ich weiß Alles... Der König weiß es auch. Maria hat Dich bei Don Pedro entehrt, ehe sie Dich zu ermorden suchte. Doch sie befürchtete, die Verleumdung könnte an der Seele des Königs abgleiten, und er könnte Dir verzeihen, daß Du einem Andern gehört habest; man ist nachsichtig, wenn man liebt!... sie wandte auch den Stahl an, um Dich von der Welt der Lebendigen zu trennen."

„Der König weiß, daß Agenor?..."

„Der König ist wahnsinnig vor Zorn und Liebe... Der König, der schon Hasiz bestochen hatte, um Dich in's Schloß zu locken, während ich durchaus nichts wußte, der König, sage ich, wartet nur auf Deine Wiedergenesung, um Dich abermals an sich zu locken... Das ist entschuldbar, er liebt Dich."

„Ich werde diesmal sterben," sprach Aissa, „denn meine Hand wird nicht zittern, wird nicht an meinem Busen abgleiten, wie es die von Maria Padilla gethan hat."

„Du sterben! Du, mein Idol! Du, mein angebetetes Kind!" rief der Maure, niederknieend. „Nein, Du wirst leben, sage ich Dir, Du wirst glücklich und meinen Namen auf ewig segnend leben!"

„Ohne Agenor werde ich nicht leben."

„Er hat eine andere Religion als Du, meine Tochter."

„Ich werde seine Religion annehmen."

„Er haßt mich."

„Er wird Euch verzeihen, wenn er Euch nicht mehr zwischen ihm und mir sieht. Was ist übrigens mir daran gelegen? ... Ich liebe und kenne auf der ganzen Welt nur den Gegenstand meiner Liebe."

„Nicht einmal denjenigen, welcher Dich für Deinen Geliebten gerettet hat?" sagte Mothril demüthig mit

einem geheuchelten Schmerz, der das Herz des Mädchens tief rührte. „Du opferst mich auf, während ich mich der Gefahr, für Dich zu sterben, preisgebe!“

„Wie so?“

„Gewiß, Aissa, Du willst mit Don Agenor leben, und ich werde Dich dabei unterstützen.“

„Ihr!“

„Ich, Mothril; ja, Aissa.“

„Ihr hintergeht mich.“

„Warum?“

„Beweist mir Eure Aufrichtigkeit.“

„Das ist leicht... Du fürchtest den König; wohl! ich werde es verhindern, daß Du den König siehst. Stellt Dich das zufrieden?“

„Nicht ganz.“

„Ich begreife... Du wünschest den Franzosen wiederzusehen.“

„Vor Allem.“

„Warten wir, bis Du im Stande bist, die Reise zu ertragen, und ich führe Dich zu ihm und übergebe ihm mein Leben.“

„Maria wollte mich auch zu ihm führen.“

„Allerdings, sie hatte ein Interesse, sich Deiner zu entledigen, und sie hätte sich gern einen Mord erspart... es ist an dem Tag, wo man vor dem Gericht Gottes erscheint, der Mord eine schwere Last.“

Als Mothril diese furchtbaren Worte sprach, ließ er auf einen Augenblick auf seinem bleichen Gesicht jenes Leiden der Verdammten sehen, welche keine Rast und keine Hoffnung bei ihren Qualen mehr haben.

„Nun! was werdet Ihr thun?“ fragte Aissa.

„Ich werde Dich verbergen, bis Du geheilt bist, dann vereinige ich Dich, wie ich Dir gesagt habe, mit dem edlen Herrn von Mauleon.“

„Das ist Alles, was ich verlange, und wenn Ihr dies thut, werdet Ihr in der That ein göttliches Wesen für mich. Aber! der König...“

„Oh! er würde sich mit allen seinen Kräften wi
setzen, wenn er unser Vorhaben erführe. . . Mein
wäre das beste Mittel... sobald ich gestorben, wür
Du ihm gehören, Aissa."

„Oder ich wäre genöthigt zu sterben."

„Willst Du lieber sterben, als für den Franz
leben?"

„Nein... oh nein! sprecht! sprecht!"

„Liebes Kind, sollte Dich zufällig Don Pedro se
mit Dir sprechen, Dich über Mauleon von Agenor
fragen, so mußt Du kühn behaupten, Maria habe
logen, als sie versichert, Du liebest diesen Franzo
und besonders, daß Du ihm den Besitz Deiner Liebe
geben... Auf diese Art wird der König dem Franz
nicht mehr mißtrauen, er wird unser Benehmen n
mehr überwachen, er wird uns frei und glücklich
chen... Du mußt auch, mein Kind, das ist die Ha
sache, Deine Erinnerungen zurückrufen und sagen,
findest darin, Dona Maria habe mit Dir gesprochen,
sie Dich geschlagen, sie habe Dich überreden wo
dem König Deine Schande zu gestehen... Du h
Dich dessen geweigert, und dann erst seist Du vom D
getroffen worden."

„Ich erinnere mich nicht!" rief Aissa von Fu
erfüllt, wie es jeder redliche, einfache Geist bei
Auseinandersetzung dieser höllischen Theorie von
thril gewesen wäre; „ich will mich nicht erinnern,
will auch nicht meine Liebe für Mauleon verleug
Diese Liebe ist mein Licht und meine Religion!
Name ist der Stern, der mich im Leben leitet!
Stolz, ihm anzugehören, bin ich so weit entfernt,
zu verheimlichen, daß ich ihn gern vor allen Kön
der Erde laut ausrufen möchte; zählt nicht auf mich
diese Lüge. Spricht Don Pedro mit mir, so werde
antworten."

Mothril erbleichte. Dieses letzte, dieses schw
Hinderniß vernichtete das Resultat eines Mordes;

einfache Widerstreben eines Kindes hand an Händen und Füßen den starken Mann, der eine Welt in seinem Gange fortgerissen hätte.

Der Maure begriff, daß er nicht auf seinem Willen bestehen durfte. Er hatte die Arbeit von Sisyphus gethan... er hatte den Felsen bis zum Gipfel des Berges gewälzt; aber der Felsen stürzte abermals herab.

Mothril hatte weder Zeit, noch Kräfte, um wieder anzufangen.

„Meine Tochter," sagte er, „Du wirst handeln, wie es Dir beliebt. Dein Interesse, von Dir gedeutet nach Deinem Herzen, nach Deiner Laune, ist mein einziges Gesetz. Du willst das... ich will es... Antworte also dem König nur, was Du willst... Ich weiß wohl, daß Dein Geständniß meinen Kopf fallen machen wird, denn ich mußte immer Deine Unschuld, Deine Reinheit behaupten, ich habe nie eingewilligt, einen Verdacht über Dir schweben zu lassen; mein Kopf bezahle Deinen Fehler, das heißt Dein Glück... Allah will es... sein Wille geschehe!"

„Ich kann nicht lügen," sprach Aissa. „Warum gestattet Ihr aber, daß der König mich spricht? Entfernt ihn... Das ist leicht; könnt Ihr mich nicht an einen einsamen Ort bringen, mich mit einem Worte verbergen?... Sind meine Gesundheit, meine Wunde nicht genügende Vorwände? Hiebei unterstütze ich Euch genug durch meine Lage. Lügen, oh! nie! Agenor verleugnen, nie!"

Mothril suchte vergebens die Freude zu verbergen, welche die Worte von Aissa in seine Seele brachten... Mit Aissa abreisen, sie auf einige Zeit den Fragen von Don Pedro entziehen, so den Zorn, den Haß, das Beklagen... die Erinnerung an Maria schwächen .. einen Monat gewinnen, hieß Alles gewinnen... Diese Aussicht auf Rettung bot ihm Aissa selbst... Mothril griff glühend darnach.

„Du willst es, meine Tochter, und wir werden

reisen," sagte er. „Hast Du einen Widerwillen gegen das Schloß Montiel, zu dessen Gouverneur mich der König ernannt hat?"

„Mir ist nur die Gegenwart von Don Pedro zuwider, und ich gehe, wohin Ihr wollt."

Mothril küßte Aissa die Hand und das Kleid, und trug sie sachte bis in das anstoßende Zimmer . . . . Er ließ den Leichnam von Maria wegnehmen rief zwei Frauen seiner Nation, auf deren Treue er sich verlassen konnte, als Wärterinnen zu dem verwundeten Mädchen und befahl ihnen bei ihrem Leben, nicht mit Aissa zu sprechen und es nicht zu dulden, daß irgend Jemand das Wort an sie richte.

Als alle Dinge so geordnet waren, begab er sich zum König, nachdem er zuvor seinem Geist und seinem Gesicht eine Haltung den Umständen gemäß gegeben hatte.

Don Pedro hatte verschiedene Briefe aus der Stadt erhalten. Man meldete ihm, Abgesandte von Bretagne und England seien in der Gegend erschienen . . . Kriegsgerüchte seien im Umlauf, der Prinz von Wales schließe um die neue Hauptstadt seinen ehernen Cordon, um durch den Druck eines unbesiegbaren Heeres seinen Schützling von Navarrete zu zwingen, die Kriegskosten zu bezahlen.

Diese Nachrichten betrübten Don Pedro, schlugen ihn aber nicht nieder. Er schickte einen Diener ab, um Mothril zu holen, welcher in das königliche Zimmer in dem Augenblick eintrat, wo sich der Wunsch des Königs kundgab.

„Aissa?" fragte Don Pedro voll Bangigkeit.

„Hoheit, ihre Wunde ist gefährlich, tief; wir werden dieses Opfer nicht retten."

„Abermals ein Unglück! . . . ." rief Don Pedro. „Oh! das wäre zu viel auf einmal . . . Dona Maria verlieren, die mich so sehr liebte, Aissa verlieren, die ich bis zum Wahnsinn liebe, einen erbitterten, un-

versöhnlichen Krieg wiederbeginnen, das ist zu viel. Mothril, zu viel für das Herz eines einzigen Menschen."

Nach diesen Worten zeigte Pedro dem Minister die Meldungen, die er vom Gouverneur von Burgos und von den benachbarten Städten erhalten hatte.

„Mein König," sprach Mothril, „Ihr müßt für einen Augenblick die Liebe vergessen und Euch für den Krieg vorbereiten."

„Der Schatz ist leer."

„Eine Steuer wird ihn füllen . . . unterzeichnet den Befehl, die Steuer zu erheben, die ich Euch vorgeschlagen habe."

„Ich werde es wohl thun müssen .. Kann ich Aissa sehen? . . ."

„Aissa hängt wie eine Blume über dem Abhang. Ein Hauch kann sie in den Tod werfen."

„Hat sie gesprochen?"

„Ja, hoher Herr."

„Was hat sie gesagt?"

„Einige Worte, welche Alles erklären. Es scheint, Dona Maria wollte sie zwingen, sich durch ein Geständniß zu entehren, um sie in Eurer Achtung zu verderben. Das muthige Kind weigerte sich, und Dona Maria hat Aissa niedergestoßen."

„Aissa hat dies gesagt?"

„Sie wird es wiederholen, sobald ihre Kräfte wiederhergestellt sind. Doch ich befürchte, man wird ihre Stimme nie mehr auf der Welt hören."

„Mein Gott!" rief der König.

„Ein einziges Mittel kann sie retten . . . . Eine Ueberlieferung meines Landes verheißt das Leben dem Verwundeten, der in der Nacht, bei den Dünsten des Neumonds, mit seiner Wunde ein gewisses Zauberkraut berührt."

„Dieses Kraut muß man sich verschaffen," sprach der König mit der Wuth des Aberglaubens und der Liebe.

fang seiner Unterredung mit ihr formte er wie weiches Wachs den noch schwebenden Geist des Mädchens.

Da Aissa, als sie den Leichnam von Dona Maria erblickte, laut aufschrie, so stellte sich Mothril, als erfaßte ihn ein unwillkührlicher Schauer, und er warf rasch einen Mantel auf die leblosen Ueberreste der Geliebten des Königs.

Dann, als ihn Aissa erschrocken anschaute, sagte Mothril:

„Armes Kind, danke Gott, der Dich gerettet hat!"

„Mich gerettet?" fragte das Mädchen.

„Von einem gräßlichen Tod, ja, liebes Kind."

„Wer hat mich denn geschlagen?..."

„Diejenige, welche noch Deinen Dolch in der Hand hält."

„Dona Maria! sie, die so gut, so edelmüthig war! unmöglich."

Mothril lächelte mit jenem verächtlichen Mitleid, das immer Eindruck auf die Geister macht, welche von irgend einem großen Interesse erfüllt sind.

„Die Geliebte des Königs edelmüthig und gut gegen Aissa, die der König anbetet!... Du glaubst das nicht, meine Tochter?"

„Aber sie wollte mich entfernen?" versetzte Aissa.

„Nicht wahr, um Dich mit jenem französischen Ritter zu vereinigen?" fragte Mothril mit seinem ruhigen, wohlwollenden Ton.

Aissa erhob sich ganz bleich, als sie so das Geheimniß ihrer Liebe in den Händen eines Mannes sah, der am meisten bei Bekämpfung derselben interessirt war.

„Sei unbesorgt," fuhr der Maure fort, „was Maria wegen der Eifersucht und der Liebe des Königs nicht thun konnte, werde ich thun. Aissa, Du liebst, sagst Du; wohl! ich verspreche Dir, Dich hierin zu unterstützen; wenn nur die Tochter meiner Königin lebt und glücklich lebt, so wünsche ich nichts mehr auf Erden."

Wie versteinert, daß sie Mothril so sprechen hörte, schaute diesen Aissa unabläßig mit Augen an, die noch vom Todesschlaf müde waren.

„Er hintergeht mich," sagte sie zu sich selbst.

Dann an den Leichnam von Dona Maria denkend, wiederholte sie ganz verwirrt:

„Dona Maria ist todt!"

„Höre die Ursache, meine liebe Tochter; der König liebt Dich leidenschaftlich, und er hat es gestern Dona Maria erklärt... Diese ist trunken vor Wuth und Eifersucht in ihre Wohnung zurückgekehrt. Don Pedro beabsichtigte, sich mit Dir durch die Bande der Heirath zu vereinigen, was immer das ehrgeizige Streben von Dona Maria gewesen war... Da verzichtete sie auf das Leben und leerte ihren Ring in die silberne Schale, und um Dich nicht triumphirend und als Königin zurückzulassen, um sich zugleich an Don Pedro und an mir zu rächen, die wir Dich Beide, obwohl unter verschiedenen Titeln, so sehr lieben, nahm sie Deinen Dolch und stieß ihn Dir in den Leib."

„Das muß während meines Schlafes geschehen sein, denn ich kann mich durchaus nicht erinnern; eine Wolke bedeckte mein Gesicht, ich hörte etwas wie dumpfe Schläge und ein unterdrücktes Röcheln... Ich glaube, ich stand auf, fühlte Hände auf den meinigen, und alsbald die zerfleischende Kälte des Stahls."

„Das war die letzte Anstrengung Deiner Feindin, welche neben Dir niederfiel: nur war das Gift stärker für sie, als der Dolch für Dich... Ich fand in Dir einen Lebensfunken, ich fachte ihn an, und hatte das Glück, Dich zu retten."

„Oh! Maria, Maria," murmelte das Mädchen, „Du warst doch so gut!"

„Du sagst das, weil sie Deine Liebe für Agenor von Mauleon begünstigt hat, meine Tochter," erwiederte Mothril ganz leise und mit einem Wohlwollen, das so absichtlich war, um nicht eine dumpfe Wuth zu verber-

gen; Du sagst das, weil sie ihn in Deine Wohnung in Soria gelangen ließ..."

„Ihr wißt es?..."

„Ich weiß Alles... Der König weiß es auch. Maria hat Dich bei Don Pedro entehrt, ehe sie Dich zu ermorden suchte. Doch sie befürchtete, die Verleumdung könnte an der Seele des Königs abgleiten, und er könnte Dir verzeihen, daß Du einem Andern gehört habest; man ist nachsichtig, wenn man liebt!... sie wandte auch den Stahl an, um Dich von der Welt der Lebendigen zu trennen."

„Der König weiß, daß Agenor?..."

„Der König ist wahnsinnig vor Zorn und Liebe... Der König, der schon Haß bestochen hatte, um Dich in's Schloß zu locken, während ich durchaus nichts wußte, der König, sage ich, wartet nur auf Deine Wiedergenesung, um Dich abermals an sich zu locken... Das ist entschuldbar, er liebt Dich."

„Ich werde diesmal sterben," sprach Aissa, „denn meine Hand wird nicht zittern, wird nicht an meinem Busen abgleiten, wie es die von Maria Padilla gethan hat."

„Du sterben! Du, mein Idol! Du, mein angebetetes Kind!" rief der Maure, niederknieend. „Nein, Du wirst leben, sage ich Dir, Du wirst glücklich und meinen Namen auf ewig segnend leben!"

„Ohne Agenor werde ich nicht leben."

„Er hat eine andere Religion als Du, meine Tochter."

„Ich werde seine Religion annehmen."

„Er haßt mich."

„Er wird Euch verzeihen, wenn er Euch nicht mehr zwischen ihm und mir sieht. Was ist übrigens mir daran gelegen? ... Ich liebe und kenne auf der ganzen Welt nur den Gegenstand meiner Liebe."

„Nicht einmal denjenigen, welcher Dich für Deinen Geliebten gerettet hat?" sagte Mothril demüthig mit

inem geheuchelten Schmerz, der das Herz des Mäd-
hens tief rührte. „Du opferst mich auf, während ich
nich der Gefahr, für Dich zu sterben, preisgebe!“

„Wie so?“

„Gewiß, Aissa, Du willst mit Don Agenor leben,
nd ich werde Dich dabei unterstützen.“

„Ihr!“

„Ich, Mothril; ja, Aissa.“

„Ihr hintergeht mich.“

„Warum?“

„Beweist mir Eure Aufrichtigkeit.“

„Das ist leicht... Du fürchtest den König; wohl!
h werde es verhindern, daß Du den König siehst.
Stellt Dich das zufrieden?“

„Nicht ganz.“

„Ich begreife... Du wünschest den Franzosen wieder-
usehen.“

„Vor Allem.“

„Warten wir, bis Du im Stande bist, die Reise
u ertragen, und ich führe Dich zu ihm und übergebe
hm mein Leben.“

„Maria wollte mich auch zu ihm führen.“

„Allerdings, sie hatte ein Interesse, sich Deiner zu
ntledigen, und sie hätte sich gern einen Mord erspart...
s ist an dem Tag, wo man vor dem Gericht Gottes
rscheint, der Mord eine schwere Last.“

Als Mothril diese furchtbaren Worte sprach, ließ
r auf einen Augenblick auf seinem bleichen Gesicht jenes
eiden der Verdammten sehen, welche keine Rast und
eine Hoffnung bei ihren Qualen mehr haben.

„Nun! was werdet Ihr thun?“ fragte Aissa.

„Ich werde Dich verbergen, bis Du geheilt bist,
ann vereinige ich Dich, wie ich Dir gesagt habe, mit
em edlen Herrn von Mauleon.“

„Das ist Alles, was ich verlange, und wenn Ihr
ies thut, werdet Ihr in der That ein göttliches Wesen
ür mich. Aber! der König...“

„Oh! er würde sich mit allen seinen Kräften widersetzen, wenn er unser Vorhaben erführe. . . Mein Tod wäre das beste Mittel... sobald ich gestorben, würdest Du ihm gehören, Aissa."

„Oder ich wäre genöthigt zu sterben."

„Willst Du lieber sterben, als für den Franzosen leben?"

„Nein... oh nein! sprecht! sprecht!"

„Liebes Kind, sollte Dich zufällig Don Pedro sehen, mit Dir sprechen, Dich über Mauleon von Agenor befragen, so mußt Du kühn behaupten, Maria habe gelogen, als sie versichert, Du liebest diesen Franzosen, und besonders, daß Du ihm den Besitz Deiner Liebe gegeben... Auf diese Art wird der König dem Franzosen nicht mehr mißtrauen, er wird unser Benehmen nicht mehr überwachen, er wird uns frei und glücklich machen... Du mußt auch, mein Kind, das ist die Hauptsache, Deine Erinnerungen zurückrufen und sagen, Du findest darin, Dona Maria habe mit Dir gesprochen, ehe sie Dich geschlagen, sie habe Dich überreden wollen, dem König Deine Schande zu gestehen... Du habest Dich dessen geweigert, und dann erst seist Du vom Dolch getroffen worden."

„Ich erinnere mich nicht!" rief Aissa von Furcht erfüllt, wie es jeder redliche, einfache Geist bei der Auseinandersetzung dieser höllischen Theorie von Mothril gewesen wäre; „ich will mich nicht erinnern. Ich will auch nicht meine Liebe für Mauleon verleugnen. Diese Liebe ist mein Licht und meine Religion! sein Name ist der Stern, der mich im Leben leitet!... Stolz, ihm anzugehören, bin ich so weit entfernt, ihn zu verheimlichen, daß ich ihn gern vor allen Königen der Erde laut ausrufen möchte; zählt nicht auf mich für diese Lüge. Spricht Don Pedro mit mir, so werde ich antworten."

Mothril erbleichte. Dieses letzte, dieses schwache Hinderniß vernichtete das Resultat eines Mordes; das

be Widerstreben eines Kindes band an Händen und
n den starken Mann, der eine Welt in seinem Gange
triffen hätte.
Der Maure begriff, daß er nicht auf seinem Willen
en durfte. Er hatte die Arbeit von Sisyphus ge-
... er hatte den Felsen bis zum Gipfel des Ber-
gewälzt; aber der Felsen stürzte abermals herab.
Mothril hatte weder Zeit, noch Kräfte, um wieder
angen.
„Meine Tochter," sagte er, „Du wirst handeln,
s Dir beliebt. Dein Interesse, von Dir gedeutet
Deinem Herzen, nach Deiner Laune, ist mein ein-
Gesetz. Du willst das... ich will es... Antworte
em König nur, was Du willst... Ich weiß wohl,
Dein Geständniß meinen Kopf fallen machen wird,
ich mußte immer Deine Unschuld, Deine Reinheit
yten, ich habe nie eingewilligt, einen Verdacht
Dir schweben zu lassen; mein Kopf bezahle Deinen
t, das heißt Dein Glück... Allah will es... sein
geschehe!"
„Ich kann nicht lügen," sprach Aissa. „Warum
tet Ihr aber, daß der König mich spricht? Ent-
ihn... Das ist leicht; könnt Ihr mich nicht an
einsamen Ort bringen, mich mit einem Worte
gen?... Sind meine Gesundheit, meine Wunde
genügende Vorwände? Hiebei unterstütze ich Euch
durch meine Lage. Lügen, oh! nie! Agenor ver-
en, nie!"
Mothril suchte vergebens die Freude zu verbergen,
die Worte von Aissa in seine Seele brachten...
Aissa abreisen, sie auf einige Zeit den Fragen von
Pedro entziehen, so den Zorn, den Haß, das Be-
... die Erinnerung an Maria schwächen .. einen
t gewinnen, hieß Alles gewinnen... Diese Aus-
uf Rettung bot ihm Aissa selbst... Mothril griff
nd darnach.
„Du willst es, meine Tochter, und wir werden

reisen," sagte er. „Hast Du einen Widerwillen gegen das Schloß Montiel, zu dessen Gouverneur mich der König ernannt hat?"

„Mir ist nur die Gegenwart von Don Pedro zuwider, und ich gehe, wohin Ihr wollt."

Mothril küßte Aissa die Hand und das Kleid, und trug sie sachte bis in das anstoßende Zimmer . . . . Er ließ den Leichnam von Maria wegnehmen rief zwei Frauen seiner Nation, auf deren Treue er sich verlassen konnte, als Wärterinnen zu dem verwundeten Mädchen und befahl ihnen bei ihrem Leben, nicht mit Aissa zu sprechen und es nicht zu dulden, daß irgend Jemand das Wort an sie richte.

Als alle Dinge so geordnet waren, begab er sich zum König, nachdem er zuvor seinem Geist und seinem Gesicht eine Haltung den Umständen gemäß gegeben hatte.

Don Pedro hatte verschiedene Briefe aus der Stadt erhalten. Man meldete ihm, Abgesandte von Bretagne und England seien in der Gegend erschienen . . . Kriegsgerüchte seien im Umlauf, der Prinz von Wales schließe um die neue Hauptstadt seinen ehernen Gordon, um durch den Druck eines unbesiegbaren Heeres seinen Schützling von Navarrete zu zwingen, die Kriegskosten zu bezahlen.

Diese Nachrichten betrübten Don Pedro, schlugen ihn aber nicht nieder. Er schickte einen Diener ab, um Mothril zu holen, welcher in das königliche Zimmer in dem Augenblick eintrat, wo sich der Wunsch des Königs kundgab.

„Aissa?" fragte Don Pedro voll Bangigkeit.

„Hoheit, ihre Wunde ist gefährlich, tief; wir werden dieses Opfer nicht retten."

„Abermals ein Unglück! . . . ." rief Don Pedro. „Oh! das wäre zu viel auf einmal . . . Dona Maria verlieren, die mich so sehr liebte, Aissa verlieren, die ich bis zum Wahnsinn liebe, einen erbitterten, un-

versöhnlichen Krieg wiederbeginnen, das ist zu viel, Mothril, zu viel für das Herz eines einzigen Menschen."

Nach diesen Worten zeigte Pedro dem Minister die Meldungen, die er vom Gouverneur von Burgos und von den benachbarten Städten erhalten hatte.

„Mein König," sprach Mothril, „Ihr müßt für einen Augenblick die Liebe vergessen und Euch für den Krieg vorbereiten."

„Der Schatz ist leer."

„Eine Steuer wird ihn füllen . . . unterzeichnet den Befehl, die Steuer zu erheben, die ich Euch vorgeschlagen habe."

„Ich werde es wohl thun müssen . . Kann ich Aissa sehen? . . ."

„Aissa hängt wie eine Blume über dem Abhang. Ein Hauch kann sie in den Tod werfen."

„Hat sie gesprochen?"

„Ja, hoher Herr."

„Was hat sie gesagt?"

„Einige Worte, welche Alles erklären. Es scheint, Dona Maria wollte sie zwingen, sich durch ein Geständniß zu entehren, um sie in Eurer Achtung zu verderben. Das muthige Kind weigerte sich, und Dona Maria hat Aissa niedergestoßen."

„Aissa hat dies gesagt?"

„Sie wird es wiederholen, sobald ihre Kräfte wiederhergestellt sind. Doch ich befürchte, man wird ihre Stimme nie mehr auf der Welt hören."

„Mein Gott!" rief der König.

„Ein einziges Mittel kann sie retten . . . . Eine Ueberlieferung meines Landes verheißt das Leben dem Verwundeten, der in der Nacht, bei den Dünsten des Neumonds, mit seiner Wunde ein gewisses Zauberkraut berührt."

„Dieses Kraut muß man sich verschaffen," sprach der König mit der Wuth des Aberglaubens und der Liebe.

„Es findet sich nicht in diesem Land, mein
. . . ich habe es nur in Montiel gesehen."
„In Montiel . . . Schicke nach Montiel, Mo
„Ich sagte Euch, hoher Herr, die Wunde
dieses Kraut noch auf seinem Stängel berühren
Oh! das ist ein unfehlbares Mittel! Ich würde
wohl nach Montiel bringen, aber wird sie auch die
aushalten können?"
Don Pedro antwortete:
„Man wird sie so sanft tragen, als sich der
selbst trägt, wenn er auf dem Schwunge seiner
durch die Luft gleitet . . . Sie reise, Mothril, sie
aber Du bleibe bei mir."
„Nur ich, hoher Herr, kann die Zauberformel
rend der Operation sprechen."
„Ich soll also allein bleiben?"
„Nein, Hoheit, denn ist Aissa geheilt, so
Ihr nach Montiel und verlaßt sie nicht mehr."
„Ja, Mothril, ja, Du hast Recht . . . ich
sie nicht mehr verlassen, und so werde ich glücklich
. . . Doch was macht man mit dem Leichnam von
Maria? Ich hoffe, es werden ihm die größten
erwiesen werden?"
„Hoheit, ich habe sagen hören, bei Eurer R
werde dem Leichnam des Selbstmörders das Beg
verweigert: die Kirche darf also nichts von dem
mord von Dona Maria erfahren."
„Niemand darf etwas davon erfahren, Mo
„Aber Eure Diener?"
„Ich werde vor dem versammelten Hofe
Dona Maria sei am Fieber gestorben, und wenn
gesprochen habe, wird Niemand die Stimme erh
„Blinder! Blinder! Narr!" dachte Mothril.
„Du wirst also mit Aissa abreisen, Mothril?"
Don Pedro.
„Noch heute."
„Ich werde für das Leichenbegängniß von

Maria Sorge tragen, das Edict unterzeichnen, einen Aufruf an mein Heer, an meinen Adel ergehen lassen . . den Sturm beschwören."

„Und ich werde mich in Sicherheit bringen!" dachte Rothril.

---

## Sechsundsechzigstes Kapitel.

Wie Agenor erfuhr, daß er zu spät gekommen war.

Agenor ließ die Soldaten, die Officiere, die Liebhaber des Kriegs sich in Entwürfen, Plänen, Strategien verlieren, und verfolgte sein Ziel, welches darin bestand, daß er Aissa, sein theuerstes Gut, wieder auffinden wollte.

Die Liebe fing an bei ihm die Oberhand über den Ehrgeiz, sogar über die Pflicht zu gewinnen; denn ungeduldig, nach Spanien zu gelangen, um Nachricht von Aissa zu erhalten, hatte es der junge Mann, wie wir gesehen, zugegeben, daß die Abgesandten des Königs von Frankreich und der Graf von Laval nach Bordeaux gingen, um das Lösegeld zu bezahlen, das der Connetable selbst in einem Augenblick heldenmäßigen Stolzes bestimmt hatte.

Da dieses Blatt in unserer Geschichte fehlen würde, insofern es in der von Agenor fehlt, wenn wir es nicht durch die Geschichte selbst ersetzten, so sind wir genöthigt, mit zwei Worten zu sagen, daß die Guienne vor Schmerz in dem Tag zitterte, wo der Prinz von Wales, großmüthig wie immer, seinen mit dem Golde von ganz Frankreich losgekauften Gefangenen aus Bordeaux entließ.

Wir fügen bei, daß Bertrand vor Allem
bedacht war, nach Paris zu eilen, um dem Kö
danken. Das Uebrige wird man erfahren, wen
es nicht schon weiß. Wir sind fortan, was den
table betrifft, freimüthige und unparteiische Ge
schreiber.

Agenor und sein getreuer Musaron ritten in
Tagemärschen nach dem Schlosse, wo Don Pedr
zu besitzen gehofft hatte.

Agenor ahnete, daß keine Zeit zu verliere
Er kannte Don Pedro und Mothril zu genau,
an Hoffnungen zu ergötzen.

„Wer weiß," sagte er zu sich selbst, „wer
ob nicht Maria Padilla selbst aus Schwäche, aus
einen Vergleich mit ihrer Würde getroffen hat,
nicht dachte, ein Bündniß mit dem Mauren Mot
der Möglichkeit eines Bruches mit Don Pedro
ziehen, und ob die Favoritin nicht, die Rolle eine
süchtigen Gattin spielend, die Augen für eine
ihres königlichen Liebhabers schließt?"

Diese Gedanken machten das stürmische Bl
Agenor kochen. Er urtheilte nur noch wie ein
liebter, das heißt, er urtheilte ganz unvernünf
allem Anschein eines gesunden Verstandes.

Er gab unter Weges gewaltige Lanzenhiebe,
theilweise auf das Maulthier von Musaron, th
auf den Rückgrath des guten Knappen fielen; d
Resultat war dasselbe: durch den Schlag ersc
erschütterte Musaron sein Maulthier.

Man machte den Weg unter Reden, aus de
das Wesentliche ausziehen wollen, um den Leser
götzen und zu belehren.

„Siehst Du, Musaron," sagte Agenor,
ich nur eine Stunde mit Dona Maria ges
werde ich die ganze Gegenwart kennen und
woran ich mich in Beziehung auf die Zukunft zu
habe."

lber, gnädiger Herr, Ihr werdet gar nichts er-
und am Ende in die Hände dieses mauriſchen
s fallen, der Euch belauert, wie die Spinne ihre

)u wiederholſt immer daſſelbe, Muſaron; hat ein
ne den Werth eines Chriſten?"
in Saracene, wenn er die Dinge im Kopf hat,
Chriſten werth. Das iſt gerade als ob Ihr
würdet: „„Hat eine Frau den Werth eines
?"" Und man ſieht doch alle Tage Männer, welche
uen unterjocht und geſchlagen werden. Wißt Ihr
, gnädiger Herr? Weil die Frauen immer an
ken, was ſie thun wollen, während die Männer
nie das thun, woran ſie denken ſollten."
Was ſchließt Du hieraus?"
)aß Dona Maria durch irgend eine Intrigue
racenen verhindert worden iſt, Euch Aiſſa zu
"
ernach?"
ernach . . . daß Mothril, der es zu verhindern
daß man Euch Eure Geliebte ſchickte, Euch an
)b Seele gut bewaffnet erwartet, daß er Euch
ne fangen wird, wie man es mit den Lerchen
uen Felde macht, daß er Euch tödtet, und daß
ſa nicht bekommen werdet."
enor antwortete nur durch einen Schrei der
ind gab ſeinem Pferd die Sporen.
kam ſo vor das Schloß, deſſen Anblick ihn
ich berührte. Die Oertlichkeiten ſind beredt,
hen eine für auserkohrene Seelen verſtändliche
.
enor betrachtete bei den erſten Strahlen des
das Gebäude, das ſeine ganze Liebe, ſein
Leben enthielt. Während er es betrachtete, ging
m geheimnißvollen, undurchdringlichen Innern,
ßliche Mord, der Triumph von Mothril in Er-

Müde, so viel geritten zu sein, so wenig erf
zu haben, sicher, sich fortan dem, was er suchte, g
über zu befinden, erreichte Agenor, nachdem er
Stunden die Mauern angeschaut hatte, gefolgt
Musaron, ein jenseits des Gebirges liegendes Dör

Hier wohnten, wie wir wissen, einige Ziegenh
Agenor ersuchte sie um eine Lagerstätte, die er
müthig bezahlte. Es gelang ihm, sich ein Perg
und Tinte zu verschaffen, und er ließ durch Mu
einen Brief an Dona Maria schreiben, einen Brie
liebevollen Beklagens, voll von Dankbarkeit, aber
voll von Unruhe und Mißtrauen, ausgedrückt mit
Zartgefühl eines französischen Geistes.

Um des günstigen Erfolges seiner Botschaft si
zu sein, hätte Agenor gern Musaron damit beauft
doch dieser bemerkte ihm, da ihn Mothril kenne, so
er viel mehr Gefahr, als ein einfacher Abgesandter
man aus den Hirten des Gebirges wähle. Agenor
sich in diesen Grund und schickte einen Hirten zu
stellung des Briefes ab.

Er selbst legte sich auf Lämmerfelle neben Mu
nieder und wartete. Doch der Schlaf der Verlieb
wie der der Narren, der Ehrgeizigen und der Diek
unterbricht sich leicht.

Zwei Stunden, nachdem er sich niedergelegt,
Agenor wieder auf den Beinen und spähte von
Abhang des Hügels, von wo aus man ganz klar,
gleich von einer großen Entfernung, das Thor
Schlosses sah, auf die Rückkehr seines Boten.

Man vernehme, was der Brief enthielt.

„Edle, so großmüthige, den Interessen zweier
bender so ergebene Dame, ich bin nach Spanien zu
gekehrt, wie der Hund, der seine Kette schleppt.
Euch, von Aissa keine Nachricht mehr; ich bitte,
terrichtet mich. Ich bin im Dorfe Quebra, wohi

Eure Antwort den Tod oder das Leben bringt. Was ist geschehen? Was darf ich hoffen, oder was muß ich befürchten?"

Der Hirte kam nicht zurück. Plötzlich öffneten sich die Thore des Schlosses, Agenor fühlte sein Herz pochen; aber es war nicht der Ziegenhirte, was herauskam.

Eine lange Reihe von Soldaten, von Frauen und Höflingen erschien, ohne daß man wußte, woher diese kamen, denn der König hatte sich nur mit kleiner Begleitung nach dieser Residenz begeben, mit einem Wort, ein langer Zug folgte einer Sänfte, die einen Todten trug.

Dies ließ sich an den Trauertüchern erkennen, welche die Sänfte umschloßen.

Agenor sagte sich, es sei dies ein unheilvolles Vorzeichen. Kaum hatte er diesen Gedanken vollendet, als sich die Thore wieder schloßen.

„Das sind seltsame Zögerungen," sagte er zu Musaron, der als Zeichen der Unzufriedenheit den Kopf schüttelte. „Gehe und erkundige Dich."

Und er setzte sich auf den Abhang des Hügels, unter staubbedecktes Heidekraut.

Es war keine Viertelstunde verlaufen, als Musaron zurückkehrte und einen Soldaten mit sich brachte, der sich, wie es schien, viel bitten ließ, um zu kommen.

„Ich sage Dir," rief Musaron, „mein Herr wird bezahlen, und freigebig bezahlen."

„Was wird er bezahlen?" fragte Agenor.

„Die Neuigkeit . . ."

„Welche Neuigkeit?"

„Gnädiger Herr, dieser Soldat gehört zu dem Geleite, das den Leichnam nach Burgos führt."

„Um Gotteswillen, welchen Leichnam?"

„Ah! Eure Gnaden, ah! mein lieber Herr, einem Andern als mir hättet Ihr nicht geglaubt, doch ihm

werdet Ihr vielleicht glauben: der Leichnam, den man nach Burgos führt, ist der von Dona Maria Padilla."

Agenor stieß einen Schrei der Verzweiflung aus.

„Es ist wahr," sagte der Soldat, „und ich habe Eile, wieder in meine Reihe im Geleite einzutreten."

„Wehe! wehe!" rief Mauleon; „aber Mothril ist im Schloß?"

„Ah! gnädiger Herr, Mothril ist nach Montiel abgereist."

„Abgereist! er! mit seiner Sänfte?"

„Welche das sterbende Mädchen enthält, ja, gnädiger Herr."

„Das Mädchen, Aissa! sterbend! Ah! Musaron ich bin todt," seufzte der unglückliche Ritter, indem er auf den Boden niederfiel, als ob er wirklich todt wäre was den guten Knappen, der wenig an Ohnmachten von Seiten seines Herrn gewöhnt war, ungemein erschreckte.

„Herr Ritter," sagte der Soldat, „das ist Alles was ich weiß, und ich weiß das nur zufällig. Ich habe heute Nacht das von einem Dolchstoß getroffene Mädchen und die vergiftete Senora Maria aufgehoben."

„Oh! verfluchte Nacht, oh! Unglück, Unglück!" wiederholte der junge Mann halb wahnsinnig. „Hier mein Freund, empfangt diese zehn Gulden, als ob Ihr mir nicht das Unglück meines Lebens verkündigt hättet."

„Ich danke, Herr Ritter, und Gott befohlen," sagte der Soldat und entfernte sich behenden Schrittes durch das Heidekraut.

Musaron hielt seine Hand über die Augen, befragte den Horizont und rief:

„Seht, dort, sehr fern, mein lieber Herr, seht jene Leute, welche mit einer Sänfte durch die Ebene ziehen! Seht Ihr zu Pferde mit seinem weißen Mantel den Saracenen, unsern Feind?"

„Musaron! Musaron!" sprach der Ritter, von der Wuth des Schmerzes wiederbelebt, „steigen wir zu

erde, zerschmettern wir den Elenden, und wenn
ssa sterben soll, so will ich wenigstens ihren letzten
eufzer empfangen."

Musaron erlaubte sich, die Hand auf die Schulter
nes Herrn zu legen, und sprach:

„Man urtheilt nie richtig über ein zu neues Er-
niß. Wir sind zu zwei, sie sind zu zwölf; wir sind
de und sie sind frisch. Ueberdies gehen sie nach
ontiel, wir wissen das, und werden sie in Montiel
holen. Seht, lieber Herr, vor Allem muß man die
schichte, die uns der Soldat nicht zu erzählen im
ande war, gründlich kennen; man muß wissen, war-
Dona Maria durch Gift gestorben, und warum
na Aissa durch einen Dolchstoß verwundet worden ist."

„Du hast Recht, mein getreuer Freund," sagte
enor, „mache aus mir, was Du willst."

„Ich werde einen siegreichen und glücklichen Mann
s Euch machen, gnädiger Herr."

Agenor schüttelte den Kopf voll Verzweiflung.
usaron wußte, daß es kein anderes Mittel für diese
ankheit gab, als eine große körperliche und geistige
fregung. Er führte seinen Herrn in das Lager zu-
k, wo schon die Transtamare getreuen Bretagner
d Spanier sich minder verbargen und lauter ihre
äne zugestanden, seitdem sie unbestimmt Nachricht von
Befreiung von Duguesclin erhalten hatten, und be-
ders seitdem sie von Tag zu Tag ihre Kräfte zu-
hmen sahen.

---

## Fünfundsechzigstes Kapitel.

### Die Pilger.

Einige Stunden von Toledo, auf einem sandigen und von einem Walde verkrüppelter Fichten begränzten Wege ritten Agenor und sein getreuer Knappe Musaron traurig in der Abenddämmerung: sie suchten eine Venta, wo sie ihre müden Glieder niederlegen und einen Hasen, den der Pfeil von Musaron im Lager getroffen, braten lassen könnten.

Plötzlich hörten sie hinter ihnen auf dem Sand eine hastige Bewegung: es war der Galopp eines raschen Maulthieres, das auf seinen kräftigen Flanken einen Pilger trug, dessen Kopf durch einen breitkrämpigen Hut und mehr noch durch einen an der Krämpe des Hutes befestigten Schleier bedeckt war.

Dieser Pilger gab dem Maulthier den Sporn und lenkte es wie ein Mensch, der die ganze Gewandtheit eines vollkommenen Reiters besitzt.

Von einer vortrefflichen Race, flog das Thier mehr als daß es lief auf dem Sande hin, und entfernte sich so rasch aus dem Blick unserer Reisenden, daß sie den Ton der Stimme, welche ihnen ein: Vayan ustedes con Dios (geht mit Gott), zurief, nicht unterscheiden konnten.

Es waren nicht zehn Minuten vorüber, als Musaron ein anderes, dem ersten ähnliches Geräusch vernahm. Er wandte sich um und hatte nur Zeit, das Pferd seines Herrn und das seinige auf die Seite zu lenken, denn vier Reiter jagten wie Blitze heran.

Einer von ihnen, der Vorderste, der Anführer,

trug ein Pilgerkleid ähnlich dem des ersten, den die Reisenden hatten vorüberreiten sehen.

Nur verbarg der kluge Pilger unter diesem Kleid eine Rüstung, sogar das Visir war auf seinem Gesicht befestigt, und trotz der Nacht bot dieses Rittergesicht einen seltsamen Anblick unter einem breitkrämpigen Hut.

Der Unbekannte roch gleichsam an unseren Reisenden, wie es ein Leithund gethan hätte; aber Agenor hatte vorsichtiger Weise sein Helmvisir niedergeschlagen und die Hand an das Schwert gelegt.

Musaron hielt sich im Vertheidigungsstand.

„Mein Herr," sagte in schlechtem Spanisch eine hohle Stimme, welche wie aus einem Schlunde kam, „habt Ihr nicht einen Gefährten vor mir vorüberkommen sehen, einen Pilger, wie ich, der ein schwarzes Maulthier rasch wie der Wind ritt?"

Der Ton dieser Stimme berührte Agenor unangenehm wie eine verworrene Erinnerung. Doch es war seine Pflicht, zu antworten, er that dies höflich und erwiederte ebenfalls spanisch:

„Herr Pilger, oder Herr Ritter, die Person von der Ihr sprecht, ist vor ungefähr zehn Minuten vorübergekommen; sie reitet in der That ein Maulthier, das so schnell ist, daß ihm wenige Pferde in der Welt zu folgen vermöchten."

Musaron glaubte zu bemerken, daß die Stimme von Agenor ein gewisses Erstaunen bei dem Pilger erregte; denn dieser rückte näher heran und sagte mit einem frechen Wesen:

„Diese Auskunft ist mir kostbarer, als Ihr denkt, Ritter; sie wird mir überdies auf eine so freundliche Weise gegeben, daß ich entzückt wäre, die Bekanntschaft desjenigen zu machen, der mir sie gibt . . . . Ich bemerke an Eurem fremden Accent, daß wir Beide vom Norden kommen, und aus diesem Grund müssen wir vertrauter werden. Schlagt also, wenn es Euch beliebt, Euer

Visir auf, damit ich die Ehre habe, Euch bei entblößtem Gesichte zu danken."

„Entblößt Euch selbst, Herr Ritter," entgegnete Mauleon, den diese Stimme und diese Worte immer unangenehmer berührten.

Der Pilger zögerte und wies am Ende die Aufforderung auf eine Weise zurück, welche offenbarte, wie falsch und eigennützig sein Verlangen war.

Und ohne ein Wort beizufügen, machte er seinen Gefährten ein Zeichen und ritt im Galopp auf der Straße fort, der der erste Pilger gefolgt war.

„Das ist ein Unverschämter!" sagte Musaron, als er ihn aus dem Blick verloren hatte.

„Und eine abscheuliche Stimme, Musaron; ich habe sie, wie mir scheint, in schlimmen Augenblicken gehört."

„Ich denke wie Ihr, gnädiger Herr, und wenn unsere Pferde nicht so müde wären, würden wir wohl daran thun, diesem Burschen nachzusetzen: es muß dort etwas Seltsames vorgehen."

„Was ist uns daran gelegen, Musaron?" erwiederte Mauleon wie ein Mensch, der sich um nichts mehr bekümmert. „Wir gehen nach Toledo, wo sich unsere Freunde versammeln sollen. Toledo ist bei Montiel: das ist Alles, was ich weiß, Alles, was ich wissen will."

„In Toledo erhalten wir Nachricht vom Herrn Connetable," sagte Musaron.

„Wahrscheinlich auch von Don Enrique von Transtamare. Wir bekommen Befehle, wir werden Maschinen, Automaten, das einzige Hülfsmittel, der einzige mögliche Trost für Leute, welche, nachdem sie ihre Seele verloren, nicht mehr wissen, was sie im Leben sagen oder thun sollen."

„Nun! nun!" rief Musaron, „es wird immer noch Zeit sein, zu verzweifeln . . . Am letzten Tag der Sieg, wie ein Sprüchwort sagt."

„Oder der Tod . . . . nicht wahr? Du fürchtest Dich, dies beizufügen."

„Ei! gnädiger Herr, man stirbt nur einmal.“

„Glaubst Du, ich habe bange?“

„Oh! Herr, Ihr habt nicht genug bange, und s ist mir ärgerlich.“

So plaudernd, erreichten sie die ersehnte Venta.

Es war ein einsames Haus, wie es in Spanien se providenziellen Zufluchtstätten sind, welche die isenden gegen die Sonne des Tags, gegen die Kälte : Nacht finden, glühend ersehnte Grenzen, häufig überschreitbar wie die Oase der Wüste, weil man r Hunger, Durst und Müdigkeit sterben würde, ehe an eine andere fände.

Als Agenor und Musaron ihre Pferde in den tall gebracht, oder als vielmehr der würdige Knappe ese Sorge allein übernommen hatte, erblickte Agenor der unteren Stube der Venta vor einem hellen Feuer d mitten unter Maulthiertreibern, die in tiefem chlafe lagen, die zwei Pilger, welche, statt mit ein- der zu sprechen, sich gegenseitig den Rücken zu- andten.

„Ah! ich glaubte, sie wären Kameraden,“ sagte genor ganz erstaunt.

Der Pilger mit dem Schleier zog sich tiefer in nen Schatten zurück, als die zwei neuen Reisenden ntraten.

Der Pilger mit dem Visir schien mit unsäglicher eugierde auf den Augenblick zu lauern, wo sich ein inkel des Schleiers seines scheinbaren Gefährten lüften ürde.

Dieser Augenblick kam nicht. Stumm, unbeweglich, chtbar ärgerlich, stellte sich der geheimnißvolle Unbe- annte endlich, um seinen überlästigen Fragen zu ent- ehen, als versänke er in tiefen Schlaf.

Allmälig kehrten die Maulthiertreiber in den Hof rück, um sich in ihre Mäntel gehüllt unter ihren Maulthieren niederzulegen; es blieben beim Feuer nur ch Mauleon, der mit seinem Knappen zu Nacht

gespeist hatte, und die zwei Pilger, welche sich ei
beständig überwachten.

Der Mann mit dem Visir knüpfte das G
mit Mauleon durch ein paar Alltagsentschuldig
über die Art und Weise, wie er ihn auf der
verlassen hatte, an.

Dann fragte er, ob er sich nicht bald i
Zimmer zurückzöge, wo er ohne Zweifel besser s
würde, als auf diesem Fußschemel.

Beständig verlarvt, wollte Agenor beharrlich b
und wäre es nur, um den Unbekannten zu ärger
ihm plötzlich der Gedanke kam, wenn er bliebe,
er nichts erfahren. Der andere Pilger, das wa
ganz klar, schlief nicht. Es würde also etwas zu
den zwei Männern vorgehen, von denen jeder all
bleiben wünschte.

Agenor lebte in einer Zeit und in einem Lan
die Neugierde oft den Neugierigen das Leben ret

Er stellte sich seinerseits, als ob er sich
Zimmer zurückzöge, das ihm der Wirth ange
hatte; doch er blieb hinter der Thüre stehen,
zwar solid und massenhaft, aber dennoch schlecht
zusammengefügt war, daß die Blicke bis an den
dringen konnten.

Er hatte Recht, denn ein seiner Aufmerks
würdiges Schauspiel war ihm vorbehalten.

Als der Pilger mit dem Visir sich mit dem A
den er für eingeschlafen hielt, ganz allein sah, st
auf und machte einige Schritte in der Stube, u
Festigkeit dieses Schlafes zu erproben.

Der eingeschlafene Pilger rührte sich nicht.

Der Mann mit dem Visir näherte sich ihm nu
den Fußspitzen und streckte die Hand aus, un
Schleier aufzuheben, der seine Züge vor dem
verbarg.

Doch ehe er diesen Schleier berührt hatte,

der Pilger aufrecht vor ihm und fragte mit zorniger
Tone:

„Was wollt Ihr? und warum stört Ihr mich i
meinem Schlafe?“

„Der nicht sehr tief ist, Herr Pilger,“ sagte der
Andere mit spöttischem Ton.

„Der aber geachtet werden muß, Herr Neugieriger
mit dem eisernen Gesicht.“

„Ihr habt ohne Zweifel gute Gründe, nicht wissen
zu lassen, ob das Curige von Eisen oder von Fleisch
ist, Herr Pilger.“

„Meine Motive gehen Niemand etwas an, und wenn
ich mich verschleiere, so geschieht es, weil ich nicht ge-
sehen werden will, das ist klar.“

„Mein Herr, ich bin sehr neugierig und werde
Euch sehen,“ sagte spottend der Mann mit dem Visir.

Der Pilger hob sogleich seinen Rock auf, zog einen
langen Dolch hervor und erwiederte:

„Ihr werdet dieses sehen.“

Der Mann mit dem Visir dachte einen Augenblick
nach und schob dann die schweren Riegel der Thüre vor,
hinter der Agenor horchte und sah.

Zu gleicher Zeit öffnete er ein Fenster, das nach
der Straße ging, und ließ durch dieses vier ganz be-
waffnete, ganz bepanzerte Männer ein.

„Ihr seht,“ sagte er zum Pilger, „Ihr seht, Herr,
die Vertheidigung wäre unnütz, und sogar unmöglich.
Wollt also ganz einfach, und um ein Leben zu schonen,
as ich für sehr kostbar halte, mir folgende Fragen be-
antworten.“

Der Pilger zitterte, seinen Dolch in der Hand, vor
Wuth und Ungeduld.

„Seid Ihr Enrique von Transtamare, oder seid
r es nicht?“ fragte der Angreifer.

Bebend erwiederte der Pilger:

„Auf eine solche Frage, in dieser Form und mit
n Präliminarien gethan, darf man nicht antworten,

wenn man derjenige ist, von dem Ihr sprecht, ohne den Tod zu erwarten. Ich werde also mein Leben vertheidigen, denn ich bin wirklich derjenige, dessen Namen Ihr genannt habt."

Und mit einer majestätischen Bewegung entblößte er sein Gesicht.

„Der Prinz!" rief Mauleon hinter der Thüre, die er zerbrechen wollte.

„Er ist es! ich war meiner Sache sicher!" rief der Mann mit dem Visir mit wilder Freude. „Gefährten, wir haben ihn lange genug verfolgt! Von Bordeaux, das ist weit! Oh! steckt Euren Dolch wieder ein, mein Prinz; es handelt sich nicht darum, Euch zu tödten, sondern Euch auf Lösegeld zu setzen. Alle Heilige! wir werden uns billig finden; steckt ein, Prinz, steckt ein!"

Agenor klopfte mit verdoppelten Schlägen an die Thüre, um sie in Stücke zerspringen zu machen; doch das Eichenholz widerstand.

„Geht an diese Thüre, um denjenigen, welcher klopft, im Zaume zu halten, und laßt mich den Prinzen überreden," sagte der Mann mit dem Visir zu seinen Leuten.

„Schuft!" rief Enrique voll Verachtung, „Du willst mich meinem Bruder überliefern."

„Wenn er mehr bezahlt, als Ihr, ja."

„Ich sagte doch, es sei besser, hier zu sterben," rief der Prinz. „Zu Hülfe! zu Hülfe!"

„Ah! gnädigster Herr!" erwiederte der Bandit, „wir werden genöthigt sein, Euch zu tödten: es wird vielleicht weniger für Euren Kopf bezahlt, als wenn ich Eure Person ganz und unversehrt überlieferte, doch man muß sich am Ende begnügen, und wir werden Euren Kopf Don Pedro überbringen."

„Das wollen wir sehen!" rief Agenor, der mit einer äußersten Anstrengung die Thüre zerschmettert hatte und mit wüthenden Hieben über die vier Leute des Räubers herfiel.

„Daraus folgt, daß wir ihn tödten müssen," sagte

ztere, indem er seinen Degen zog, um Enrique
eifen. „Mein Prinz, Ihr habt da einen sehr un-
ten Freund: befehlt ihm doch, ruhig zu bleiben."
ber der Bandit hatte diese Worte nicht beendigt,
n Außen ein dritter Pilger eintrat, den man nicht
ete.
ieser trug weder Larve, noch Schleier. Er glaubte
nug gekleidet, genug bedeckt durch sein Pilger-
. Seine breiten Schultern, seine ungeheuren
sein großer gescheiter Kopf verkündigten einen
en, unerschrockenen Kämpen.
r erschien auf der Thürschwelle und betrachtete
t, ohne Furcht und ohne Zorn, die Zerstörung in
irthsstube.
Man schlägt sich hier," sagte er. „Hollah! Chri-
er hat Recht, oder wer hat Unrecht?"
nd seine männliche, gebieterische Stimme be-
te den Lärmen, wie die des Löwen den Sturm in
chlünden des Atlas beherrscht.
ie Kämpfenden nahmen, als sie nur diese Stimme
eine seltsame Stellung.
er Prinz stieß einen Schrei der Freude und des
ens aus; der Mann mit dem Visir wich voll
en zurück. Musaron rief:
Bei meinem Leben, das ist der Herr Connetable!"
Connetable! Connetable!" rief der Prinz, „herbei,
ill mich ermorden!"
Euch, mein Prinz?" brüllte Dugueselin, indem
Kleid zerriß, um sich freier bewegen zu können,
will Euch ermorden?"
Freunde!" sprach der Räuber zu seinen Gefähr-
wir müssen diese Menschen tödten, oder hier ster-
Wir sind bewaffnet, sie sind es nicht, der Teufel
sie in unsere Hände; statt hunderttausend Gulden
en uns zweimalhunderttausend. Vorwärts!"
lit einer unvergleichlichen Kaltblütigkeit streckte
nnetable, ehe der Räuber seinen Satz vollendet

hatte, den Arm aus; er packte ihn so leicht bei der Gurgel, als ob er es mit einem Lamm zu thun gehabt hätte, schleuderte ihn unter seine Füße und zertrat ihn auf den Platten. Dann entriß er ihm sein Schwert und rief:

„Ich bin nun bewaffnet! wir sind Drei gegen Drei; herbei, Ihr Strauchdiebe!"

„Wir sind verloren," murmelten die Gefährten des Banditen und entflohen durch das noch offene Fenster.

Agenor hob indessen das Visir des niedergeworfenen Räubers auf und rief:

„Caverley! ich hatte es vermuthet."

„Das ist ein giftiges Thier, das man hier zermalmen muß," sprach der Connetable.

„Ich übernehme es," sagte Musaron, bereit, ihm mit seinem Messer den Garaus zu machen.

„Gnade!" murmelte der Räuber, „Gnade! mißbraucht nicht Euren Sieg."

„Ja," sprach der Prinz, indem er Dugueselin mit freudigem Entzücken umarmte, „ja, Gnade. Wir haben Gott, der uns vereinigt, zu viel Dank zu sagen, um uns mit diesem Elenden zu beschäftigen; er lebe und lasse sich anderswo hängen."

Caverley küßte im Erguß seiner Dankbarkeit dem großmüthigen Prinzen die Füße.

„Er entfliehe also!" sagte Dugueselin.

„Hinaus, Bandit," brummte Musaron, und öffnete ihm die Thüre. Caverley ließ sich das nicht zweimal sagen; er lief so leicht weg, daß ihn die Pferde nicht eingeholt hätten, wenn der Prinz anderen Sinnes geworden wäre.

Nachdem man sich gegenseitig Glück gewünscht, besprachen sich der Connetable, der Prinz und Agenor über die Ereignisse des bevorstehenden Krieges.

„Ihr seht," sagte der Connetable, „ich bin pünktlich beim Rendez-vous; ich war auf dem Wege nach To-

ie Ihr es mir in Bordeaux vorgeschrieben. Ihr
also auf Toledo?"
ch habe viel Hoffnung, wenn mir Toledo seine
ffnet," antwortete der Prinz.
ber das ist nicht gwiß;" entgegnete der Conne-
„Seitdem ich unter diesem Gewande reise, näm-
vier Tagen, weiß ich mehr, als ich seit zwei
erfahren hatte. Die Toledaner hatten zu Don
und man wird eine Belagerung unternehmen

eber Connetable, Ihr setzt Euch für mich so vie-
ahren aus!"
heurer Sire, ich habe nur ein Wort. Ich ver-
Ihr sollet in Castilien herrschen; das wird
n, oder ich sterbe. Und dann habe ich eine Ge-
ng zu nehmen. Kaum hattet Ihr mich durch
eistesgegenwart in Bordeaux frei gemacht, als
zehn Tagen den König Karl gesehen und die
wieder erreicht hatte. Seit acht Tagen durch-
ich Spanien auf Eurer Spur, denn Olivier,
ruder, und der Stammler von Vilaines hatten
t erhalten, Ihr seid durch Burgos gekommen,
h nach Toledo zu begeben."
as ist wahr; unter den Mauern von Toledo er-
ch die hohen Officiere meines Heeres. Ich habe
r in Burgos verkleidet."
ie auch, gnädigster Herr, und sie haben mir den
n gegeben. Die Anführer kommen so unbemerkt
um die Wohnungen der Soldaten bereit zu hal-
as Pilgerkleid ist in der Mode, Jeder will heut
eine Pilgerfahrt in Spanien machen. So hatte
chuft Caverley dasselbe Gewand angelegt wie
un aber sind wir vereinigt. Ihr werdet eine
wählen und alle Spanier Eurer Partei zu
ufen; ich rufe alle Ritter und Soldaten aller
Verlieren wir keine Zeit. Don Pedro schwebt
hat seinen besten Rath verloren, Dona Maria,

das einzige Geschöpf, das ihn auf dieser Welt liebt. Benützen wir seine Bestürzung und liefern wir ihm eine Schlacht, ehe er Zeit gehabt hat, sich zu sammeln."

„Dona Maria ist todt!" sagte Enrique; „ist man dessen sicher?"

„Ich bin dessen sicher, denn ich habe ihren Leichnam vorüberziehen sehen," antwortete Agenor traurig.

„Und was macht Don Pedro?"

„Man weiß es nicht. Er hat die arme Frau, sein Opfer, in Burgos beerdigen lassen."

„Verschwunden? Ist das möglich! Ihr sagt, Dona Maria sei sein Opfer; erzählt mir das, Connetable, ich habe seit acht Tagen mit keiner Seele zu sprechen gewagt."

„Hört, was geschehen ist, meine Spione haben mir mitgetheilt: Don Pedro liebte eine Maurin, die Tochter des verfluchten Mothril; Dona Maria vermuthete es; sie entdeckte sogar ein Einverständniß zwischen dem König und der Maurin; außer sich vor Wuth, vergiftete sie sich, nachdem sie zuvor ihrer Nebenbuhlerin das Herz durchbohrt hatte."

„Oh!" rief Agenor, „oh! das ist nicht möglich, Herr ... Das wäre ein so schändliches Verbrechen, ein so schwarzer Verrath, daß die Sonne vor Abscheu zurückgewichen sein müßte."

Der König und der Connetable schauten ganz erstaunt den jungen Mann an, der sich so ausdrückte ... aber sie konnten keine Erklärung von ihm erhalten.

„Verzeiht, hohe Herren," sprach demüthig Agenor, „ich habe ein Geheimniß, ein süßes und zugleich bitteres Geheimniß, das Dona Maria zur Hälfte mit ins Grab nimmt, und dessen andere Hälfte ich gewissenhaft bewahren will."

„Verliebt, armes Kind!" sagte der Connetable.

Agenor antwortete nur:

„Ich bin zu den Befehlen Eurer Herrlichkeiten und bereit, für ihren Dienst zu sterben."

„Ich weiß es," sprach Enrique, „Du bist ein erge-

ener, redlicher Mann, ein verständiger, unermüdlicher Diener, und Du kannst auf meine Dankbarkeit rechnen; doch sage, weißt Du etwas von den Liebesgeschichten von Don Pedro?"

„Ich weiß Alles, hoher Herr, und wenn Ihr mir zu sprechen befehlt . . ."

„Wo kann Don Pedro in diesem Augenblick sein? Das ist es nur, was wir wissen wollen."

„Hohe Herren," sagte Agenor, „wollt mir acht Tage bewilligen, und ich werde Euch mit einer Gewißheit antworten."

„Acht Tage!" versetzte der König. „Was denkt Ihr davon, Connetable?"

„Ich sage, Sire," erwiederte Bertrand, „ich sage, daß wir acht Tage nöthig haben, um unser Heer zu organisiren und die Verstärkung und das Geld von Frankreich zu erwarten. Wir wagen durchaus nichts..."

„Um so mehr," fügte Mauleon bei, „als Ihr, wenn mein Vorhaben gelingt, die wahre Ursache, die wahre Fackel des Krieges, Don Pedro, den ich Euch mit Freuden überliefere, in Eurer Gewalt habt."

„Er hat Recht," sagte der König, „mit der Gefangennehmung von einem von uns Beiden endigt der Krieg in Spanien."

„Oh! nein, Sire!" rief der Connetable: „ich schwöre Euch, daß ich, sollte man Euch gefangen nehmen, das mit Gottes Hülfe nicht geschehen wird, die Bestrafung dieses Ungläubigen Don Pedro, der mit kaltem Blute seine Gefangenen tödten läßt und sich mit den Mauren verbindet, verfolgen würde."

„Hört meinen Willen, Bertrand," entgegnete der Prinz; „kümmert Euch nicht um mich; würde ich gefangen und getödtet, so erobert meinen Leib durch den Sieg und setzt ihn entseelt auf den Thron von Castilien; wenn nur der Bastard, der Verräther, der Mörder, am Fuße dieses Thrones liegt, so erkläre ich mich als glücklich und siegreich."

„Sire, es soll so geschehen," fügte der Connetable bei. „Nun aber wollen wir diesem jungen Mann die Freiheit geben."

„Und wo treffen wir zusammen?" fragte Mauleon.

„Vor Toledo, das wir berennen."

„In acht Tagen?"

„In acht Tagen."

Enrique umarmte zärtlich den jungen Mann, den eine solche Ehre ganz verwirrt machte.

„Laßt mich gewähren," sprach der König, „ich will Euch zeigen, daß es Euch, da Ihr das Mißgeschick getheilt habt, auch gestattet sein soll, das Glück zu theilen."

„Und ich," fügte der Connetable bei, „ich, der ich ihm einen Theil der Freiheit, die ich genieße, zu verdanken habe, ich verspreche ihm, ihn mit allen meinen Kräften an dem Tag zu unterstützen, wo er meinen Beistand verlangen wird, wofür, an welchem Ort, und gegen wen es auch sein mag."

„Oh! edle Herren!" rief Mauleon, „Ihr erfüllt mich mit Freude und Stolz. Zwei mächtige Fürsten behandeln mich so! . . . Ihr stellt für mich Gott selbst auf dieser Erde dar; Ihr öffnet mir den Himmel!"

„Du bist dessen würdig, Mauleon," sagte der Connetable; „brauchst Du Geld?"

„Nein, hoher Herr, nein."

„Der Plan, den Du auszuführen gedenkst, wird Dich aber Schritte kosten; wer weiß? Spenden . . ."

„Hohe Herren," antwortete Mauleon, „erinnert Euch, daß ich eines Tags die Kasse dieses Räubers Caverley genommen habe; sie enthielt das Vermögen eines Königs: das war zu viel, und ich habe sie ohne Bedauern verloren. Seitdem erhielt ich in Frankreich vom König hundert Livres, welche einen ebenso großen Schatz bilden, da er mir genügt."

„Wie gut das gesprochen ist!" murmelte Musaron, Thränen in den Augen, in seinem Winkel.

König hörte es und sagte:
ist Dein Knappe?"
getreuer, ein braver Diener, der mir das
äglich macht, nachdem er es mir mehr als ein-
tet hat," antwortete Mauleon.
soll auch belohnt werden. Höre, Knappe,"
König, indem er von seinem Kleid eine von
en Stoff gestickten Muscheln losmachte, „nimm
an dem Tag, wo es Dir an etwas fehlen
r und den Deinigen, in welcher Generation
nag, wird diese Muschel, in meine Hände
die von einem meiner Nachkommen zurückge-
n Vermögen werth sein; gehe, Knappe, gehe."
ron kniete, das Herz so voll, als ob es seine
sprengen wollte, nieder.
e," sprach der Connetable, „wir wollen nun die
nützen, um den Ort zu erreichen, wo Eure
auf Euch warten: wir haben Unrecht gehabt,
derley weggehen zu lassen. Er ist im Stande,
chen Kräften zu uns zurückzukommen und uns
festzunehmen, und wäre es nur, um uns zu
daß er Geist hat."
waffneten sich und erreichten, auf ihren Muth
räfte vertrauend, einen Wald, wo es schwierig
anzugreifen, unmöglich, ihnen zu folgen.
stieg Agenor zu Boden und nahm Abschied von
mächtigen Beschützern, welche ihm viel Glück
gute Reise wünschten.
ron erwartete die Befehle seines Herrn, um
nach einer der vier Himmelsgegenden zu

hin gehen wir?" fragte er.
h Montiel . . . mein Haß sagt mir, früher
r werden wir Don Pedro dort finden."
Eifersucht ist im Ganzen auch zu etwas nütze,"
saronz „sie läßt mehr Dinge sehen, als es
hen wir nach Montiel."

## Sechsundsechzigstes Kapitel.

### Die Höhle von Montiel.

Und sie ritten rasch von dannen. Agenor erreichte in zwei Tagen das Ziel seiner Sendung und seiner Liebe.

Er kam vor Montiel, unterstützt von Musaron, mit so viel Vorsichtsmaßregeln, daß Niemand sich schmeicheln konnte, sie in der Gegend gesehen zu haben.

Nur hatten sie sich dadurch, daß sie so vorsichtig zu Werke gingen, des Vortheils der Erkundigung beraubt. Wer nicht spricht, kann nichts erfahren.

Als Musaron Montiel wie einen Granitriesen auf einer Unterlage von Felsen sitzen und sein Haupt bis zum Himmel erheben sah, während sich seine Füße im Tajo zu baden schienen, als er beim Mondschein die Spiralen eines ganz mit Gestrüppe besetzten Weges und die Rampen betrachtet hatte, welche so ausgehauen waren, daß aufsteigend Niemand nur auf zwanzig Schritte sehen konnte, während die geringste Schildwache Alles, was heraufkam, zu sehen vermochte, sagte Musaron zu seinem Herrn:

„Das ist das wahre Geierneſt, mein lieber Herr, und wenn die Taube darin eingeschlossen ist, so können wir sie nie hier nehmen."

Montiel war in der That durch nichts Anderes, als durch Aushungern zu erobern, und zwei Männer sind nicht im Stande, eine Festung einzuschließen.

„Die Hauptsache ist," sprach Agenor, „daß wir in Erfahrung bringen, ob Mothril diesen Ort mit Aissa bewohnt, wie es Aissa mitten unter unseren Feinden

ergeht, und wie sich Don Pedro bei dieser ganzen Angelegenheit benimmt."

„Mit Geduld werden wir das erfahren," erwiederte Musaron; „nur haben wir nur noch vier Tage Zeit zur Geduld. Ueberlegt Euch also die Sache wohl."

„Ich werde warten, bis ich Aissa oder Jemand, der mir Kunde von ihr gibt, gesehen habe."

„Dann müssen wir eine Jago machen; doch bedenkt wohl, Herr, während wir bei diesem Schlosse jagen, schleudert uns irgend ein Mothril, ein Hafiz einen Bolzen zu, der uns wie Kröten auf den Stein nagelt. Die Stellung ist gut gewählt."

„Das ist wahr."

„Wir müssen also Mittel gebrauchen, welche geistreicher gewählt sind, als die gewöhnlichen Mittel: was den Umstand betrifft, daß Dona Aissa an diesem Orte sein soll, so glaube ich dies; da ich Mothril kenne, so zweifle ich sogar nicht daran, daß er sie hier eingeschlossen hat. Ob Don Pedro hier ist, werden wir, denke ich, erfahren, wenn wir zwei Tage warten."

„Warum?"

„Weil das Schloß klein ist, wenig Lebensmittel enthält und keine Garnison fassen kann, und weil man, um die für einen so großen König nöthigen Mundvorräthe zu erneuern, oft herauskommen muß."

„Aber wo sich einquartieren?"

„Wir werden nicht fern gehen. Ich sehe von hier aus, was wir brauchen."

„Jene Höhle?"

„Es ist ein Spalt im Felsen: eine Quelle sprudelt daraus hervor, das ist feucht, aber einsam. Niemand kommt dahin, wenn nicht, um zu trinken oder Wasser zu holen. Wir sind darin verborgen und erhaschen den Ersten, der kommt, um ihn durch Versprechungen oder Drohungen reden zu machen. Mittlerweile sind wir im Kühlen."

hatte, den Arm aus; er packte ihn so leicht bei
Gurgel, als ob er es mit einem Lamm zu thun geh
hätte, schleuderte ihn unter seine Füße und zertrat
auf den Platten. Dann entriß er ihm sein Schw
und rief:

„Ich bin nun bewaffnet! wir sind Drei gegen D
herbei, Ihr Strauchdiebe!"

„Wir sind verloren," murmelten die Gefährten
Banditen und entflohen durch das noch offene Fenst

Agenor hob indessen das Visir des niedergeworfe
Räubers auf und rief:

„Caverley! ich hatte es vermuthet."

„Das ist ein giftiges Thier, das man hier zerm
men muß," sprach der Connetable.

„Ich übernehme es," sagte Musaron, bereit,
mit seinem Messer den Garaus zu machen.

„Gnade!" murmelte der Räuber, „Gnade! m
braucht nicht Euren Sieg."

„Ja," sprach der Prinz, indem er Dugueselin
freudigem Entzücken umarmte, „ja, Gnade. Wir ha
Gott, der uns vereinigt, zu viel Dank zu sagen,
uns mit diesem Elenden zu beschäftigen; er lebe
lasse sich anderswo hängen."

Caverley küßte im Erguß seiner Dankbarkeit d
großmüthigen Prinzen die Füße.

„Er entfliehe also!" sagte Dugueselin.

„Hinaus, Bandit," brummte Musaron, und
nete ihm die Thüre. Caverley ließ sich das nicht zw
mal sagen; er lief so leicht weg, daß ihn die Pf
nicht eingeholt hätten, wenn der Prinz anderen Sin
geworden wäre.

Nachdem man sich gegenseitig Glück gewünscht,
sprachen sich der Connetable, der Prinz und Agenor ü
die Ereignisse des bevorstehenden Krieges.

„Ihr seht," sagte der Connetable, „ich bin pün
lich beim Rendez-vous; ich war auf dem Wege nach

, wie Ihr es mir in Bordeaux vorgeschrieben. Ihr
iet also auf Toledo?"
„Ich habe viel Hoffnung, wenn mir Toledo seine
e öffnet," antwortete der Prinz.
„Aber das ist nicht gwiß;" entgegnete der Conne-
. „Seitdem ich unter diesem Gewande reise, näm-
seit vier Tagen, weiß ich mehr, als ich seit zwei
en erfahren hatte. Die Toledaner hatten zu Don
o, und man wird eine Belagerung unternehmen
en."
„Lieber Connetable, Ihr setzt Euch für mich so vie-
Gefahren aus!"
„Theurer Sire, ich habe nur ein Wort. Ich ver-
h. Ihr sollet in Castilien herrschen; das wird
ehen, oder ich sterbe. Und dann habe ich eine Ge-
hnung zu nehmen. Kaum hattet Ihr mich durch
Geistesgegenwart in Bordeaux frei gemacht, als
in zehn Tagen den König Karl gesehen und die
nze wieder erreicht hatte. Seit acht Tagen durch-
dere ich Spanien auf Eurer Spur, denn Olivier,
Bruder, und der Stammler von Vilaines hatten
richt erhalten, Ihr seid durch Burgos gekommen,
Euch nach Toledo zu begeben."
„Das ist wahr; unter den Mauern von Toledo er-
e ich die hohen Officiere meines Heeres. Ich habe
nur in Burgos verkleidet."
„Sie auch, gnädigster Herr, und sie haben mir den
nken gegeben. Die Anführer kommen so unbemerkt
, um die Wohnungen der Soldaten bereit zu hal-
Das Pilgerkleid ist in der Mode. Jeder will heut
age eine Pilgerfahrt in Spanien machen. So hatte
Schuft Caverley dasselbe Gewand angelegt wie
Nun aber sind wir vereinigt. Ihr werdet eine
benz wählen und alle Spanier Eurer Partei zu
rufen; ich rufe alle Ritter und Soldaten aller
er. Verlieren wir keine Zeit. Don Pedro schwebt
; er hat seinen besten Rath verloren, Dona Maria,

das einzige Geschöpf, das ihn auf dieser Welt l
Benützen wir seine Bestürzung und liefern wir ihm
Schlacht, ehe er Zeit gehabt hat, sich zu sammel

„Dona Maria ist todt!" sagte Enrique; „ist
dessen sicher?"

„Ich bin dessen sicher, denn ich habe ihren Leic
vorüberziehen sehen," antwortete Agenor traurig.

„Und was macht Don Pedro?"

„Man weiß es nicht. Er hat die arme Frau,
Opfer, in Burgos beerdigen lassen."

„Verschwunden? Ist das möglich! Ihr sagt,
Maria sei sein Opfer; erzählt mir das, Connetable
habe seit acht Tagen mit keiner Seele zu sprechen gew

„Hört, was geschehen ist, meine Spione habe
mir mitgetheilt: Don Pedro liebte eine Maurin
Tochter des verfluchten Mothril; Dona Maria ve
thete es; sie entdeckte sogar ein Einverständniß zwi
dem König und der Maurin; außer sich vor Wuth,
giftete sie sich, nachdem sie zuvor ihrer Nebenbuh
das Herz durchbohrt hatte."

„Oh!" rief Agenor, „oh! das ist nicht mö
Herr ... Das wäre ein so schändliches Verbrechen
so schwarzer Verrath, daß die Sonne vor Abscheu
rückgewichen sein müßte."

Der König und der Connetable schauten gan
staunt den jungen Mann an, der sich so ausdrückte
aber sie konnten keine Erklärung von ihm erhalten

„Verzeiht, hohe Herren," sprach demüthig Ag
„ich habe ein Geheimniß, ein süßes und zugleich bit
Geheimniß, das Dona Maria zur Hälfte mit ins
nimmt, und dessen andere Hälfte ich gewissenhaf
wahren will."

„Verliebt, armes Kind!" sagte der Connetabl
Agenor antwortete nur:

„Ich bin zu den Befehlen Eurer Herrlichkeiten
bereit, für ihren Dienst zu sterben."

„Ich weiß es," sprach Enrique, „Du bist ein

bener, redlicher Mann, ein verständiger, unermüdlicher Diener, und Du kannst auf meine Dankbarkeit rechnen; doch sage, weißt Du etwas von den Liebesgeschichten von Don Pedro?"

„Ich weiß Alles, hoher Herr, und wenn Ihr mir zu sprechen befehlt . . ."

„Wo kann Don Pedro in diesem Augenblick sein? Das ist es nur, was wir wissen wollen."

„Hohe Herren," sagte Agenor, „wollt mir acht Tage bewilligen, und ich werde Euch mit einer Gewißheit antworten."

„Acht Tage!" versetzte der König. „Was denkt Ihr davon, Connetable?"

„Ich sage, Sire," erwiederte Bertrand, „ich sage, daß wir acht Tage nöthig haben, um unser Heer zu organisiren und die Verstärkung und das Geld von Frankreich zu erwarten. Wir wagen durchaus nichts..."

„Um so mehr," fügte Mauleon bei, „als Ihr, wenn mein Vorhaben gelingt, die wahre Ursache, die wahre Fackel des Krieges, Don Pedro, den ich Euch mit Freuden überliefere, in Eurer Gewalt habt."

„Er hat Recht," sagte der König, „mit der Gefangennehmung von einem von uns Beiden endigt der Krieg in Spanien."

„Oh! nein, Sire!" rief der Connetable; „ich schwöre Euch, daß ich, sollte man Euch gefangen nehmen, was mit Gottes Hülfe nicht geschehen wird, die Bestrafung dieses Ungläubigen Don Pedro, der mit kaltem Blute seine Gefangenen tödten läßt und sich mit den Mauren verbindet, verfolgen würde."

„Hört meinen Willen, Bertrand," entgegnete der Prinz; „kümmert Euch nicht um mich; würde ich gefangen und getödtet, so erobert meinen Leib durch den Sieg und setzt ihn entseelt auf den Thron von Castilien; wenn nur der Bastard, der Verräther, der Mörder, am Fuße dieses Thrones liegt, so erkläre ich mich als glücklich und siegreich."

„Sire, es soll so geschehen," fügte der Connetable bei. „Nun aber wollen wir diesem jungen Mann die Freiheit geben."

„Und wo treffen wir zusammen?" fragte Mauleon.

„Vor Toledo, das wir berennen."

„In acht Tagen?"

„In acht Tagen."

Enrique umarmte zärtlich den jungen Mann, den eine solche Ehre ganz verwirrt machte.

„Laßt mich gewähren," sprach der König, „ich will Euch zeigen, daß es Euch, da Ihr das Mißgeschick getheilt habt, auch gestattet sein soll, das Glück zu theilen."

„Und ich," fügte der Connetable bei, „ich, der ich ihm einen Theil der Freiheit, die ich genieße, zu verdanken habe, ich verspreche ihm, ihn mit allen meinen Kräften an dem Tag zu unterstützen, wo er meinen Beistand verlangen wird, wofür, an welchem Ort, und gegen wen es auch sein mag."

„Oh! edle Herren!" rief Mauleon, „Ihr erfüllt mich mit Freude und Stolz. Zwei mächtige Fürsten behandeln mich so! . . . Ihr stellt für mich Gott selbst auf dieser Erde dar; Ihr öffnet mir den Himmel!"

„Du bist dessen würdig, Mauleon," sagte der Connetable; „brauchst Du Geld?"

„Nein, hoher Herr, nein."

„Der Plan, den Du auszuführen gedenkst, wird Dich aber Schritte kosten; wer weiß? Spenden . . ."

„Hohe Herren," antwortete Mauleon, „erinnert Euch, daß ich eines Tags die Kasse dieses Räubers Caverley genommen habe; sie enthielt das Vermögen eines Königs: das war zu viel, und ich habe sie ohne Bedauern verloren. Seitdem erhielt ich in Frankreich vom König hundert Livres, welche einen ebenso großen Schatz bilden, da er mir genügt."

„Wie gut das gesprochen ist!" murmelte Musaron, Thränen in den Augen, in seinem Winkel.

Der König hörte es und sagte:

„Das ist Dein Knappe?“

„Ein getreuer, ein braver Diener, der mir das Leben erträglich macht, nachdem er es mir mehr als einmal gerettet hat,“ antwortete Mauleon.

„Er soll auch belohnt werden. Höre, Knappe,“ sagte der König, indem er von seinem Kleid eine von den auf den Stoff gestickten Muscheln losmachte, „nimm dies, und an dem Tag, wo es Dir an etwas fehlen wird, Dir und den Deinigen, in welcher Generation es sein mag, wird diese Muschel, in meine Hände oder in die von einem meiner Nachkommen zurückgebracht, ein Vermögen werth sein; gehe, Knappe, gehe.“

Musaron kniete, das Herz so voll, als ob es seine Brust zersprengen wollte, nieder.

„Sire,“ sprach der Connetable, „wir wollen nun die Nacht benützen, um den Ort zu erreichen, wo Eure Officiere auf Euch warten: wir haben Unrecht gehabt, diesen Caverley weggehen zu lassen. Er ist im Stande, mit dreifachen Kräften zu uns zurückzukommen und uns im Ernste festzunehmen, und wäre es nur, um uns zu beweisen, daß er Geist hat.“

Sie waffneten sich und erreichten, auf ihren Muth und ihre Kräfte vertrauend, einen Wald, wo es schwierig wurde, sie anzugreifen, unmöglich, ihnen zu folgen.

Dann stieg Agenor zu Boden und nahm Abschied von seinen zwei mächtigen Beschützern, welche ihm viel Glück und eine gute Reise wünschten.

Musaron erwartete die Befehle seines Herrn, um die Pferde nach einer der vier Himmelsgegenden zu lenken.

„Wohin gehen wir?“ fragte er.

„Nach Montiel . . . mein Haß sagt mir, früher oder später werden wir Don Pedro dort finden.“

„Die Eifersucht ist im Ganzen auch zu etwas nütze,“ sprach Musaron; „sie läßt mehr Dinge sehen, als es gibt. Gehen wir nach Montiel.“

## Sechsundsechzigstes Kapitel.

### Die Höhle von Montiel.

Und sie ritten rasch von dannen. Agenor erreichte in zwei Tagen das Ziel seiner Sendung und seiner Liebe.

Er kam vor Montiel, unterstützt von Musaron, mit so viel Vorsichtsmaßregeln, daß Niemand sich schmeicheln konnte, sie in der Gegend gesehen zu haben.

Nur hatten sie sich dadurch, daß sie so vorsichtig zu Werke gingen, des Vortheils der Erkundigung beraubt. Wer nicht spricht, kann nichts erfahren.

Als Musaron Montiel wie einen Granitriesen auf einer Unterlage von Felsen sitzen und sein Haupt bis zum Himmel erheben sah, während sich seine Füße im Tajo zu baden schienen, als er beim Mondschein die Spiralen eines ganz mit Gestrüppe besetzten Weges und die Rampen betrachtet hatte, welche so ausgehauen waren, daß aufsteigend Niemand nur auf zwanzig Schritte sehen konnte, während die geringste Schildwache Alles, was heraufkam, zu sehen vermochte, sagte Musaron zu seinem Herrn:

„Das ist das wahre Geierneſt, mein lieber Herr, und wenn die Taube darin eingeschlossen ist, so können wir sie nie hier nehmen."

Montiel war in der That durch nichts Anderes, als durch Aushungern zu erobern, und zwei Männer sind nicht im Stande, eine Festung einzuschließen.

„Die Hauptsache ist," sprach Agenor, „daß wir in Erfahrung bringen, ob Mothril diesen Ort mit Aissa bewohnt, wie es Aissa mitten unter unseren Feinden

rgeht, und wie sich Don Pedro bei dieser ganzen Ange-
genheit benimmt."

„Mit Geduld werden wir das erfahren," erwiederte
Rusaron; „nur haben wir nur noch vier Tage Zeit zur
Geduld. Ueberlegt Euch also die Sache wohl."

„Ich werde warten, bis ich Aissa oder Jemand, der
ir Kunde von ihr gibt, gesehen habe."

„Dann müssen wir eine Jago machen; doch be-
nkt wohl, Herr, während wir bei diesem Schlosse jagen,
leudert uns irgend ein Mothril, ein Hafiz einen
olzen zu, der uns wie Kröten auf den Stein nagelt.
ie Stellung ist gut gewählt."

„Das ist wahr."

„Wir müssen also Mittel gebrauchen, welche geist-
icher gewählt sind, als die gewöhnlichen Mittel: was
n Umstand betrifft, daß Dona Aissa an diesem Orte
in soll, so glaube ich dies; da ich Mothril kenne, so
weiß ich sogar nicht daran, daß er sie hier eingeschlossen
ot. Ob Don Pedro hier ist, werden wir, denke ich,
fahren, wenn wir zwei Tage warten."

„Warum?"

„Weil das Schloß klein ist, wenig Lebensmittel ent-
lt und keine Garnison fassen kann, und weil man, um
für einen so großen König nöthigen Mundvorräthe
erneuern, oft herauskommen muß."

„Aber wo sich einquartieren?"

„Wir werden nicht fern gehen. Ich sehe von hier
s, was wir brauchen."

„Jene Höhle?"

„Es ist ein Spalt im Felsen: eine Quelle spru-
lt daraus hervor, das ist feucht, aber einsam. Nie-
and kommt dahin, wenn nicht, um zu trinken oder
Wasser zu holen. Wir sind darin verborgen und er-
aschen den Ersten, der kommt, um ihn durch Ver-
rechungen oder Drohungen reden zu machen. Mitt-
rweile sind wir im Kühlen."

„Du bist ein braver und vernünftiger Geselle, mein Musaron.“

„Oh! glaubt mir, der König Don Pedro hat nicht viele Räthe von meiner Stärke. Nehmt Ihr die Höhle an?“

„Du vergissest zwei Dinge: unsere Nahrung, die wir nicht in dieser Höhle finden werden, und unsere Pferde, welche nicht hinein können.“

„Das ist wahr . . . . . man denkt nicht an Alles. Ich habe den Anfang gefunden, findet Ihr das Ende.“

„Wir tödten unsere Pferde und werfen sie in den Tajo, der da unten fließt.“

„Ja, aber was werden wir essen?“

„Wir lassen denjenigen, welcher auf Mundvorräthe ausgeht, hinaus, und wenn er zurückkehrt, greifen wir ihn an und essen.“

„Bewunderungswürdig!“ rief Musaron. „Nur werden die Leute vom Schloß, wenn sie ihren Lieferanten nicht zurückkommen sehen, Mißtrauen fassen.“

„Was ist daran gelegen, wenn wir die Auskunft haben, die wir brauchen?“

Es wurde beschlossen, die zwei Pläne zu befolgen. Doch in dem Augenblick, wo Agenor sein Pferd mit seinem Streitkolben erschlagen sollte, fühlte er sein Herz schwach werden.

„Armes Thier! es hat mir so gut gedient,“ sagte er.

„Und es dürfte uns noch besser dienen, falls Ihr Dona Aissa von hier entführen solltet,“ fügte Musaron bei.

„Du sprichst wie das Geschick. Ich werde mein armes Pferd nicht tödten; Musaron, zäume es ab und verbirg Sattel und Zeug in der Grotte. Das Thier wird umherschweifen, ohne erkannt zu werden, und in dieser Hinsicht sinnreicher als der Mensch, wird es sich wohl selbst nähren. Sieht man es, so ist das Schlimmste, was ihm und uns begegnen könnte, daß

an es in's Schloß führt. Doch nicht wahr, wir wer-
en immerhin im Stande sein, es zu vertheidigen?"

„Ja, gnädiger Herr."

Musaron zäumte das Pferd ab, nahm das Reitzeug
nd verbarg es im Hintergrunde der Grotte, deren
oden feste Thonerde war, worauf jedoch der gute
napye der Gesundheit wegen Sand, den er in seinem
antel vom Ufer des Tajo holte, und abgeschnittenes
eidekraut aufhäufte.

Das Ende der Nacht verging unter Arbeiten. Der
ag überraschte unsere zwei Abenteurer in ihrer einsamen
uflucht stätte.

Ein seltsames Phänomen traf an ihr Ohr.

Durch die Wendeltreppe, welche vom Fuße des
ügels zum Gipfel des Schlosses hinanstieg, hörte man
e Stimme der Leute, welche auf der Plattform auf
nd abgingen.

Statt einfach aufzusteigen, wie es geschieht, warf
ich die Stimme, an den Wänden dieses Trichters hin-
aufend, zurück, dann sprang sie abermals hervor wie
in Stock aus dem Herzen eines Wasserwirbels.

Dadurch erfolgte, daß Agenor aus dem Grunde der
öhle auf mehr als dreihundert Fuß über seinem Kopf
prechen hörte.

Das erste Festungswerk lag oberhalb der Cisterne.
Bis dahin gelangte Jeder frei; aber die Gegend war so
de und verwüstet, daß sich außer den Leuten des
Schlosses Niemand in dieses Irrsal wagte.

Agenor und Musaron brachten ihren ersten halben
Tag traurig zu. Sie tranken Wasser, denn sie hatten
großen Durst, aber sie konnten nichts essen, obgleich sie
gewaltig Hunger hatten.

Gegen das Ende des Tages stiegen zwei Mauren
vom Schlosse herab. Sie führten einen Esel mit sich,
der die Mundvorräthe tragen sollte, die sie im nächsten,
ungefähr eine Meile entfernten Dorfe zu holen ge-
dachten.

Zu gleicher Zeit kamen vier Sklaven von dem D
mit Krügen, die sie an der Quelle füllen wollten.
Die Mauren des Schlosses und die Sklaven fu
ten ein Gespräch mit einander an, aber der Dia
war so barbarisch, daß unsere zwei Abenteurer n
ein Wort davon auffaßten.
Die Mauren gingen mit den Sklaven nach
Dorfe ab und kehrten zwei Stunden nachher zu
Der Hunger ist ein schlimmer Rathgeber. Mus
wollte diese armen Teufel unbarmherzig tödten, in
Fluß werfen, und dann ihre Mundvorräthe benütze
„Das wäre ein feiger Mord, der dem Gelin
unseres Planes bei Gott schaden würde," sagte Age
„noch eine Kriegslist, Musaron: siehst Du, wie
Weg schmal, wie die Nacht dunkel ist. Der Esel
seinen Körben wird Mühe haben, auf dem Fuß
längs dem Felsen zu gehen. Wir brauchen ihn nu
stoßen, wenn er vorüberkommt, und er rollt den H
hinab. Dann heben wir in der Finsterniß auf,
von den Eßwaaren auf dem Boden übrig bleibt."
„Das ist wahr und das Benehmen eines mensc
freundlichen Ritters, edler Herr," sprach Musaron, „
ich hatte so sehr Hunger, daß ich nicht mehr barmhe
war."
Gesagt, gethan. Die vier Hände der zwei A
teurer gaben dem Esel, als er am Felsen hinstrei
vorüberkam, einen so gewaltigen Stoß, daß er
Gleichgewicht verlor und auf den steilen Abhang stü
Die Mauren stießen Schreie des Zorns aus
schlugen das arme Thier; aber wie sie auch den S
den wieder gut machten, so konnten sie doch die le
Körbe nicht wieder füllen. Sie kehrten daher ganz t
los zurück, der eine nach dem Flecken mit dem gequ
ten Esel, der andere nach dem Schloß mit seinen B
klagen.
Unsere zwei Hungerigen warfen sich indessen nu
in das Gestrüppe und die Felsen, und rafften das B

die getrockneten Weinbeeren und die Schläuche auf. Si
bekamen so mit einem Schlag Mundvorräthe für ach
Tage.

Mit einem so reichlichen Mahl faßten sie wieder
Muth und Hoffnung. Und wir müssen gestehen, sie
hatten das nöthig.

Während zwei weiterer, zum Sterben langer Tage
erblickten unsere aufmerksamen Schildwachen in der That
nichts, hörten sie nichts, als die Stimme von Hassz,
der auf der Plattform umherirrte und seine Sklaverei
beklagte, die Stimme von Mothril, der Befehle gab,
und die Uebungen der Soldaten. Nichts verkündigte,
der König müßte in Montiel sein.

Musaron hatte den Muth, bei Nacht in den nächs-
sten Flecken zu gehen, um sich zu erkundigen; Niemand
konnte ihm eine Antwort geben. Agenor befragte sei-
nerseits und erhielt nicht die geringste Auskunft.

Wenn man zu verzweifeln anfängt, scheint die Zeit
ihre Geschwindigkeit zu verdoppeln.

Die Lage unserer zwei Späher war kritisch; bei
Tag wagten sie es nicht, sich zu zeigen; bei Nacht wag-
n sie es nicht, hinauszugehen, weil Jemand in ihrer
bwesenheit hereinkommen, und dieser Jemand der Kö-
g sein konnte.

Als aber zwei Tage und ein halber abgelaufen wa-
, verlor Agenor zuerst den Muth.

In der Nacht dieses zweiten Tages kam Mauleon
Flecken zurück, wo er seine Börse geleert hatte,
etwas zu erfahren.

Er fand Musaron in seiner Höhle in Verzweiflung
sich die Haare, die er nur spärlich hatte, Hände voll
ufend.

Als er den ehrlichen Diener befragte, erfuhr er von
n, gelangweilt dadurch, daß er so allein in der
e geblieben, sei er eingeschlafen; während seines
fes sei etwas wie ein Cavalier in das Schloß hin-
itten, ohne daß er, Musaron, es habe sehen kön-

nen. Er habe nur die Hufeisen des Pferdes ob
Maulthiers gehört.

„Daß mich dieses Unglück treffen muß!“ r
Knappe.

„Sei nicht trostlos hierüber, es kann ni
König gewesen sein. Die Leute vom Flecken
daß er in Toledo ist; überdies würde er nicht all
ten, und das Geräusch seines Gefolges hätte Di
geweckt. Nein, es ist nicht der König, er wir
nach Montiel kommen. Statt hier unsere Zeit z
lieren, wollen wir geraden Wegs nach Toledo z

„Ihr habt Recht, Herr, wir haben hier k
deres Glück zu erwarten, als daß wir etwa die S
von Dona Aissa hören. Das ist sehr anmuthig
der Gesang des Vogels ist nicht der Vogel selbst
man in Bearn sagt.“

„Rasch ausgeführt, Musaron; nimm das R
der Pferde auf, laß uns hinausgehen und uns a
Weg begeben.“

„Ich werde nicht viel Zeit hiezu brauchen, He
ter; Ihr könnt nicht glauben, wie sehr ich n
dieser Höhle langweilte.“

„Komm,“ sagte Agenor.

In demselben Augenblick und während er a
flüsterte Musaron:

„St! st!“

„Was gibt es?“

„Stille, sage ich Euch, ich höre gehen.“

Agenor kehrte in die Grotte zurück, und M
war so besorgt, es könnte Geräusch entstehen,
seinen Herrn am Faustgelenke an sich zu ziehen

Man vernahm wirklich hastige Tritte auf den
der nach dem Schlosse führte.

Die Nacht war finster, die zwei Franzosen
gen sich im Hintergrunde der Höhle.

Bald erschienen drei Männer vor ihren Aug

gingen vorsichtig und bückten sich unter einem Madro-
io, um von der Citadelle aus nicht gesehen zu werden.
Drei Schritte von der Quelle blieben sie stehen.
Sie hatten alle Drei Bauerntracht, waren aber zu-
gleich mit Axt und Messer bewaffnet.
„Sicherlich ist er diesem Weg gefolgt," sagte der
eine von ihnen, „man sieht hier die Hufeisen seines
Rosses auf dem Sand."
„Wir haben ihn also verfehlt," sprach ein Anderer
mit einem Seufzer. „Beim Teufel! wir haben seit eini-
ger Zeit Unglück."
„Ihr sagt zu sehr auf Hochwild," fügte der Erste bei.
„Lesby, Du urtheilst wie ein Tölpel, der Kapitän
wird es Dir sagen."
„Aber..."
„Schweige... ein Stück Hochwild, das der Jäger
erlegt, ernährt ihn seine vierzehn Tage. Zehn Lerchen
oder ein Hase geben nur ein mageres Mahl."
„Ja, aber man erwischt den Hasen, die Lerche,
selten den Hirsch oder das Wildschwein."
„Es ist eine Thatsache, wir haben ihn kürzlich schön
verfehlt, nicht wahr, Kapitän?"
Derjenige, welchen man so bezeichnete, stieß einen
schweren Seufzer aus.
„Und dann," fuhr der hartnäckige Lesby fort,
warum beständig mit der Fährte und der Beute wech-
seln? Man hält sich an Einen und nimmt ihn."
„Hast Du kürzlich in der Nacht denjenigen, wel-
chem wir von Bordeaux an folgten, in der Venta fest-
genommen?"
„Hört Ihr?" flüsterte Musaron seinem Herrn
in's Ohr.
„Stille!" erwiederte Mauleon, aufmerksam hor-
chend.
Der Mann, den seine Gefährten Kapitän genannt
hatten, richtete sich nun hoch auf und sprach mit ge-
bieterischer Stimme:

„Schweigt Beide und wagt es nicht, meine Befehle auszulegen. Was habe ich Euch versprochen? Zehntausend Gulden Jedem. Wenn Ihr sie nur bekommt, was verlangt Ihr mehr?"

„Nichts, Kapitän, nichts."

„Enrique von Transtamare ist hunderttausend Gulden für Don Pedro werth. Don Pedro ist ebensoviel für Enrique von Transtamare werth. Ich glaubte den Einen fangen zu können, doch ich täuschte mich; ich mußte meine Haut in der Höhle des Löwen lassen, Ihr waret Zeugen hievon; nun gut, da mir der Löwe das Leben gerettet hat, so muß ich ihm wohl seinen Feind fangen. Ich werde ihn fangen. Es ist wahr, ich gedenke ihn nicht umsonst Enrique von Transtamare zu geben, sondern ich werde ihn verkaufen, und das ist ganz dasselbe, wenn er ihn nur hat. Auf diese Art sind wir Alle zufrieden."

Ein Brummen der Einstimmung war die Antwort der zwei Genossen des Redenden.

„Gott soll mir verzeihen, es ist Caverley, den ich hier am Ende meiner Hand halte," sagte Musaron seinem Herrn in's Ohr.

„Stille!" wiederholte Mauleon.

Caverley, er war es, vollendete also sein Glaubensbekenntniß:

„Don Pedro hat Toledo verlassen, er ist in diesem Schloß. Er ist sehr tapfer und hat in Folge einer Vorsichtsmaßregel den Weg allein gemacht. In der Thal, einen Mann allein bemerkt man nie."

„Nein," sagte Lesby, „aber man nimmt ihn gefangen."

„Ah! bei Gott! man kann nicht Alles vorhersehen," erwiederte Caverley. „Bringen wir nun unsern Plan zu Ende; Du, Lesby, kehrst zu Philips zurück, der die Pferde hält; Du, Becker, bleibst hier bei mir. Der König wird das Schloß nicht später als morgen verlassen, da man ihn in Toledo erwartet."

ernach?“ fragte Becker.
enn er vorüberzieht, lauern wir auf ihn. Doch
ſen in einer Hinſicht mißtrauiſch ſein.“
welcher?“
ir wiſſen nicht, ob er nicht toledaniſchen Rei-
fehl gegeben hat, ihm entgegenzukommen, und
eshalb unſer Geſchäft hier abmachen... Höre,
Du, der Du ein feiner Fuchsjäger biſt, finde
n guten Bau in dieſen Felſen, wo wir uns ver-
können.“
apitän, ich höre hier Waſſer... es iſt eine
gewöhnlich graben ſich Quellen ein Bett im
nd Ihr müßt eine Grotte auf dieſer Seite

h! ah! wir ſind verloren! ſie werden hier her-
ten,“ ſagte Muſaron, dem Agenor ſeine Hand
n Knebel auf die Lippen drückte.
eht,“ rief Lesby, „da iſt die Grotte.“
ehr gut,“ ſprach Caverley. „Verlaſſe uns, Les-
re zu Philips zurück und ſei beſorgt, daß die
bei Tagesanbruch hier ſind.“
by entfernte ſich, Caverley und Becker blieben

ieh, was der Geiſt iſt,“ ſagte der Bandit zu
Gefährten; „ich habe das Ausſehen eines Land-
und bin der einzige Politiker, der die Lage der
verſteht. Zwei Männer ſtreiten ſich um einen
man beſeitige den Einen, und der Krieg iſt be-
indem ich thue, was ich thue, handle ich dem
s Chriſt, als Philoſoph, ich erſpare Menſchen-
Ich bin tugendhaft, Becker, ich bin tugendhaft.“
d der Bandit lachte, während er zugleich ſeine
zu dämpfen ſuchte.
orwärts,“ ſagte er endlich, „treten wir in das
... Aufgepaßt, Becker, aufgepaßt!“

## Siebenundsechzigstes Kapitel.

### Wie Caverley seine Börse und Agenor sein Schwert verlor.

Die Oertlichkeit der Grotte war folgendermaßen beschaffen:

Zuerst die Quelle, ein reiner Krystall, der von einem steinernen Gewölbe auf die Kiesel herabfiel, in deren Mitte er sich ein Bett gegraben hatte.

Sodann in der Vertiefung eine gekrümmte Grotte, zu der man auf zwei natürlichen Stufen gelangte.

Diese Höhle war schwarz bei Tag, und man muß die Fähigkeiten des Fuchses haben, um sie bei Nacht zu errathen.

Caverley vermied den senkrechten Fall der Quelle und stieg tappend die Stufen hinauf.

Sinnreicher oder mehr Freund des Comforts, ging Becker nach dem Hintergrund, um Schutz und Wärme zu finden.

Agenor und Musaron hörten sie, fühlten sie, sahen sie beinahe.

Becker wählte sich am Ende einen Platz aus, forderte Caverley auf, ihn nachzuahmen, und sagte:

„Kommt, Kapitän, es ist Platz für zwei."

Caverley ließ sich überreden und trat ein; da er aber nicht ohne Schwierigkeiten ging, wiederholte er mit dem Ton übler Laune:

„Platz für zwei, das ist leicht gesagt."

Und er streckte die Hände aus, um sich nicht an dem steinernen Gewölb oder an den Wänden des Felsen zu stoßen.

Doch zum Unglück traf er das Bein von Musaron, er griff nach demselben und rief Becker zu:

„Becker, ein Leichnam!“

„Nein, bei Gott!“ rief der muthige Musaron, in- m er ihm die Gurgel zusammenpreßte, „es ist ein r lebendiger Mann, der Euch erdrosseln wird, mein raver.“

Niedergeworfen, auf den Boden gedrückt, vermochte verley kein Wort beizufügen. Musaron packte seine iuste und band sie mit dem Gurt von einem der Pferde ammen.

Agenor brauchte nur die Hand auszustrecken, um ffelbe mit Becker zu thun, der halb todt vor aber- ubischem Schrecken auf der Erde lag.

„Nun, mein lieber Kapitän, werden wir ein wenig er das Lösegeld plaudern,“ sagte Musaron. „Merkt hl auf, daß wir die Ueberzahl sind, und daß die ge- gste Geberde oder der geringste Schrei Euch eine enge von Dolchstichen zwischen die Rippen zuziehen rde.“

„Ich werde mich nicht rühren, ich werde nichts gen, aber schont mich,“ murmelte Caverley.

„Es geziemt sich vor Allem, daß wir unsere Vor- htsmaßregeln nehmen,“ sagte Musaron; und er entklei- te Caverley Stück für Stück seiner Angriffs- und rtheidigungswaffen mit der Geschicklichkeit eines Affen, r einen Nußkern ausmacht.

Als diese Arbeit vollendet war, nahm er dasselbe Becker vor.

Sobald er die Waffen weggenommen hatte, ging Musaron an die Bügeltasche über. Seine Finger allein obachteten bei dieser Operation eine gewisse Zartheit; seinem Gewissen regte sich kein Bedenken; wohlge- ickte Gürtel, runde Börsen fielen in die Gewalt von Musaron.

„Du plünderst auch?“ sagte Agenor.

„Gnädiger Herr, ich benehme ihnen die Mittel, zu haden.“

Als der erste Schrecken vorüber war, bat Caverle
um Erlaubniß, einige Bemerkungen machen zu dürfen
„Ihr könnt das, wenn Ihr leise sprechen wollt,“
antwortete Agenor.
„Wer seid Ihr?“ sagte Caverley.
„Ah! das ist eine Frage, mein Lieber, die wir nich
beantworten werden,“ erwiederte Musaron.
„Ihr habt mein Gespräch mit meinen Leuten ge
hört?“
„Ohne ein Wort davon zu verlieren.“
„Teufel! Ihr kennt also meinen Plan?“
„Wie Ihr selbst.“
„Nun! was wollt Ihr mit mir und meinen G
fährten Becker machen?“
„Das ist ganz einfach, wir sind im Dienst v
Don Pedro, wir werden Euch Don Pedro ausliefer
und ihm erzählen, was wir von Euren Absichten geg
ihn wissen.“
„Das ist nicht menschenfreundlich,“ entgegnete Ca
verley, der in der Finsterniß erbleichen mußte. „Do
Pedro ist grausam, er wird mich tausend Qualen er
leiden lassen; tödtet mich sogleich mit einem gut
Stoß ins Herz.“
„Wir morden nicht,“ sprach Mauleon.
„Ja, aber Don Pedro wird mich ermorden,“ sag
Caverley.
Und ein langes Stillschweigen seiner Sieger b
lehrte Caverley, daß er sie überzeugt hatte, da sie ih
nichts mehr zu antworten fanden.
Agenor besann sich.
Die unvermuthete Gegenwart von Caverley hatt
ihm die Anwesenheit von Don Pedro in Montiel ge
offenbart. Dieser Mensch war der Jagdhund mit dem
unfehlbaren Geruch gewesen, der die Beute seines Herr
ausspürt. Der Dienst, den er hiedurch Mauleon geleistet
kam Diesem groß genug vor, um ihn zur Milde zu be

r. Ueberdies war sein Feind entwaffnet, entkleidet,
außer Stand, zu schaden.
Alle diese Betrachtungen stellte auch Musaron seiner-
gau. Er war so sehr mit den Gedanken seines
n vertraut, daß in ihren beiden Geistern gleich-
dieselbe Inspiration entstand.
Doch dieses Stillschweigen benützte Caverley als
chlauer und gewandter Mann.
Er bedachte, daß seit dem Anfang der unangenehmen
redung, die er mit den Unbekannten gehabt, nur
Stimmen gesprochen hatten: indem er umhertappte
sich umwandte, überzeugte er sich, daß die Grotte
ig und ungenügend war, um mehr als vier Men-
aufzunehmen.
Abgesehen von den Waffen, war die Partie also
.
Doch um diese Waffen zu bekommen, hätte er mit
Händen spielen müssen, und seine Hände waren ihm
nden.
Die finstere Vorsehung, welche die Bösewichte be-
t und nichts Anderes ist, als die Schwäche der
hen Leute, diese Vorsehung, sagen wir, kam Caver-
u Hülfe.
„Dieser Caverley," sagte Agenor zu sich selbst,
d mir ungemein lästig sein. An meiner Stelle
e er sich der Verlegenheit durch einen Dolchstoß
chen und meinen Leib in den Tajo werfen; das
n Verfahren, das ich nicht anwenden mag. Er
mir lästig sein, sage ich, wenn ich von hier weg-
n will, und ich will von hier weggehen, sobald
chere Kunde von Don Pedro und Aissa habe."
Nach dieser Betrachtung faßte Mauleon, der rasch
Werke zu gehen pflegte, Caverley beim Arm, fing
hn loszubinden und sagte;
„Meister Caverley, Ihr habt mir, ohne es zu wissen,
Dienst geleistet; ja, Don Pedro würde Euch

tödten, und Ihr sollt nicht so sterben, während es so gute Galgen in England und in Frankreich gibt."

Bei jedem Wort löste der Unkluge einen Knoten.

„Ich schenke Euch die Freiheit," fuhr Mauleon fort, „benützt sie, um zu fliehen, und sucht Euch zu bessern."

Hienach band er den Riemen vollends auf.

Kaum hatte Caverley freie Arme, als er auf Agenor losbrach, ihm seinen Degen zu entreißen suchte und ausrief:

„Mit der Freiheit gebt mir meine Börse wieder."

Schon hielt er das Eisen, schon faßte er den Griff mit seiner Hand fest, um zu stoßen, als ihm Mauleon einen Faustschlag beibrachte, der ihn über die Stufen der Grotte hinab mitten in die Wasserlache schleuderte.

Dem Fisch ähnlich, der, dem Korb des Fischers entgangen, sich abermals von dem Element umgeben fühlt, das ihm Leben gibt, athmete Caverley voll Wonne, sprang aus der Höhle und lief, was er laufen konnte, nach dem Flecken.

„Bei San Jago! Herr," sagte Musaron voll Wuth, „Ihr habt da einen schönen Streich gemacht! Laßt mich ihm nachlaufen, daß ich ihn einhole."

„Ei? warum dies, da ich es ihm freigestellt, zu entrinnen?" entgegnete Agenor.

„Wahnsinn, ungeheurer Wahnsinn! Der Schurke wird uns einen Streich spielen, er wird zurückkommen, er wird sprechen."

„Schweige, Dummkopf," sagte Agenor, indem er Musaron mit dem Ellenbogen stieß, damit dieser nicht in seiner Hitze vor Becker irgend etwas verriethe; „wenn er zurückkommt, überliefern wir ihn Don Pedro, den wir noch diesen Abend in Kenntniß setzen werden."

„Das ist etwas Anderes," brummelte Musaron, der die List begriff.

„Auf, mein Freund, binde auch die Arme dieses ehrlichen Herrn Becker los und sage ihm, wenn Caverley

Lesby und Becker, diese vortrefflichen Ritters-
rgen früh noch in der Gegend seien, so werden
ammt an die Zinne von Montiel gehenkt; denn
ist die Polizei besser beschaffen, als in Frank-

l ich werde das nicht vergessen, meine hohen
rief Becker, trunken vor Dankbarkeit und

dachte nicht daran, sich gegen seine Wohlthäter
en, küßte ihnen die Hand und verschwand leicht
Vogel.
)! Herr, was für Abenteuer!" seufzte Musaron.
)! Herr Knappe," erwiederte Agenor, „wie viel
müßt Ihr noch nehmen, ehe Ihr vollendet
e! Ihr seht nicht, daß dieser Caverley uns Don
tdeckt hat; daß er, da er nicht weiß, wer wir
ubt, wir seien die Wächter von Don Pedro;
lglich die Gegend so schnell als möglich ver-
rd? Kurz, was wollt Ihr mehr? Ihr habt
) und die Waffen."
ädiger Herr, ich habe Unrecht."
tl"
ch, wir wollen auf unserer Hut sein, gnädiger
er Teufel und Caverley sind sehr fein."
ndert Mann vermöchten uns in dieser Grotte
überwältigen," erwiederte Mauleon. „Wir
ier abwechselnd schlafen und Nachrichten von
heuren Geliebten abwarten, da uns der Himmel
chrichten von Don Pedro gegeben hat."
ädiger Herr, ich verzweifle nun an nichts mehr,
n mir Einer sagte: „„Die Senora Aissa wird
men, um Euch in diesem Schlangenneste zu
„" so würde ich es glauben und antworten:
nke für Eure Nachricht, braver Mann.""
diesem Augenblick traf ein entferntes, aber ab-
s, gleichförmiges Geräusch an das geübte Ohr
saron.

„Meiner Treue," sagte er, „Ihr habt Recht; Caverley schlägt einen Galopp an. Ich höre vier Pferde, das schwöre ich Euch . . . Er hat seine Engländer eingeholt, und Alle entfliehen dem Galgen, mit dem Ihr ihnen eine Ehre anthun wolltet . . . Wenn sie indessen nur nicht hierher kommen . . . . Nein, das Geräusch entfernt sich, erlischt . . . . Glückliche Reise, Gott befohlen, bis auf Wiedersehen, Kapitän des Teufels!"

„Ei! Musaron!" rief plötzlich Agenor, „ich habe mein Schwert nicht mehr."

„Der Schurke hat es Euch gestohlen," sagte Musaron; „es ist Schade, eine so gute Klinge!"

„Mit meinem Namen in den Griff eingegraben. Ah! Musaron, der Räuber wird mich erkennen."

„Nicht vor Abend, und am Abend, glaubt mir, wird er schon fern sein. Verfluchter Caverley, er muß doch immer etwas stehlen!"

Am andern Morgen bei Tagesanbruch hörten sie vom Schloß zwei Männer herabkommen, welche lebhaft mit einander sprachen. Diese zwei Männer waren Mothril und der König Don Pedro. Der Letztere führte sein Pferd an der Hand.

Bei diesem Anblick kochte alles Blut von Maulern. Er war im Begriff, sich auf seine Feinde zu stürzen, sie zu erdolchen und so den Kampf zu endigen; doch Musaron hielt ihn zurück.

„Seid Ihr wahnsinnig, gnädiger Herr?" fragte er. Wie! Ihr würdet Mothril tödten, ohne Aissa zu besitzen? . . . Und wer sagt Euch, daß nicht wie bei Navarrete diejenigen, welche Aissa bewachen, Befehl haben, sie zu tödten, wenn Mothril stärbe, oder wenn Ihr ihn zum Gefangenen machtet?"

Agenor schauerte.

„Oh! Du liebst mich wahrhaft," sagte er, „ja, Du liebst mich."

„Ich glaube es, bei Gott! Bildet Ihr Euch etwa ein, es würde mir kein Vergnügen machen, diesen

schuftigen Mauren, der so viel Böses gethan, zu tödten
. . . Ja, ich werde ihn tödten, doch wenn sich eine G
legenheit zeigt, und diese muß gut sein."

Sie sahen im Bereiche ihrer Hand die zwei Ge
genstände ihres gerechten Hasses vorüberkommen un
wurden beinahe von ihnen gestreift, ohne daß sie sich
derselben zu entledigen wagten.

„Das Glück spottet unserer!" rief Agenor.

„Beklagt Euch doch, gnädiger Herr," erwiederte
Musaron, „Ihr, der Ihr, wäre nicht Caverley gekommen,
gestern aufgebrochen wäret, ohne zu wissen, wo sich Don
Pedro befand, ohne Nachrichten von Dona Aissa zu
haben. Doch, stille! hören, wir, was sie sprechen."

„Ich danke," sagte Don Pedro zu seinem Minister,
„ich glaube, sie wird genesen und mich lieben.
Zweifelt nicht daran, hoher Herr. Sie wird genesen,
weil Hafiz und ich nach der Vorschrift die Kräuter sammeln,
von denen Ihr wißt. Dann wird sie Euch lieben, weil ihr
nichts mehr an Eurem Hofe mißfällt . . Doch sprechen
wir von ernsten Gegenständen. Beurkundet, ob die
Nachricht sicher ist. Zehntausend von meinen Lands-
uten sollen sich in Lissabon ausgeschifft haben und im
ajo bis Toledo hinauffahren. Geht nach Toledo, wo
an Euch liebt. Flößt diesen getreuen Vertheidigern
uth ein. An dem Tag, wo Enrique in Spanien sein
rd, bemächtigt Ihr Euch seiner und seines Heeres mit
em Schlag zwischen der Stadt, deren Belagerung er
ernimmt, und dem Heere der Saracenen, Eurer
rbündeten, an dessen Spitze ich mich stelle, sobald
im Angesicht von Toledo sein wird. Hierin ist der
e, der wahre, der unfehlbare Erfolg enthalten."

„Mothril, Du bist ein geschickter Minister; Du bist
ergeben gewesen, was auch geschehen mag."

„Welch ein häßliches Gesicht muß der Maure
en, um freundlich zu scheinen!" sagte Musaron
n Herrn ins Ohr.

„Ehe ich Euch verlasse, um nach dem Schloß zückzukehren, noch einen letzten Rath," sagte Mothr „verweigert dem Prinzen von Wales jede Zahlung, er Partei für Euch ergriffen hat. Diese Engländ sind treulos."

„Ja, und dann fehlt es auch an Geld."

„Ein Grund mehr. Gott befohlen, gnädig Herr, Ihr seid fortan siegreich und glücklich."

„Gott befohlen, Mothril."

Die zwei Abenteurer mußten noch die Qual a stehen, langsam Mothril zurückgehen zu sehen, der, höllisches Lächeln auf den Lippen, das Schloß erreich nach dem Agenor so sehnsüchtig begehrte.

„Gehen wir mit ihm hinauf," sprach der jun Mann; „packen wir ihn lebendig, sagen wir ihm, we er uns Aissa nicht ausliefere, so tödten wir ihn, u er wird sie uns ausliefern."

„Ja, und unter Weges, während wir her steigen, wird er uns mit Felsstücken niederschmette und dann sind wir weit vorgerückt. Geduld, sage Euch, Gott ist gut!"

„Nun! da Du Dich gegen Alles für Mothril w gerst, so schlage wenigstens die Gelegenheit nicht a die sich bei Don Pedro bietet. Er reitet allein we wir sind zu zwei, nehmen wir ihn fest und tödten ihn, wenn er Widerstand leistet, und wenn er ni Widerstand leistet, führen wir ihn zu Don Enrique v Transtamare, um ihm zu beweisen, daß wir ihn funden haben."

„Ein vortrefflicher Gedanke!" rief Musaron.

Sie warteten, bis Mothril die Plattform d Schlosses erreicht hatte, dann wagten sie es, aus ihre Loch herauszutreten.

Als sie ihre Blicke in die Ebene tauchten, sahen Don Pedro an der Spitze von wenigstens vierzig Be waffneten friedlich seines Weges gegen Toledo ziehen

„Ah! bei Gott! wir waren sehr albern... verzeiht, gnädiger Herr, sehr leichtgläubig," sagte Musaron. „Mothril hätte den König nicht so allein ziehen lassen, Wachen sind ihm vom Flecken entgegengekommen."

„Durch wen benachrichtigt?"

„Ei! durch die Mauren gestern Abend, oder auch durch ein Signal vom Schloß."

„Das ist richtig: wir wollen nur noch daran denken, Aissa zu sehen, wenn es möglich ist, oder zu Don Enrique zurückzukehren!"

---

## Achtundsechzigstes Kapitel.

### Hafiz.

Die erwartete Gelegenheit bot sich den ganzen Tag nicht.

Niemand kam aus dem Schloß, außer den Lieferanten.

Es erschien auch ein Bote, doch das Horn des Schloßvogts signalisirte seine Ankunft, und unsere Abenteurer hielten es nicht für klug, ihn aufzuhalten.

Am Abend, da Alles schweigsam wird, da die Geräusche, welche vom Fluß zum Gebirg aufsteigen, selbst umhüllt, gedämpft erscheinen, da der Himmel am Horizont erbleicht, und der Felsen minder frisch erscheint, hörten unsere beiden Freunde ein belebtes Gespräch zwischen zwei ihnen bekannten Stimmen.

Mothril und Hafiz stritten sich, während sie von

der Plattform des Schlosses zu dem Fußpfad herabstiegen, der nach den Thore ausmündete.

„Herr," sagte Hafiz, „Du hast mich einschließen lassen, als der König da war, und Du versprachst mir, mich ihm vorzustellen; Du versprachst mir auch viel Geld. Ich langweile mich bei diesem Mädchen, das Du mich zu hüten zwingst, ich will in den Krieg ziehen mit unsern Landsleuten, die von der Heimath kommen und in diesem Augenblick auf Schiffen mit weißen Segeln den Tajo hinaufsahren. Bezahle mich also geschwinde, Herr, damit ich zum König gehen kann."

„Du willst mich verlassen, mein Sohn?" sagte Mothril; „bin ich ein schlimmer Herr gegen Dich?"

„Nein, aber ich will gar keinen Herrn mehr."

„Ich kann Dich zurückhalten, denn ich liebe Dich."

„Ich, ich liebe Dich nicht. Du hast mich finstere Handlungen vollbringen lassen, welche meinen Schlaf mit gräßlichen Träumen bevölkern; ich bin zu jung, um mich zu einem solchen Leben zu entschließen. Bezahle mich und laß mich frei, oder ich werde Einen finden, dem ich Alles sage."

„Dann hast Du Recht," antwortete Mothril; „steigt wieder in's Schloß hinauf, und ich werde Dich auf der Stelle bezahlen."

Als sie herabstiegen, ging Hafiz hinten und Mothril vorn. Der Weg war so schmal, daß, um hinaufzusteigen, Hafiz vorn und Mothril hinten sein mußte.

Die Nachteule fing an in den Höhlen der Steine zu singen; die bläuliche Tinte folgte an den Wänden des Sees auf die purpurne Färbung.

Plötzlich durchdrang ein furchtbarer Schrei, ein gräßlicher Fluch die Lüfte, und etwas Schweres, Kraftloses, Blutiges fiel platt vor die Höhle, in der unsere zwei Freunde aufmerksam horchten.

Sie antworteten durch einen Schrei des Schreckens auf den Ruf des Sterbenden.

Die Nachtvögel entflatterten scheu aus dem Schooße der Felsspalten und selbst die Insecten entflohen erschrocken aus ihren Schlupfwinkeln.

Bald erreichte eine Blutlache das Wasser der Cisterne und röthete dieses.

Bleich und zitternd, streckte Agenor den Kopf aus seinem Versteck und der fahle Kopf von Musaron schmiegte sich an den seines Herrn an.

„Hafiz!“ riefen Beide, als sie drei Schritte von sich den unbeweglichen, zerrissenen Leichnam des Gefährten von Gildaz erkannten.

„Armes Kind!“ murmelte Musaron, der aus dem Loch hervortrat, um ihm Hülfe zu leisten, wenn es noch Zeit wäre.

Schon breiteten sich die Schatten des Todes über diesem bronzenen Gesicht aus; übermäßig erweitert, trübten sich die Augen; ein schwerer Athem, vermischt mit Blut, kam mühsam aus der gequetschten Brust des Mauren.

Er erkannte Musaron, er erkannte Agenor, und seine Züge drückten einen abergläubischen Schrecken aus.

Der Elende glaubte in der That rächende Schatten zu sehen.

Musaron hob seinen Kopf auf, Agenor brachte ihm frisches Wasser, um seine Stirne und seine Wunden zu waschen.

„Der Franzose! der Franzose!“ sagte Hafiz gierig trinkend: „Allah! verzeihe mir.“

„Komm mit uns, armer Kleiner, wir werden Dich heilen,“ sagte Agenor.

„Nein, ich bin todt, todt wie Gildaz,“ murmelte der Saracene, „todt, wie ich es verdient habe, todt durch Mörders Hand. Mothril hat mich oben vom Geländer des Schlosses herabgestürzt.“

Eine Bewegung des Grauens von Mauleon entging dem Sterbenden nicht.

„Franzose," sagte er, „ich habe Dich gehaßt, doc
heute höre ich auf Dich zu hassen, denn Du kann
mich rächen... Aissa liebt Dich beständig... Don
Maria beschützte Dich auch. Mothril hat Maria ver
giftet, er hat die Ohnmacht von Aissa benützt, un
ihr einen Dolchstoß zu versetzen. Sage dies dem Köni
Don Pedro, sage es ihm geschwinde, aber rette Aissa
wenn Du kannst. Denn in vierzehn Tagen, wenn Do
Pedro in's Schloß zurückkehrt, muß ihm Mothril Aiss
durch einen Zaubertrank eingeschläfert überliefern... Ic
habe Dir Böses zugefügt, doch ich thue Dir nun Gu
tes; verzeihe mir und räche mich. Allah!"

Er fiel erschöpft zurück, wandte die Augen mi
einer schmerzlichen Anstrengung gegen das Schloß, un
es zu verfluchen, und verschied.

Während einer Viertelstunde gelang es den beide
Freunden nicht, ihre Gedanken wiederzufinden, Kalt
blütigkeit zu gewinnen.

Dieser abscheuliche Tod, diese Offenbarungen, die
Drohungen für die Zukunft hatten sie mit einer unsäg
lichen Bangigkeit erfüllt.

Agenor stand zuerst auf und sprach:

„In vierzehn Tagen haben wir Ruhe; in vierzeh
Tagen werden wir, Don Pedro, Mothril, oder ic
todt sein. Komm, Musaron, laß uns in's Lager vo
Enrique ziehen, um ihm Rechenschaft von der Sendun
abzulegen, mit der er mich beauftragt hatte. Doch be
eilen wir uns; suche unsere Pferde in der Ebene."

Obgleich Musaron ganz wankte, gelang es ihm
doch, die Pferde zu finden, welche übrigens auf seinen
Ruf herbeikamen.

Er sattelte und zäumte sie, schwang sich leicht in
den Sattel und schlug den Weg nach Toledo ein, auf
dem ihm sein Herr voranritt.

Als sie in der Ebene waren und das unheimliche
Schloß im Profil schwarz von dem blaugrauen Grund

des Himmels sich abhob, rief Agenor mit schallender Stimme, indem er seine Faust nach den Fenstern des Schlosses ausstreckte:

„Mothril! Mothril! auf Wiedersehen! Meine Liebe, bald sehe ich Dich wieder."

---

## Neunundsechzigstes Kapitel.

### Vorbereitungen.

Das Pulver entzündet sich nicht schneller, als sich die Empörung in den Staaten von Don Pedro entzündete.

Aus Furcht, von den benachbarten Königreichen überfallen und überwältigt zu werden, erklärten sich die Einwohner beider Castilien der Mehrzahl nach zu Gunsten von Don Enrique, sobald ein von ihm ausgegangenes Manifest Spanien verkündete, er sei mit einem Heer zurückgekehrt, und dieses Heer werde vom Connetable Bertrand Duguesclin befehligt.

In wenigen Tagen waren die Straßen bedeckt von Glückssoldaten, von ergebenen Bürgern, von Mönchen aller Orden und von Bretagnern, welche gen Toledo wanderten.

Aber Pedro getreu, wie es Bertrand vorhergesehen, schloß Toledo seine Thore, befestigte seine Mauern und wartete die Ereignisse ab.

Enrique verlor keine Zeit. Er berannte die Stadt und begann eine regelmäßige Belagerung. Dieser feind-

selige Zustand unterstützte ihn vortrefflich, denn er gab seinen Verbündeten Zeit, sich unter seine Fahnen zu schaaren.

Andererseits vervielfältigte sich Don Pedro. Er schickte Eilboten auf Eilboten an den König von Granada, an den König von Portugal und an den König von Aragonien und Navarra, seine alten Freunde.

Er unterhandelte mit dem Prinzen von Wales, der in Bordeaux krank, ein wenig von seiner Thatkraft für den Krieg verloren zu haben schien und sich durch die Ruhe für den grausamen Tod vorbereitete, der ihn jung einer glorreichen Zukunft entriß.

Die von Mothril angekündigten Saracenen landeten in Lissabon. Sie machten einige Rasttage, um sich zu erholen, und fuhren dann mit Schiffen, die ihnen der König von Portugal lieferte, den Tajo hinauf, wobei ihnen dreitausend an Don Pedro von seinem Verbündeten von Portugal überschickte Pferde vorangingen.

Enrique hatte die Städte von Galizien und Leon für sich; ein gleichartiges Heer, von dem fünftausend von Olivier Dugueselin befehligte Bretagner den mächtigen Kern bildeten.

Er wartete nur noch auf sichere Nachrichten von Mauleon, als dieser mit seinem Knappen in's Lager zurückkehrte und erzählte, was er gethan und gesehen hatte.

Der König und Bertrand horchten mit tiefem Stillschweigen.

„Wie!" sagte der Connetable, „Mothril ist nicht mit Don Pedro aufgebrochen?"

„Er erwartet die Ankunft der Saracenen, um sich an ihre Spitze zu stellen."

„Man kann hundert Mann abschicken, um zuerst ihn in Montiel zu packen," sprach Bertrand. „Agenor soll den Zug befehligen, und da ich annehme, daß er keine starke Gründe hat, um diesen Mothril zu lieben, so

ird er einen hohen Galgen am Ufer des Tajo errichten
nd an diesen Galgen den Saracenen, den Mörder,
en Verräther hängen."

„Edler Herr," erwiederte Agenor, „Ihr seid so gut
ewesen, mir Eure Freundschaft, Eure Unterstützung zu
ersprechen. Weist mich heute nicht zurück: ich bitte,
ßt den Saracenen Mothril ruhig und ohne Mißtrauen
n Schloß Montiel leben."

„Warum? es ist ein Nest, das man zerstören
uß."

„Edler Herr Connetable, es ist ein Ort, den ich
enne und dessen Nützlichkeit Euch die Zukunft beweisen
ird. Ihr wißt, daß man, wenn man den Fuchs über-
ältigen will, sich den Anschein gibt, als bemerkte man
in Versteck nicht, und daran vorübergeht, ohne es an-
uschauen, sonst verläßt er es und kehrt nie mehr dahin
urück."

„Hernach, Ritter?"

„Edler Herr, laßt Mothril und Don Pedro glauben,
ie seien im Schloß Montiel unbekannt und unverletzlich;
er weiß, ob wir sie später dort nicht Beide mit einem
letzzug fangen werden?"

„Agenor," sprach der König, „das ist nicht Dein
inziger Grund?"

„Nein, Sire, und ich habe nie gelogen, nein, es
t nicht mein einziger Grund. Der wahre Grund ist
er, daß das Schloß einen Freund von mir enthält,
inen Freund, den Mothril tödten lassen wird, wenn
nan ihn zu eng einschließt."

„Sage es doch!" rief Bertrand, „und glaube nie,
nan zögere, Dir zu bewilligen, was Du wünschest."

Nach dieser Unterredung, welche Mauleon über das
Schicksal von Aissa beruhigte, betrieben die Anführer des
Heeres kräftig die Belagerung von Toledo.

Die Einwohner vertheidigten sich so gut, daß dies
der Herd vieler Waffenthaten wurde, und daß Viele

von den ausgezeichnetsten und geübtesten Belagerer
den Scharmützeln oder Ausfällen den Tod fanden,
schwere Wunden erhielten.

Doch diese Kämpfe ohne Erfolg waren nur
Vorspiel eines allgemeinen Treffens, wie die Blitz
das Zusammenstoßen der Wolken das Vorspiel
Sturmes sind.

---

## Siebzigstes Kapitel.

### Der Grausame.

Don Pedro hatte in Toledo, einer Stadt, w
sich mit ihren zahlreichen Mitteln gut vertheidigen
alle seine Angelegenheiten mit seinen Unterthanen
seinen Verbündeten geordnet.

Die Toledaner hatten in dieser endlosen Rei
folge von Bürgerkriegen von einer Partei zur an
geschwankt; es war die Aufgabe, einen morali
Schlag bei ihnen zu thun, der sie auf ewig mit
Sache des Siegers von Navarrete verbinden sollte.

Dies war der schönste Titel von Don Pedro.
der That, wenn die Toledaner ihren Fürsten die
nicht unterstützten und er bei der ersten Schlacht Si
blieb wie bei der letzten, so war es um Toledo
immer geschehen; Don Pedro würde nicht verzeihe

Der schlaue Mann wußte wohl, daß die Bew
rung einer großen Stadt keine andere Impulse ka
den Hunger und die Habgier.

Mothril wiederholte es ihm jeden Tag. Man mußte also die Toledaner ernähren und ihnen Hoffnung auf reiche Beute machen.

Es gelang Don Pedro nicht, beide Resultate zu erreichen.

Er versprach viel für die Zukunft, doch er hielt nichts für die Gegenwart.

Als die Toledaner bemerkten, daß es an Lebensmitteln auf dem Markt fehlte, daß die Speicher leer waren, fingen sie an zu murren.

Ein Bündniß von zwanzig reichen, dem Grafen von Transtamare ergebenen, oder nur von einem Geist der Opposition beseelten Privatleuten brachte dieses Gemurre und die böse Stimmung der Stadt in Gährung.

Don Pedro fragte Mothril um Rath, und der Maure antwortete ihm:

„Diese Leute werden Euch den schlimmen Streich spielen, während Ihr schlaft, ein Thor der Stadt Eurem Mitbewerber zu öffnen. Zehntausend Mann werden eindringen, Euch gefangen nehmen, und der Krieg ist beendigt."

„Was ist zu thun?"

„Etwas ganz Einfaches. Man nennt Euch in Spanien Don Pedro den Grausamen."

„Ich weiß es, und ich verdiene diesen Titel nur durch etwas energische Akte der Gerechtigkeit."

„Ich bestreite das nicht . . . doch wenn Ihr diesen Namen verdient habt, so dürft Ihr Euch nicht fürchten, ihn abermals zu verdienen; habt Ihr ihn nicht verdient, so beeilt Euch, ihn durch irgend eine gute Execution zu rechtfertigen, welche die Toledaner von der Stärke Eures Armes unterrichten soll."

„Es sei," sagte der König. „Ich werde noch in dieser Nacht handeln."

Don Pedro ließ in der That die von uns erwähnten

Unzufriedenen bezeichnen; er erkundigte sich nach ihrem Aufenthaltsort und ihren Gewohnheiten. Mit hundert Soldaten, die er in Person befehligte, sprengte er sodann die Thüren des Hauses von jedem der Meuterer und ließ sie erwürgen.

Ihre Leichname wurden in den Tajo geworfen. Ein wenig nächtlicher Lärmen, viel sorgfältig abgewaschenes Blut, dies war es, wodurch die Toledaner erfuhren, was der König unter den Worten „Gerechtigkeit üben und die Stadt verwalten" verstand.

Sie murrten nicht mehr und fingen an mit viel Begeisterung zuerst ihre Pferde zu verspeisen.

Der König wünschte ihnen Glück dazu und sprach: „Ihr braucht keine Pferde in der Stadt. Die Ritte sind nicht mehr lang, und was die Ausfälle auf die Belagerer betrifft, so werden wir sie zu Fuß machen."

Nach ihren Pferden sahen sich die Toledaner genöthigt, ihre Maulthiere zu verzehren. Das ist für den Spanier eine harte Nothwendigkeit. Das Maulthier ist ein nationales Thier, und man betrachtet es beinahe wie einen Landsmann. Wohl opfert man die Pferde bei den Stiergefechten; aber man beauftragt die Maulthiere, Pferde und Stiere, die einander getödtet, von der Arena wegzuschaffen.

Die Toledaner verspeisten also seufzend die Maulthiere.

Enrique von Transtamare ließ sie machen.

Dieses Hinschlachten der Maulthiere stachelte die Energie der Belagerer, und sie fielen aus, um Lebensmittel zu suchen; doch der Stammler von Vilaines und Olivier von Mauny, welche ihre bretagnischen Pferde nicht gegessen hatten, schlugen sie so grausam, daß sie in ihren Wällen zu bleiben genöthigt waren.

Don Pedro gab ihnen einen neuen Gedanken ein.

n, das Futter zu freſſen, das die Pferde und die
Lastthiere nicht mehr fraßen, inſofern ſie todt waren.

Dies währte acht Tage, wonach man ſich um etwas
anderes bekümmern mußte.

Die Umſtände waren aber nicht vortheilhaft.

Aergerlich darüber, daß er die Geldſumme nicht
hielt, die ihm Don Pedro ſchuldig war, ſchickte der
rinz von Wales drei Abgeordnete nach Toledo, um
e Rechnung der Kriegskoſten zu überreichen.

Don Pedro fragte Mothril über dieſe neue Ver-
genheit um Rath, und dieſer antwortete:

„Die Chriſten lieben ungemein das Gepränge der
eremonien und die öffentlichen Feſte; zur Zeit, wo wir
ch Stiere beſaßen, hätte ich Euch gerathen, Ihr
ltet ein glänzendes Stiergefecht geben; doch wir haben
ine mehr, und man muß auf einen Erſatz dafür be-
acht ſein."

„Sprecht, ſprecht."

„Die Abgeordneten verlangen Geld von Euch. Ganz
oledo erwartet Eure Antwort: weigert Ihr Euch, ſo
gt Ihr damit, Eure Caſſen ſeien leer, und Ihr könnet
f nichts mehr rechnen."

„Aber ich kann nicht bezahlen, da ich nichts
abe."

„Ich weiß es wohl, Hoheit, ich, der ich die Fi-
anzen verwalte; doch in Ermangelung von Geld muß
an Geiſt haben. Ihr fordert die Abgeordneten auf,
it großem Gepränge nach der Kathedrale zu ziehen.
ort, in Gegenwart von allem Volk, das ſehr entzückt
ein wird, Eure königlichen Gewänder, das Gold und
e Edelſteine der prieſterlichen Ornamente, den Reich-
hum der Rüſtungen und die hundert und fünfzig Pferde
u ſehen, welche als Muſter der ſeltſamen Thiere, deren
Race verloren gegangen iſt, übrig ſind, dort, ſage ich,
precht Ihr:

„„Meine edlen Herren Abgeordneten, habt Ihr
Vollmacht, um mit mir zu unterhandeln?""

„„Ja,““ werden sie antworten, „„wir ve
Hoheit den Prinzen von Wales, unsern a
Herrn.““

„„Nun!““ sprecht Ihr, „„Ihr verla
die Geldsumme, die ich der Verabredung ge
sollte?““

„„Ja,““ werden sie antworten.“

„„Ich leugne die Schuld nicht,““ sag
Fürst. „„Nur war ich mit seiner Hoheit
eingekommen, daß ich für die schuldige
Schutz, das Bündniß und die Mitwirkung d
haben sollte.““

„Aber ich habe das gehabt,“ rief Do

„Ja, aber Ihr habt es nicht mehr, u
Gefahr, das Gegentheil zu haben . . Das
Ihr vor Allem von ihnen erhalten müßt,
lität: in Betracht, daß Ihr, wenn Ihr m
Enrique von Transtamare und die Bretag
vom Connetable, Euren Vetter den Prinze
und zwanzigtausend Engländer zu bekämpfe
loren seid, mein Fürst, und die Engländ
händig mit Eurer Hinterlassenschaft bezahl

„Sie werden sich weigern, Mothril, d
bezahlen kann.“

„Wenn sie etwas zu verweigern hätten,
geschehen. Aber die Christen sind zu eit
ander zu gestehen, sie seien hintergangen
Prinz von Wales würde lieber Alles ve
Ihr ihm schuldig seid, und für bezahlt g
als bezahlt sein, ohne daß man es wüßte
endig n . . Eure Abgeordneten werden Eu
sie zu bezahlen . . Ihr antwortet:

„„Von allen Seiten bedroht man mic
seligkeiten vom Prinzen von Wales . . .
wäre, so wollte ich lieber mein ganzes Kö
teren, als die Spur eines Bündnisses
unredlichen Fürsten fortbestehen lassen.

ß Seine Hoheit zwei Monate von jetzt an, nicht
ſprechen, daß ſie mir geleiſtet, mich zu unterſtützen,
ihr früheres Verſprechen, neutral zu bleiben,
ird, und in zwei Monaten, das ſchwöre ich Euch
heiligen Evangelium, das Ihr hier ſeht, ſollt
ahlt ſein . . . ich halte das Geld hiezu bereit.""
ie Abgeordneten werden ſchwören, um das Recht
ten, raſch in ihr Land zurückzukehren; ſicher,
uen Feinde mehr zu haben, wird Euer Volk
reudig, erleichtert ſein und, nachdem es ſeine
und Maulthiere verzehrt hat, alle Ratten und
echſen von Toledo verſpeiſen, die ſich in ziemlich
Anzahl wegen der Nähe des Fluſſes und der
ier finden."
ber in zwei Monaten, Mothril . . ."
erdet Ihr ebenſo wenig bezahlen, das iſt wahr;
Monaten habt Ihr die Schlacht, die wir liefern
gewonnen oder verloren; in zwei Monaten
Ihr als Sieger oder als Beſiegter Eure Schulden
bezahlen: als Sieger, weil Ihr mehr Credit
s Ihr braucht; als Beſiegter, weil Ihr mehr
ungsunfähig ſein werdet."
ber mein Schwur auf das Evangelium?"
ir habt oft davon geſprochen, Ihr wollet Mo-
er werden; das wird eine gute Gelegenheit
in Fürſt. Ein Anhänger Mohamet's, habt Ihr
handel mehr mit Jeſus Chriſtus, dem andern
n, zu ſchlichten."
ſcheulicher Heide!" murmelte Don Pedro; „was
ſchlägel"
) leugne es nicht," erwiederte Mothril; „doch
reuen Chriſten geben Euch gar keine, und folg-
die meinigen mehr werth."
Pedro führte, nachdem er die Sache reiflich er-
tte, den Plan von Mothril Punkt für Punkt aus.
Ceremonie brachte den größten Eindruck her-
Toledaner vergaßen ihren Hunger beim Anblick

der Herrlichkeiten des Hofes und beim Schimmer eines kriegerischen Gepränges.

Don Pedro entwickelte so viel Großmuth, hielt so schöne Reden und betheuerte sich so feierlich, daß die Abgeordneten, nachdem sie Neutralität geschworen hatten, glücklicher aussahen, als wenn man sie mit baarem Geld bezahlt hätte.

„Was ist mir im Ganzen daran gelegen?“ sagte Don Pedro; „das wird so lange dauern, als ich.“

Er hatte mehr Glück, als er hoffte, denn nach den Vorhersehungen von Mothril kam eine bedeutende Verstärkung Afrikaner auf dem Tajo an und durchbrach die feindlichen Linien, um Toledo zu verproviantiren, wonach Don Pedro, als er seine Streitkräfte zählte, fand, daß er unter seinen Befehlen ein Heer von achtzigtausend Mann, bestehend aus Juden und Saracenen, Portugiesen und Castilianern, hatte.

Während der ganzen Dauer dieser Vorbereitungen hielt er sich beiseit, schonte seine Person mit der größten Aengstlichkeit und gab durchaus keinen Spielraum dem Zufall, der für ihn durch einen vereinzelten Unstern das Resultat des großen Schlages, auf den er sann, verlieren machen konnte.

Don Enrique organisirte schon im Gegentheil eine Regierung wie ein erwählter, auf dem Thron gesicherter König. Es sollte nach seinem Willen am andern Tage nach einer Schlacht, welche ihm die Krone gebracht hätte, dieses Königthum fest und stark sein wie das durch einen langen Frieden geheiligte.

Während Jeder seine Anordnungen traf, hatte Agenor sein Auge auf Montiel, und er wußte durch wohlbezahlte Späher, daß Mothril, der einen Cordon von Truppen zwischen dem Schloß und Toledo aufgestellt hatte, beinahe alle Tage auf einem Berber, so leicht wie der Wind, Aissa besuchte, welche gänzlich von ihrer Wunde wiederhergestellt war.

Er versuchte alle mögliche Mittel, um den Eintritt

in's Schloß zu erlangen, oder um Aissa eine Kunde zukommen zu lassen, doch es glückte ihm nicht.

Musaron träumte so anhaltend hierüber, daß er das Fieber bekam.

Agenor sah nur noch ein Heil in einem allgemeinen und nahe bevorstehenden Kampf, der ihm mit eigener Hand Don Pedro zu tödten und Mothril gefangen zu nehmen gestatten würde, wonach er für das Lösegeld dieses verhaßten Lebens Aissa frei und lebendig kaufen könnte.

Dieser süße Gedanke, dieser unabläßige Traum ermüdete das Gehirn des jungen Mannes durch seine glühende Beharrlichkeit.

Es befiel ihn ein tiefer Ekel gegen Alles, was nicht der thätige und entscheidende Krieg war; und da er zum Rath der Anführer gehörte, so war immer seine Meinung, die Belagerung aufzugeben und Don Pedro zu einer geordneten Schlacht zu zwingen.

Er traf gewichtige Gegner im Rath, denn das Heer von Don Enrique belief sich auf höchstens zwanzigtausend Mann, und viele Officiere dachten, es wäre eine Thorheit, mit schlimmen Chancen eine so schöne Partie zu wagen.

Doch Agenor stellte ihnen vor, wenn Don Enrique nur zwanzigtausend Mann seit seinem Manifest zu seiner Verfügung hätte und sich nicht durch einen glänzenden Schlag Anerkennung verschaffte, so würden sich seine Streitkräfte vermindern, statt zu vermehren, während der Tajo jeden Tag Don Pedro Verstärkung an Saracenen und Portugiesen bringe.

„Die Städte werden unruhig," sagte er, „sie schwanken zwischen zwei Bannern; seht, mit welcher Gewandtheit Don Pedro Euch zur Unthätigkeit zwingt, die für Alle ein Beweis unserer Ohnmacht ist. Gebt Toledo auf, das Ihr nicht einnehmen werdet. Erinnert Euch, daß die Stadt, wenn Ihr Sieger seid, sich zu

ergeben genöthigt ist, während in diesem A
nichts sie antreibt: im Gegentheil, der Plan v
thril kommt zum Vollzug. Ihr werdet zwischen
von Stein und Mauern von Stahl eingeschlossen
hinter Euch der Tajo, besetzt mit achtzigtausend
tern. Wir werden nur noch kämpfen müssen,
sterben. Heute könnt Ihr angreifen, um zu sie

Der Grund dieser Rede war eigennützig; b
cher gute Rath ist dies nicht ein wenig?

Der Connetable hatte zu viel Geist und K
fahrung, um nicht Manleon zu unterstützen.
die Unentschlossenheit des Königs, der sehr viel
wenn er einen Streich auf gut Glück unternah
alle Vorsichtsmaßregeln getroffen zu haben.

Doch was die Menschen nicht thun, thut G
seinem Willen.

Don Pedro drängte es eben sosehr als Ag
den Besitz des Gutes zu gelangen, nach dem
meisten auf der Welt, nach seiner Krone, bege

So oft er in der Nacht, wenn seine Gesch
gethan waren, längs einer Reihe ergebener S
nach Montiel reiten und die schöne, nun so ble
traurige Aissa sehen konnte, fühlte sich der
glücklich.

Mothril bewilligte ihm diese Gunst nur selte
Plan des Saracenen war reif, sein gut ausgeg
Garn hatte seine Beute erhascht; die Aufgabe
noch, sie zu behalten, denn ein König in der
wie ein Löwe im Netz, man hält ihn nie wen
als wenn er gefangen ist.

Don Pedro bestürmte Mothril mit Bitte
Aissa zu übergeben; er versprach, sie zu heirath
sie den Thron besteigen zu lassen.

„Nein," antwortete Mothril, „nicht im Au
einer Schlacht feiert ein König seine Hochzeit
wenn so viele brave Leute für ihn sterben, be

: sich mit der Liebe. Nein, wartet den Sieg ab, dann
ird Euch Alles gestattet sein."

So hielt er den bebenden König zurück... Sein Ge-
anke war indessen durchleuchtend und Don Pedro hätte
n erkannt, wäre er nicht geblendet gewesen.

Mothril wollte aus Aissa eine Königin von Casti-
en machen, weil er wußte, dieses Bündniß des Chri-
en mit der Mohametanerin würde die ganze Christen-
eit zum Aufruhr bringen, die ganze Welt würde dann
on Pedro verlassen, und die so oft besiegten Sara-
nen wären bereit, um Spanien wiederzuerobern und
ch für immer darin festzustellen.

Mothril wäre der König von Spanien geworden,
Mothril, der so großes Ansehen bei seinen Landsleuten
enoß und diese seit zehn Jahren Schritt für Schritt
uf eine für Jedermann, nur nicht für den trunkenen
er wahnsinnigen König, bemerkbare Weise nach dem
elobten Land leitete.

Indem er aber Don Pedro Aissa gab und ihm eine
Rückkehr der Unfälle vorbehielt, durfte Mothril jedoch
ur langsam und sicher zu Werke gehen, und er war-
te einen entscheidenden Sieg ab, der die wüthendsten
einde, welche die Mauren in Spanien treffen konnten,
rstören sollte. Die Mauren mußten mit dem Namen
on Don Pedro eine große Schlacht gewinnen, um
urique von Transtamare, Bertrand Dugueselin und
lle Bretagner zu tödten, um endlich der Christenheit
bedeuten, Spanien sei ein Land, das sich leicht öffnen
ässe, wenn es sich darum handle, Gräber für die Er-
berungssüchtigen zu graben.

Es mußte auch das größte Hinderniß bei den Plä-
en von Mothril, es mußte Agenor von Mauleon ge-
ödtet werden, damit die junge Liebende, Anfangs be-
instigt durch Versprechungen und durch die Versicherung
iner nahe bevorstehenden Verbindung, sodann entmu-
higt durch den unverdächtigen Tod auf dem Schlacht-

feld, sich durch ihre Verzweiflung bewegen ließe, Mo
thril zu dienen, dem sie nicht mehr mißtrauen würde.

Der Maure verdoppelte seine Zärtlichkeiten, sein
Bemühungen; er ging sogar so weit, daß er Hasiz be
schuldigte, er habe ein Einverständniß mit Dona Mari
unterhalten, um Agenor zu täuschen oder zu Grund
zu richten. Hasiz war todt und konnte sich nicht meh
rechtfertigen.

Er verschaffte Aissa wahre oder erdichtete Nach
richten von Agenor.

„Er denkt an Euch," sagte er, „er liebt Euch; e
lebt bei seinem Herrn, dem Connetable, und versehl
keine Gelegenheit, sich mit den Emissären in Verbindun
zu setzen, die ich ihm zusende, damit er Nachricht ve
Euch bekommt."

Beruhigt durch diese Worte, wartete Aissa geduldig
Sie fand sogar einen gewissen Reiz in dieser Trennung
welche ihr dafür bürgte, daß Mauleon sich ihr zu näher
trachtete.

Ihre Tage vergingen in dem entlegensten Gemach
des Schlosses. Allein mit ihren Frauen, müßig un
träumerisch, schaute sie nach dem Lande hinaus ve
einem Fenster, von dem es senkrecht hinabging in d
Schlucht der Felsen von Montiel.

Wenn sie Don Pedro besuchte, hatte sie für ih
das eisige, abgemessene Wohlwollen, das bei den de
Verstellung unfähigen Frauen die äußerste Anstrengung
der Heuchelei ist... eine so unverständliche Kälte, da
sie die Anmaßlichen zuweilen für die Schüchternheit eine
Anfangs von Liebe nehmen.

Der König hatte nie einen Widerstand erfahren
Die stolzeste der Frauen, Maria Padilla, hatte ihn ge
liebt, Allem vorgezogen... warum hätte er nicht an di
Liebe von Aissa glauben sollen, besonders seitdem de
Tod von Maria und die Verleumdungen von Mei
ihn überzeugten, das Herz seiner Tochter sei rein v
jedem Liebesgedanken?

Mothril überwachte auf's Aengstlichste den König bei jedem seiner Besuche. Nicht ein Wort dieses Fürsten war für ihn ohne Werth, und er duldete nicht, daß Aissa auf ein einziges Wort etwas erwiederte. Ihr Krankheitszustand heische gebieterisch das Stillschweigen, sagte er. Und dann hatte er beständig bange vor einem Einverständniß von Don Pedro mit den Leuten des Schlosses, das Aissa dem König in die Hände geliefert hätte, wie dies bei so vielen anderen Frauen der Fall gewesen war.

Unumschränkter Gebieter in Montiel, hatte Mothril seine Vorsichtsmaßregeln getroffen. Die beste von Allen war, Aissa zu überzeugen, er billige ihre Liebe für Agenor. Das Mädchen war aber überzeugt.

Die Folge hievon war, daß Mothril an dem Tag, wo er Montiel verlassen mußte, um den Oberbefehl über die für die Schlacht angekommenen afrikanischen Truppen zu übernehmen, nur zwei Vorschriften zu ertheilen hatte, die eine seinem Lieutenant, die andere Aissa selbst.

Dieser Lieutenant war eben derjenige, welcher vor der Schlacht von Navarrete die Sänfte von Aissa schlecht vertheidigt hatte; aber er brannte vor Begierde nach einer Ausgleichung.

Es war mehr ein Soldat, als ein Diener. Unfähig, sich zu den Gefälligkeiten von Hafiz zu erniedrigen, verstand er nur den dem Vorgesetzten schuldigen Gehorsam und die den Vorschriften der Religion gebührende Ehrfurcht.

Aissa verstand auch nur Eines: sich auf ewig mit Mauleon zu verbinden.

„Ich breche zur Schlacht auf," sagte Mothril zu ihr. „Ich habe einen Vertrag mit dem Sire von Mauleon geschlossen, daß wir uns gegenseitig im Kampfe schonen. Ist er Sieger, so soll er Euch in diesem Schlosse holen, dessen Pforten ich ihm öffne, und Ihr flieht mit ihm, wenn Ihr mich als Vater liebt. Wird

er besiegt, so kommt er mit mir, und er verdankt mir zugleich das Leben und Euren Besitz... Werdet Ihr mich wohl für so viel aufopfernde Ergebenheit lieben, Aissa? Ihr begreift, wenn der König Don Pedro nur ein einziges Wort erführe, nur einen einzigen Gedanken von diesem Plan ahnete, würde mein Kopf vor Ablauf einer Stunde zu seinen Füßen rollen, und Ihr wäret für immer für den Mann, den Ihr liebt, verloren."

Aissa ergoß sich in Betheurungen ihrer Dankbarkeit und begrüßte diesen Tag der Trauer und des Bluts als die Morgenröthe ihrer Freiheit und ihres Glückes.

Als er das Mädchen so vorbereitet hatte, gab er seinem Lieutenant seine Instructionen.

„Hassan," sagte er zu ihm, „der Prophet soll über Leben und Glück von Don Pedro entscheiden. Wir sind im Begriff, eine Schlacht zu liefern. Werden wir besiegt, oder sind wir Sieger, und ich kehre am Abend der Schlacht nicht in's Schloß zurück, so bin ich verwundet, todt oder gefangen genommen; dann öffnest Du die Thüre von Aissa, hier hast Du den Schlüssel; Du erdolchst sie mit ihren Frauen, und wirfst sie vom Felsen herab in die Schlucht, weil es sich nicht geziemt, daß gute Muselmänninnen den Beleidigungen eines Christen ausgesetzt sein sollen, und würde dieser Christ auch Don Pedro oder Transtamare heißen! Wache besser, als bei Navarrete; dort hat sich Deine Wachsamkeit mit einer Schuld beladen; ich habe Dir verziehen, ich habe Dich leben lassen; diesmal würde Dich der Prophet bestrafen. Schwöre mir also, meine Befehle zu vollstrecken."

„Ich schwöre es," sprach Hassan mit kaltem Tone, „und wenn die drei Frauen todt sind, werde ich mich mit ihnen erdolchen, damit mein Geist über ihren Geistern wache."

„Ich danke," antwortete Mothril, indem er sein goldenes Collier um Hassans Hals schlang. „Du bist ein guter Diener, und wenn wir siegen, sollst Du den Oberbefehl über dieses Schloß erhalten. Dona Aissa

darf bis auf den letzten Augenblick das Schicksal nicht erfahren, das ihr vorbehalten ist; sie ist eine Frau, sie ist schwach, und soll nicht mehr als einmal den Tod erleiden. Was aber den Sieg betrifft," fügte er hastig bei, „so glaube ich nicht, daß er uns entgehen kann. Somit ist mein Befehl eine Vorsichtsmaßregel, zu der wir unsere Zuflucht zu nehmen nicht nöthig haben werden."

Nachdem er so gesprochen, ergriff Mothril seine Waffen, bestieg sein bestes Roß, suchte zwei ergebene Männer aus, die ihm folgen sollten, übergab das Commando von Montiel Hassan und brach noch in derselben Nacht auf, um sich zu Don Pedro zu begeben, der ihn voll Ungeduld erwartete.

Mothril rechnete auf diesen Sieg, und er täuschte sich nicht. Man vernehme, was seine Chancen waren: Vier gegen Einen. Jeden Augenblick frisch eintreffende Hülfstruppen, alles Gold Afrikas in Spanien verwendet durch einen dumpfen, unerschütterlichen Willen, den einer Eroberung, welche ein nie verlassener, häufig zerstörter Plan war; während die europäischen Ritter hier nur kämpften, die Einen aus Habgier, die Andern aus religiöser Pflicht, Alle ziemlich kalt und sehr bereit, sich durch einen Umschlag die Sache entleiden zu lassen.

Wenn je ein Ereigniß unter gut entworfenen Plänen glänzend zu Tage ausging, so war es das der Schlacht, der die Geschichte den poetischen und ritterlichen Namen Montiel gegeben hat.

## Einundsiebzigstes Kapitel.

### Aissa.

Voll Ungeduld zog Don Pedro seine Truppen
schen Montiel und Toledo zusammen.
Sie bedeckten zwei Landmeilen und waren, Rei
und Fußvolk, staffelförmig in einer glänzenden Ordn
aufgestellt.
Don Enrique konnte nicht mehr zögern. Das Tr
als ein gezwungener Mann aushalten wäre schmä
für einen Prätendenten gewesen, der ebenfalls in G
lien den Wahlspruch: Hier bleiben, König o
todt aufgepflanzt hatte.
Er begab sich daher zum Connetable und sag
ihm:
„Auch diesmal, Sire Bertrand, lege ich die S
für mein Königreich in Eure Hände. Ihr sollt
Oberbefehl führen. Ihr könnt glücklicher sein, als
Navarrete, aber Ihr werdet weder tapferer, noch
schickter sein. Doch Ihr wißt als Christ, was
das eine Mal nicht gestattet, will er gnädigst das an
Mal gestatten."
„Ich befehlige also, Sire," rief der Connet
lebhaft.
„Wie ein König. Ich bin Euer erster oder
letzter Lieutenant, Sire Connetable," sprach Enrigu
„Und Ihr sagt mir das, was König Karl
mein weiser und glorreicher Herr, mir in Paris sa
als er mir das Schwert des Connetable überreich
„Und was sagte er Euch, braver Bertrand?"
„Er sagte mir, Sire: „„Die Disciplin

schlecht beobachtet bei meinen Heeren, welche sich in Ermangelung von Botmäßigkeit und Fügsamkeit zu Grunde richten. Es gibt Prinzen, die sich schämen, einem einfachen Rittersmann zu gehorchen, nie aber ist eine Schlacht ohne den Einklang Aller und den Willen eines Einzigen gewonnen worden. Ihr werdet also befehligen, Bertrand, und jedes ungehorsame Haupt, und wäre es das meines eigenen Bruders, wird sich beugen oder fallen, wenn es sich nicht unterwerfen will.""

Vor dem ganzen Rath ausgesprochen, faßten diese Worte auf eine zarte Weise das Unglück von Navarrete zusammen, wo die Unklugheit von Don Tellez und Don Sanche, den Brüdern des Königs, den Untergang eines großen Theils der Armee herbeigeführt hatte.

Die gegenwärtigen Prinzen hörten diese Worte von Duguesclin und errötheten.

„Sire Connetable," sprach der König, „ich habe gesagt, Ihr werdet befehligen, folglich seid Ihr der Herr. Jeden hier, der nicht nach Eurer Laune, oder nach Eurem Befehle handelt, schmettere ich mit dieser meiner Art nieder, und wäre er mein Verbündeter, wäre er mein Verwandter, wäre er mein Bruder. Wahrlich, wer mich liebt, muß meinen Sieg wünschen, und ich werde nur siegen durch den Gehorsam Aller gegen den weisesten Feldherrn der Christenheit."

„So sei es," sagte Duguesclin. „Ich nehme den Oberbefehl an, und morgen werden wir eine Schlacht liefern."

Der Connetable brachte die ganze Nacht damit zu, daß er die Berichte seiner Spione und Boten anhörte.

Die Einen meldeten ihm, neue Truppen von Sarazenen landen in Cadix.

Andere verbreiteten sich über den Jammer des Landes, das diese achtzigtausend Mann seit einem Monat wie eine Wolke von Heuschrecken verheerten.

„Es ist Zeit, daß dies ein Ende nimmt," sagte der

Connetable zum König; denn diese Leute hätten Euer Königreich aufgezehrt, dergestalt, daß Euch nach dem Sieg kein Brocken mehr davon übrig geblieben wäre."

Freudigen und zugleich beklommenen Herzens, wie dies geschieht am Vorabend eines Ereignisses, nach dem man sich sehnt, während es zugleich eine wichtige Frage entscheiden soll, hinterging Agenor seine Schmerzen und seine Unruhe durch eine unerhörte Entfaltung von Thätigkeit.

Beständig zu Pferde, überbrachte er Befehle, versammelte er die Compagnien und gruppirte sie, recognoscirte die Gegend und wies jeder Truppe ihre Stellung für den andern Tag an.

Duguesclin theilte sein Heer in fünf Corps.

Viertausend fünfhundert Reiter, befehligt von Olivier Duguesclin und dem Stammler von Vilaines, bildeten den Vortrab.

Die Franzosen und die Spanier der Elite bildeten das Haupttreffen, befehligt von Enrique von Transtamare.

Die Aragonier und die anderen Verbündeten waren zur Nachhut bestimmt.

Eine Reserve von vierhundert Pferden unter dem Befehl von Olivier von Mauny sollte den Rückzug sichern.

Der Connetable aber hatte die dreitausend Bretagner, befehligt vom jüngeren Mauny, Carlonnet, la Houssaie und Agenor, genommen.

Wohl beritten und aus unüberwindlichen Männern bestehend, sollte diese Truppe überall einbrechen, wo es das Auge des Feldherrn für den Sieg des Tages nothwendig erachten würde.

Bertrand ließ seine Soldaten vor Tagesanbruch aufstehen, und Jeder marschirte langsam an seinen Posten, so daß, ehe das Morgenroth am Horizont auftauchte, die Armee ohne Ermüdung und ohne Lärmen aufgestellt war.

Er hielt keine lange Reden.

„Bedenkt nur," sagte er, „daß Jeder von Euch

feinde zu erschlagen hat, daß ihr aber Jeder zehn
seid. Dieses Gesindel von Mauren, Juden und
ziesen kann nicht Stand halten gegen Kriegsleute
Spanien und Frankreich. Schlagt ohne Mitleid,
Alles, was nicht Christ ist. Ich habe nie zum
ügen Blut vergießen lassen; heute macht uns die
Feindigkeit ein Gesetz daraus. Es gibt kein Band
n den Mauren und den Spaniern. Sie hassen
genseitig. Das Interesse allein vereinigt sie; so-
ber die Mauren sich den Spaniern geopfert sehen
, sobald sie im Gemenge sehen, daß man den
n schont, um den Ungläubigen zu tödten, wird
ißtrauen sich in ihre Reihen einschleichen, und
die erste Verzweiflung vorüber ist, werden sie rasch
re Rettung bedacht sein. Tödtet also, und zwar
Gnade!"

iese Anrede brachte die gewöhnliche Wirkung hervor.
außerordentliche Begeisterung durchlief die Reihen.
on Pedro war indessen bei der Arbeit: man sah
ühsam diese undisciplinirten, aber ungeheuren
ischen Schaaren manoeuvriren, deren Waffen und
e Gewänder in der aufgehenden Sonne glänzten.
s Duguesclin von einem Hügel herab, den er
Beobachtungsposten gewählt hatte, diese zahllose
erschaute, befürchtete er, die kleine Anzahl seiner
en könnte seinen Gegnern zu viel Vertrauen ein-
er ließ daher bei den hintern Reihen aus zwei
vier machen, um die vorderen zu schließen, so
n sie für gleich hielt.

berdies ließ er hinter dem Rücken der Hügel
von Standarten aufpflanzen, damit die Sara-
lauben sollten, unter diesen Standarten wären
en versammelt.

on Pedro sah dies Alles; sein Genie wuchs mit
fahr. Er hielt eine eindrucksvolle Rede an seine
n Spanier und ertheilte den Saracenen glänzende
chungen. So glänzend aber auch diese Verspre-

chungen waren, so kamen sie doch den Hoffnungen nicht gleich, welche seine Verbündeten auf seine eigene Hinterlassenschaft gründeten.

Die Trompeten erschollen auf der Seite von Don Pedro; alsbald ertönten auch die von Dugueselin, und ein gewaltiges Zittern, ähnlich dem zweier Welten, welche sich gegeneinander stürzen, erschütterte den Boden und sogar die Bäume der Hügel.

Man sah gleich bei den ersten Streichen die Wirkung der Ermahnungen von Dugueselin. Dadurch, daß die Bretagner sich weigerten, mohametanische Gefangene zu machen, und daß sie alle Ungläubige tödteten, während sie die Spanier und die Christen verschonten, brachten sie ein tiefes Mißtrauen in den Geist dieser Ungläubigen, und dieses Mißtrauen verbreitete sich wie ein Schauer in den Reihen der Saracenen, um sie abzukühlen.

Sie bildeten sich ein, die Christen von beiden Parteien seien mit einander einverstanden, und die Saracenen, möchte nun Enrique Sieger sein oder besiegt werden, wären die einzigen Opfer.

Ihre Schlachtordnung war gerade vom Bruder von Dugueselin und vom Stammler angegriffen worden, und diese unerschrockenen Bretagner richteten ein solches Blutbad um sich her an, daß, als die Anführer und selbst der Fürst von Bennemarino erschlagen waren, die Mauren Furcht bekamen und die Flucht ergriffen, da man ihr erstes Corps in Stücke gehauen hatte.

Das zweite schwankte, rückte aber noch ziemlich muthig vor: Dugueselin befahl seinen dreitausend Bretagnern, im Galopp anzusprengen, und griff mit solcher Gewalt an, daß die Hälfte der Feinde umkehrte.

Das war eine zweite Schlächterei: Generale, Adel, Soldaten, Alles wurde getödtet. Es kam nicht Einer davon.

Dugueselin kehrte an seinen Posten zurück, und ganz erhitzt, den Schweiß abwischend, sah er, wie Enrique von der Verfolgung zurückkam und, dem Be-

äß, wieder seinen Platz mit den Seinigen

ist es gut, meine edle Herren," sagte Du-
„das geht schön und beinahe von sich selbst.
en Mauleon, der auf das dritte Corps der
n, befehligt von Mothril, ansprengt. Der
t ihn erschaut und gibt Befehl, ihn zu um-
r wird sich tödten lassen, blaset zum Rückzug.
.

Trompeter bliesen; Agenor gehorchte, und
ls hätte er eine Uebung in der Reitschule aus-
gehabt, kehrte er an seinen Posten unter einem
n Pfeilen zurück, welche seine gute Rüstung
n.

t, meine edlen Herren," sprach der Connetable,
fe mein Vordertreffen die Spanier an! Das
Truppen, und wir werden keinen leichten
ben. Man muß sich hier in drei Corps thei-
on drei Seiten angreifen. Der König wird
nehmen, Oliver die linke. Ich warte."
erührte, wie man sieht, weder seine Reserve,
leichte Reiterei.
Spanier nahmen den Ansturz wie Leute auf,
zen oder sterben wollen.
ue, der das Corps von Don Pedro angrif,
den Widerstand des Hasses und des verständigen

zwei Könige erblickten sich von fern und be-
ch, ohne sich erreichen zu können.
sie her erhoben sich Berge von Menschen und
welche an einander stießen, dann stürzten diese
schlungen nieder und die Erde trank das Blut
t.
lich ließ das Heer von Enrique nach; Don
te die Oberhand; er kämpfte nicht wie ein
sondern wie ein Löwe. Schon war einer von
ildknappen getödtet worden; er wechselte zum

zweiten Mal das Pferd; er hatte keine Wunde, u
Arm schwang' mit so viel Gewandtheit und r
Kraftanwendung die Streitart, daß jeder Schlag
Mann niederschmetterte.

Enrique sah sich von den Mauren von Moth
von Mothril selbst umgeben, der ein Tiger war
Don Pedro der Löwe. Die französischen Herren
den reichlich von den Yalagans und Pallaschen de
ren niedergemäht; ihre Reihen fingen an sich zu
und die Pfeile gelangten bis zur Brust des K
schon hatte ein Verwegener ihn mit seiner Lanze
rühren vermocht.

„Es ist Zeit!" rief der Connetable. „Vor
meine Freunde. Notre-Dame duGueselin zum S

Die dreitausend Bretagner setzten sich mit
furchtbaren Geräusch in Bewegung und drange
einen Winkel formirt, wie ein stählerner Keil
Schlachtordnung von Don Pedro, welche zwanzigt
Mann stark war.

Agenor bekam endlich die von ihm so glühe
sehnte Erlaubniß, zu kämpfen und Mothril ge
zu nehmen.

In einer Viertelstunde waren die Spanier
brochen, niedergeworfen. Die maurische Reiterei
nicht Stand halten gegen das Gewicht der geharn
Ritter und die gewaltigen Lanzenstöße.

Mothril wollte fliehen, aber er traf auf di
gonier und die Leute des Stammlers von Villaine
fehligt von Mauleon.

Man mußte um jeden Preis durchkommen,
man nicht von dieser furchtbaren Mauer eingesc
werden wollte. Agenor konnte sich schon für den
des Lebens und der Freiheit von Mothril halten;
dieser durchbrach, mit höchstens dreihundert Man
Bretagner, verlor zweihundert und fünfzig Reiter u
vorbei; als er vorbeizog, schlug er mit einem Sä

ferde von Agenor, der ihm auf zwei Schritte
den Kopf ab.
genor rollte in den Staub, Musaron schoß einen
ab, der verloren ging, und dem fliehenden Wolfe
, verschwand Mothril hinter den Haufen von Leich-
in der Richtung von Montiel.
n diesem Augenblick sah Don Pedro die Seinigen
egen. Er fühlte gleichsam in seinem Gesichte den
seiner erbittertsten Feinde. Einer derselben aber
ietterte ihm seinen Helmschmuck und erschlug sei-
hnenjunker, und was dem Fürsten zur Schmach
te, rettete den Menschen.
on Pedro war nicht mehr so sehr erkenntlich. Die
hterei fand um ihn her ohne Verstand statt. Da
es, daß ein englischer Ritter mit schwarzer Rü-
und niedergelassenem Visir sein Pferd am Zügel
nd ihn vom Schlachtfeld fortriß.
ierhundert von dem vorsichtigen Freund hinter
Hügel verborgen gehaltene Reiter escortirten
den König. Dies war Alles, was Don Pedro
htzigtausend Mann blieb, die für ihn am Anfang
ges lebten.
a sich die Ebene mit Flüchtigen in allen Rich-
bedeckte, so vermochte Bertrand die Truppe des
nicht von den anderen zerstreuten Banden zu
heiden. Der Connetable ließ also auf den Zufall
Reserve und die fünfzehnhundert Mann von Oli-
n Mauny Allem, was floh, nachsetzen; aber Don
hatte durch die Vortrefflichkeit seiner Pferde einen
nden Vorsprung.
lan dachte nicht daran, ihn persönlich zu verfol-
m so mehr, als man ihn nicht erkannte. Er war
le nur ein gewöhnlicher Flüchtling.
ber Agenor, der den Weg nach Montiel und das
se von Don Pedro, dahin zu fliehen, kannte,
seinerseits.
r hatte Mothril in dieser Richtung enteilen sehen-

Mauleon errieth, wer der gegen Don Pedro so gefällige Engländer war.

Er sah das Corps von vierhundert Reitern einen Mann escortiren, der, unterstützt durch sein herrliches Roß, seinem Geleite weit voranjagte.

Er erkannte den König an seinem zerbrochenen Helm, an seinen goldenen, mit Blut überzogenen Sporen; er erkannte ihn an der Gluth, mit der er in die Ferne nach den Thürmen von Montiel schaute. Agenor ließ seine Blicke umherlaufen, um zu sehen, ob ihn ein Armeecorps in Verfolgung dieses kostbaren Flüchtlings unterstützen und seinen vierhundert Reitern den Rückzug abschneiden könnte.

Er gewahrte nun den Stammler von Villaines mit eilfhundert Pferden, welche, außer Athem, ein wenig rasteten, ehe sie, wie die anderen, die allgemeine Verfolgung begannen.

Bertrand war zu fern, um den Flüchtlingen nachzusetzen und den Sieg auf allen Punkten vollständig zu machen.

„Messire," sagte Agenor zum Stammler, „kommt mir rasch zu Hülfe, wenn Ihr den König Don Pedro gefangen nehmen wollt, denn er ist es, der dort nach dem Schloß flieht."

„Seid Ihr dessen sicher?" rief der Stammler.

„Wie meines Lebens!" antwortete Mauleon, „ich erkenne den Mann, der die Reiter befehligt; es ist Caverley, ohne Zweifel gibt er dem König nur so gutes Geleite, um ihn nach seinem Belieben gefangen zu nehmen und zu verkaufen: das ist sein Gewerbe."

„Ja," rief der Stammler, „doch ein Engländer soll diesen schönen Schlag nicht thun, wenn wir, so viele brave französische Lanzen, da sind."

Und sich gegen seine Reiter umwendend, befahl der Kapitän:

„Alle zu Pferde! und zehn Mann benachrichtigen

Connetable, daß wir gen Montiel reiten, um
ten König zu holen."
Bretagner sprengten mit solcher Wuth vorwärts,
nnen Kurzem die Reiter der Escorte erreichten.
eich theilte der englische Anführer seine Truppe
anden; die eine folgte demjenigen, welchen
den König hielt, die andere stellte gegen die

ift an! greift an!" rief Agenor, „sie wollen
gewinnen, damit der König Montiel erreicht."
Unglück für die Bretagner öffnete sich ein
oor ihnen und sie konnten nur zu sechs und
ringen, um die Flüchtigen zu erreichen.
werden sie verlieren! sie werden uns ent-
rief Mauleon; „Muth, Ihr Bretagner,

wir werden Dir entkommen, Teufelsbearner!"
englische Ritter, der Anführer der Escorte;
u uns übrigens fassen willst, komm heran."
sprach mit diesem Vertrauen, weil Agenor,
ne Hitze, durch seine Eifersucht fortgerissen,
nen Gefährten weit voran war und beinahe
den zweihundert Lanzen erschien.
unerschrockene Jüngling hielt im Angesicht
chtbaren Gefahr nicht inne. Er preßte seine
noch tiefer in die Flanken seines von Schaum
ferdes.
rley war kühn, und seine natürliche Wildheit
ich zum Voraus an einem Sieg, der unfehl-
.
der Mitte seiner Leute aufgestellt, erwartete er
fest in seinen Steigbügeln.
sah nun ein seltsames Schauspiel; das eines
der mit gesenktem Haupte gegen zweihundert
Lanzen ansprengte.
! der feige Engländer!" rief von fern der

Connetable zum König; denn diese Leute hätten Euer Königreich aufgezehrt, dergestalt, daß Euch nach dem Sieg kein Brocken mehr davon übrig geblieben wäre."

Freudigen und zugleich beklommenen Herzens, wie dies geschieht am Vorabend eines Ereignisses, nach dem man sich sehnt, während es zugleich eine wichtige Frage entscheiden soll, hinterging Agenor seine Schmerzen und seine Unruhe durch eine unerhörte Entfaltung von Thätigkeit.

Beständig zu Pferde, überbrachte er Befehle, versammelte er die Compagnien und gruppirte sie, recognoscirte die Gegend und wies jeder Truppe ihre Stellung für den andern Tag an.

Duguesclin theilte sein Heer in fünf Corps.

Viertausend fünfhundert Reiter, befehligt von Olivier Duguesclin und dem Stammler von Vilaines, bildeten den Vortrab.

Die Franzosen und die Spanier der Elite bildeten das Haupttreffen, befehligt von Enrique von Transtamare.

Die Aragonier und die anderen Verbündeten waren zur Nachhut bestimmt.

Eine Reserve von vierhundert Pferden unter dem Befehl von Olivier von Mauny sollte den Rückzug sichern.

Der Connetable aber hatte die dreitausend Bretagner, befehligt vom jüngeren Mauny, Carlonnet, la Houssaie und Agenor, genommen.

Wohl beritten und aus unüberwindlichen Männern bestehend, sollte diese Truppe überall einbrechen, wo es das Auge des Feldherrn für den Sieg des Tages nothwendig erachten würde.

Bertrand ließ seine Soldaten vor Tagesanbruch aufstehen, und Jeder marschirte langsam an seinen Posten, so daß, ehe das Morgenroth am Horizont auftauchte, die Armee ohne Ermüdung und ohne Lärmen aufgestellt war.

Er hielt keine lange Reden.

„Bedenkt nur," sagte er, „daß Jeder von Euch

einde zu erschlagen hat, daß ihr aber Jeder zehn
seid. Dieses Gesindel von Mauren, Juden und
iesen kann nicht Stand halten gegen Kriegsleute
panien und Frankreich. Schlagt ohne Mitleid,
Alles, was nicht Christ ist. Ich habe nie zum
ügen Blut vergießen lassen; heute macht uns die
endigkeit ein Gesetz daraus. Es gibt kein Band
n den Mauren und den Spaniern. Sie hassen
genseitig. Das Interesse allein vereinigt sie; so-
ber die Mauren sich den Spaniern geopfert sehen
t, sobald sie im Gemenge sehen, daß man den
n schont, um den Ungläubigen zu tödten, wird
ißtrauen sich in ihre Reihen einschleichen, und
ie erste Verzweiflung vorüber ist, werden sie rasch
re Rettung bedacht sein. Tödtet also, und zwar
Gnade!"

iese Anrede brachte die gewöhnliche Wirkung hervor.
ußerordentliche Begeisterung durchlief die Reihen.
on Pedro war indessen bei der Arbeit: man sah
ühsam diese undisciplinirten, aber ungeheuren
ischen Schaaren manoeuvriren, deren Waffen und
e Gewänder in der aufgehenden Sonne glänzten.
s Duguesclin von einem Hügel herab, den er
Beobachtungsposten gewählt hatte, diese zahllose
erschaute, befürchtete er, die kleine Anzahl seiner
en könnte seinen Gegnern zu viel Vertrauen ein-
er ließ daher bei den hintern Reihen aus zwei
vier machen, um die vorderen zu schließen, so
n sie für gleich hielt.

berdies ließ er hinter dem Rücken der Hügel
von Standarten aufpflanzen, damit die Sara-
lauben sollten, unter diesen Standarten wären
en versammelt.

n Pedro sah dies Alles; sein Genie wuchs mit
fahr. Er hielt eine eindrucksvolle Rede an seine
Spanier und ertheilte den Saracenen glänzende
chungen. So glänzend aber auch diese Verspre-

chungen waren, so kamen sie doch den Hoffnungen gleich, welche seine Verbündeten auf seine eigene H lassenschaft gründeten.

Die Trompeten erschollen auf der Seite von Pedro; alsbald ertönten auch die von Dugueselin ein gewaltiges Zittern, ähnlich dem zweier V welche sich gegeneinander stürzen, erschütterte den und sogar die Bäume der Hügel.

Man sah gleich bei den ersten Streiche Wirkung der Ermahnungen von Dugueselin, durch, daß die Bretagner sich weigerten, mohamet Gefangene zu machen, und daß sie alle Ungl tödteten, während sie die Spanier und die Christe schonten, brachten sie ein tiefes Mißtrauen in den dieser Ungläubigen, und dieses Mißtrauen verb sich wie ein Schauer in den Reihen der Saracene sie abzukühlen.

Sie bildeten sich ein, die Christen von beiden teien seien mit einander einverstanden, und die cenen, möchte nun Enrique Sieger sein oder b werden, wären die einzigen Opfer.

Ihre Schlachtordnung war gerade vom V von Dugueselin und vom Stammler angegriffen w und diese unerschrockenen Bretagner richteten ein Blutbad um sich her an, daß, als die Anführer und der Fürst von Bennemarino erschlagen waren, die M Furcht bekamen und die Flucht ergriffen, da ma erstes Corps in Stücke gehauen hatte.

Das zweite schwankte, rückte aber noch z muthig vor: Dugueselin befahl seinen dreitausend tagnern, im Galopp anzusprengen, und griff mit Gewalt an, daß die Hälfte der Feinde umkehrte.

Das war eine zweite Schlächterei: Generale, Soldaten, Alles wurde getödtet. Es kam nicht Einer

Dugueselin kehrte an seinen Posten zurück, ganz erhitzt, den Schweiß abwischend, sah er, wi rique von der Verfolgung zurückkam und, dem

fehle gemäß, wieder seinen Platz mit den Seinigen einnahm.

„So ist es gut, meine edle Herren," sagte Duguesclin, „das geht schön und beinahe von sich selbst. Seht diesen Mauleon, der auf das dritte Corps der Saracenen, befehligt von Mothril, ansprengt. Der Maure hat ihn erschaut und gibt Befehl, ihn zu umzingeln; er wird sich tödten lassen, blaset zum Rückzug, Trompeter.

Zehn Trompeter bliesen; Agenor gehorchte, und folgsam, als hätte er eine Uebung in der Reitschule auszuführen gehabt, kehrte er an seinen Posten unter einem Hagel von Pfeilen zurück, welche seine gute Rüstung hämmerten.

„Nun, meine edlen Herren," sprach der Connetable, „nun greife mein Vordertreffen die Spanier an! Das sind gute Truppen, und wir werden keinen leichten Handel haben. Man muß sich hier in drei Corps theilen und von drei Seiten angreifen. Der König wird die rechte nehmen, Olivier die linke. Ich warte."

Er berührte, wie man sieht, weder seine Reserve, noch seine leichte Reiterei.

Die Spanier nahmen den Ansturz wie Leute auf, welche siegen oder sterben wollen.

Enrique, der das Corps von Don Pedro angriff, stieß auf den Widerstand des Hasses und des verständigen Muthes.

Die zwei Könige erblickten sich von fern und bedrohten sich, ohne sich erreichen zu können.

Um sie her erhoben sich Berge von Menschen und Waffen, welche an einander stießen, dann stürzten diese Berge verschlungen nieder und die Erde trank das Blut in Wellen.

Plötzlich ließ das Heer von Enrique nach; Don Pedro hatte die Oberhand; er kämpfte nicht wie ein Soldat, sondern wie ein Löwe. Schon war einer von seinen Schildknappen getödtet worden; er wechselte zum

zweiten Mal das Pferd; er hatte keine Wunde, un
Arm schwang mit so viel Gewandtheit und ri
Kraftanwendung die Streitart, daß jeder Schlag
Mann niederschmetterte.

Enrique sah sich von den Mauren von Mothr
von Mothril selbst umgeben, der ein Tiger war,
Don Pedro der Löwe. Die französischen Herren
den reichlich von den Yatagans und Pallaschen der
ren niedergemäht; ihre Reihen fingen an sich zu
und die Pfeile gelangten bis zur Brust des K
schon hatte ein Verwegener ihn mit seiner Lanze
rühren vermocht.

„Es ist Zeit!“ rief der Connetable. „Vor
meine Freunde. Notre-Dame du Guesclin zum S

Die dreitausend Bretagner setzten sich mit
furchtbaren Geräusch in Bewegung und drange
einen Winkel formirt, wie ein stählerner Keil
Schlachtordnung von Don Pedro, welche zwanzigt
Mann stark war.

Agenor bekam endlich die von ihm so glühe
sehnte Erlaubniß, zu kämpfen und Mothril ge
zu nehmen.

In einer Viertelstunde waren die Spanier
brochen, niedergeworfen. Die maurische Reiterei
nicht Stand halten gegen das Gewicht der geharn
Ritter und die gewaltigen Lanzenstöße.

Mothril wollte fliehen, aber er traf auf die
gonier und die Leute des Stammlers von Villaine
fehligt von Mauleon.

Man mußte um jeden Preis durchkommen,
man nicht von dieser furchtbaren Mauer eingesch
werden wollte. Agenor konnte sich schon für den
des Lebens und der Freiheit von Mothril halten;
dieser durchbrach, mit höchstens dreihundert Man
Bretagner, verlor zweihundert und fünfzig Reiter u
vorbei; als er vorbeizog, schlug er mit einem Säb

ferde von Agenor, der ihm auf zwei Schritte
den Kopf ab.
jenor rollte in den Staub, Musaron schoß einen
b, der verloren ging, und dem fliehenden Wolfe
verschwand Mothril hinter den Haufen von Leich-
in der Richtung von Montiel.
i diesem Augenblick sah Don Pedro die Seinigen
gen. Er fühlte gleichsam in seinem Gesichte den
seiner erbittertsten Feinde. Einer derselben aber
etterte ihm seinen Helmschmuck und erschlug sei-
hnenfunker, und was dem Fürsten zur Schmach
e, rettete den Menschen.
on Pedro war nicht mehr so sehr erkenntlich. Die
terei fand um ihn her ohne Verstand statt. Da
es, daß ein englischer Ritter mit schwarzer Rü-
nd niedergelassenem Visir sein Pferd am Zügel
nd ihn vom Schlachtfeld fortriß.
erhundert von dem vorsichtigen Freund hinter
Hügel verborgen gehaltene Reiter escortirten
en König. Dies war Alles, was Don Pedro
tzigtausend Mann blieb, die für ihn am Anfang
ges lebten.
i sich die Ebene mit Flüchtigen in allen Rich-
bedeckte, so vermochte Bertrand die Truppe des
nicht von den anderen zerstreuten Banden zu
eiben. Der Connetable ließ also auf den Zufall
eserve und die fünfzehnhundert Mann von Oli-
n Mauny Allem, was floh, nachsetzen; aber Don
hatte durch die Vortrefflichkeit seiner Pferde einen
nden Vorsprung.
an dachte nicht daran, ihn persönlich zu verfol-
n so mehr, als man ihn nicht erkannte. Er war
e nur ein gewöhnlicher Flüchtling.
er Agenor, der den Weg nach Montiel und das
e von Don Pedro, dahin zu fliehen, kannte,
seinerseits.
hatte Mothril in dieser Richtung enteilen sehen-

Mauleon errieth, wer der gegen Don Pedro so g
fällige Engländer war.

Er sah das Corps von vierhundert Reitern eine
Mann escortiren, der, unterstützt durch sein herrliche
Roß, seinem Geleite weit voranjagte.

Er erkannte den König an seinem zerbrochene
Helm, an seinen goldenen, mit Blut überzogenen Sp
ren; er erkannte ihn an der Gluth, mit der er in d
Ferne nach den Thürmen von Montiel schaute. Agen
ließ seine Blicke umherlaufen, um zu sehen, ob ihn e
Armeecorps in Verfolgung dieses kostbaren Flüchtling
unterstützen und seinen vierhundert Reitern den Rückz
abschneiden könnte.

Er gewahrte nun den Stammler von Villaines m
eilfhundert Pferden, welche, außer Athem, ein wen
rasteten, ehe sie, wie die anderen, die allgemeine Ve
folgung begannen.

Bertrand war zu fern, um den Flüchtlingen nac
zusetzen und den Sieg auf allen Punkten vollständig
machen.

„Messire," sagte Agenor zum Stammler, „komm
mir rasch zu Hülfe, wenn Ihr den König Don Ped
gefangen nehmen wollt, denn er ist es, der dort na
dem Schloß flieht."

„Seid Ihr dessen sicher?" rief der Stammler.

„Wie meines Lebens!" antwortete Mauleon, „
erkenne den Mann, der die Reiter befehligt; es ist G
verley, ohne Zweifel gibt er dem König nur so gut
Geleite, um ihn nach seinem Belieben gefangen zu ne
men und zu verkaufen: das ist sein Gewerbe."

„Ja," rief der Stammler, „doch ein Engländ
soll diesen schönen Schlag nicht thun, wenn wir,
viele brave französische Lanzen, da sind."

Und sich gegen seine Reiter umwendend, befahl d
Kapitän:

„Alle zu Pferde! und zehn Mann benachrichtig

rrn Connetable, daß wir gen Montiel reiten, um
legten König zu holen."
ie Bretagner sprengten mit solcher Wuth vorwärts,
binnen Kurzem die Reiter der Escorte erreichten.
ogleich theilte der englische Anführer seine Truppe
i Banden; die eine folgte demjenigen, welchen
ir den König hielt, die andere stellte gegen die
ner.
Greift an! greift an!" rief Agenor, „sie wollen
it gewinnen, damit der König Montiel erreicht."
um Unglück für die Bretagner öffnete sich ein
ß vor ihnen und sie konnten nur zu sechs und
indringen, um die Flüchtigen zu erreichen.
Wir werden sie verlieren! sie werden uns ent-
n!" rief Mauleon; „Muth, Ihr Bretagner,
"
Ja, wir werden Dir entkommen, Teufelsbearner!"
der englische Ritter, der Anführer der Escorte;
Du uns übrigens fassen willst, komm heran."
r sprach mit diesem Vertrauen, weil Agenor,
seine Hitze, durch seine Eifersucht fortgerissen,
seinen Gefährten weit voran war und beinahe
vor den zweihundert Lanzen erschien.
er unerschrockene Jüngling hielt im Angesicht
furchtbaren Gefahr nicht inne. Er preßte seine
n noch tiefer in die Flanken seines von Schaum
Pferdes.
averley war kühn, und seine natürliche Wildheit
e sich zum Voraus an einem Sieg, der unfehl-
ien.
n der Mitte seiner Leute aufgestellt, erwartete er
on fest in seinen Steigbügeln.
Man sah nun ein seltsames Schauspiel; das eines
s, der mit gesenktem Haupte gegen zweihundert
gte Lanzen ansprengte.
Oh! der feige Engländer!" rief von fern der

Stammler; „oh! Feiger, Feiger! ... Haltet ein, Mau-
leon, das ist zu viel Ritterlichkeit! ... Feiger! feige
Engländer!“

Caverley wurde von Scham ergriffen, er war im
Ganzen Ritter und der Ehre seiner goldenen Sporen
und seiner Nation einen Lanzenstoß schuldig.

Er ritt aus den Reihen hervor und schickte sich an
zu kämpfen.

„Ich habe schon Dein Schwert,“ rief er Mauleon
zu, der wie der Blitz heranjagte. „Es ist hier nicht
wie in der Höhle von Montiel, und binnen Kurzem
werde ich Deine ganze Rüstung haben.“

„Nimm zuerst die Lanze,“ erwiederte der junge
Mann und führte einen so gewaltigen Lanzenstoß, daß
er den Engländer aus dem Sattel hob und mit seinem
Pferd zu Boden schmetterte.

„Hurrah!“ riefen die Bretagner, trunken vor
Freude, während sie immer weiter vorrückten.

Als die Engländer dies sahen, wandten sie um und
suchten ihre Gefährten einzuholen, welche schon, den von
seinem Roß gen Montiel fortgerissenen König im Stiche
lassend, nach der Ebene entflohen.

Caverley wollte wieder aufstehen, aber seine Lenden
waren gebrochen, und sein Pferd, als es sich frei
machte, schlug ihn mit den Hinterbeinen auf die Brust
und nagelte ihn abermals auf die von einer schwarzen
Blutwoge übergossene Erde.

„Beim Teufel! es ist vorbei,“ murmelte er, „ich
werde Niemand mehr festnehmen ... ich bin todt!“

Und er fiel zurück.

In demselben Augenblick kam die ganze bretagnische
Reiterei heran, und die eilhundert geharnischten Pferde
sprengten wie ein Orkan über den zerrissenen und zer-
stückelten Leichnam des berüchtigten Königsfängers.

Doch diese Zögerung rettete Don Pedro. Vergebens
gab mit heldenmüthigem Kraftaufwand der Stammler
den Menschen und den Pferden eine dreifache Seele.

)ie Bretagner jagten voll Wuth, auf die Gefahr,
Pferde zu Tode zu reiten, nach, aber sie erreichten
puren von Don Pedro erst in dem Augenblick, wo
Fürst durch den ersten Fallbaum der Feste und hie-
n Sicherheit gelangte, denn das Thor schloß sich so-
hinter ihm. Er pries Gott, daß er diesmal ent-
n. Mothril war schon seit einer Viertelstunde
alb der Mauern.
)er Stammler raufte sich in Verzweiflung die
aus.
Geduld, Messire," sagte Agenor, „verlieren wir
)ie Zeit, und laßt den Platz berennen; was wir
nicht gethan haben, werden wir morgen thun."
)er Stammler befolgte diesen Rath; er zerstreute
ine Reiter um die Feste her, und die Nacht brach
n Augenblick ein, wo der letzte Ausgang für jeden,
s Montiel herauszukommen versuchen wollte, ver-
n war.
)a erschien auch Dugueselin mit dreitausend Mann
fuhr von Agenor die wichtige Kunde.
Das ist Unglück," sagte er, „denn der Platz ist
ehmbar."
Hoher Herr, wir werden sehen," erwiederte Mau-
„kann man nicht hinein, so ist doch nicht zu leug-
aß man auch nicht heraus kann."
)er Connetable war kein leichtgläubiger Mann.
tte von den Talenten von Don Pedro eine ebenso
ilhafte Meinung, als er eine ärgerliche von seinem
kter hatte.
tachdem er rings um Montiel geritten war, nach-
t den Platz recognoscirt und sich überzeugt hatte,
an mit einer guten und sicheren Bewachung eine
aus dem Schloß herauszukommen verhindern würde,
er:
Nein, Messire von Mauleon, wir haben nicht das
auf das Ihr uns hoffen laßt. Nein, der König
Pedro hat sich nicht in Montiel eingeschlossen, denn

er weiß zu gut, daß man ihn hier blockiren und sich seiner durch Aushungerung bemächtigen würde."

„Ich betheure, hoher Herr," erwiederte Mauleon, „Mothril ist in Montiel und der König Don Pedro mit ihm."

„Ich werde es glauben, wenn ich es sehe," sprach der Connetable. „Wie viel Garnison hat das Schloß?" fragte Bertrand.

„Ungefähr dreihundert Mann, hoher Herr."

„Diese dreihundert Mann, wenn sie uns nur Steine an den Kopf fliegen lassen wollen, werden sie uns fünftausend Mann tödten, ohne daß wir ihnen einen einzigen Pfeil zusenden könnten. Morgen wird Don Enrique hierher kommen; er fordert in diesem Augenblick Toledo auf, sich zu ergeben; sogleich nach seiner Ankunft werden wir uns berathen, ob es nicht besser ist, abzuziehen, als hier einen Monat umsonst zu verlieren."

Agenor wollte eine Einwendung machen. Der Connetable war halsstarrig wie ein Bretagner; er duldete keine Erwiederung, oder er ließ sich vielmehr nicht überreden.

Am andern Tag kam wirklich Don Enrique, strahlend von seinem Sieg.

Er brachte die freudetrunkene Armee, und als sein Rath über die Frage, ob Don Pedro in Montiel sei oder nicht sei, verhandelte, sagte der König:

„Ich denke wie der Connetable; Don Pedro ist zu listig, um sich sichtbar in einen Platz ohne Ausgang eingeschlossen zu haben. Man muß also hier eine schwache Besatzung lassen, um Montiel zu beunruhigen, das Schloß zur Capitulation zu zwingen und nicht einen Platz hinter sich zu haben, der darauf stolz wäre, daß man ihn nicht eingenommen; aber wir, wir werden weiter ziehen, denn wir haben, Gott sei Dank, mehr zu thun, und Don Pedro ist nicht hier."

Agenor war bei der Berathung gegenwärtig.

„Hoheit," sprach er, „ich bin sehr jung und sehr

nerfahren, um unter so vielen muthigen Kapitänen die Stimme zu erheben; aber meine Ueberzeugung ist so, daß sie nichts zu erschüttern vermag. Ich habe Caverley erkannt, der dem König folgte, und Caverley ist getödtet worden! Ich habe Don Pedro in Montiel einreiten sehen, ich habe seinen zerschmetterten Helmschmuck, seinen zerbrochenen Schild und seine mit Blut überzogenen goldenen Sporen erkannt."

„Und warum sollte Caverley selbst nicht getäuscht worden sein? Ich habe auch bei Navarrete mit einem getreuen Ritter die Waffen getauscht!" entgegnete Don Enrique; „kann Don Pedro nicht dasselbe gethan haben?"

Diese letzte Antwort erhielt die allgemeine Beistimmung. Agenor sah sich abermals geschlagen.

„Ich hoffe, Ihr seid überzeugt?" fragte ihn der König.

„Nein, Sire," erwiederte er bescheiden; „aber ich vermag nichts gegen die weisen Ansichten Eurer Majestät."

„Ihr müßt überzeugen, Sire von Mauleon, Ihr müßt überzeugen."

„Ich werde mir Mühe geben," sprach der junge Mann mit einem Schmerz, den er nicht zu verbergen vermochte.

In der That, welch eine grausame Lage für diesen so zärtlich Liebenden! Don Pedro war bei Aissa eingeschlossen, Don Pedro, der, außer sich durch seine Niederlage, nichts mehr zu schonen hatte! Wie sollte dieser treulose Fürst, mit dem Bilde eines nahe bevorstehenden Todes vor sich, nicht seinem Todeskampf eine letzte Wollust vorangehen zu lassen suchen? Wie sollte er unberührt und in der Macht eines Andern das Mädchen lassen, das er liebte, und das die Gewalt in seine Arme bringen konnte?

War überdies nicht Mothril da, dieser verhaßte Ränkeschmied, fähig zu Allem, um seine blutdürstige,

habgierige Politik einen Schritt weiter vorrücken zu lassen?

Dies war es, was Agenor vor Schmerz und Kummer wahnsinnig machte. Er sah ein, daß er, sein Geheimniß länger bewahrend, sich der Gefahr aussetzte, Don Enrique, das Heer, den Connetable abziehen zu lassen, und daß es dann Don Pedro, der an Geist und Talenten den Lieutenants, welche vor Montiel zurückblieben, weit überlegen, gelingen würde, zu entkommen, nachdem er Aissa einer Laune des Augenblicks, des Ueberdrusses geopfert.

Er faßte plötzlich einen Entschluß und bat den König um eine geheime Unterredung.

„Hoheit," sagte er sodann, „hört, warum Don Pedro sich trotz alles Anscheins, der dagegen sprechen mag, nach Montiel geflüchtet hat. Das ist ein Geheimniß, das ich bewahrte, denn es ist das meinige; doch ich muß es im Interesse Eures Ruhmes offenbaren. Don Pedro liebt leidenschaftlich Aissa, die Tochter von Mothril. Er will sie heirathen. Deshalb hat er es geduldet, daß Mothril Dona Maria Padilla ermordete, wie er für Maria Madame Blanche von Bourbon hatte ermorden lassen."

„Nun wohl!" sagte der König, „Aissa ist also in Montiel?"

„Sie ist dort," erwiederte Agenor.

„Abermals eine Sache, der Ihr nicht mehr sicher seid, als der andern, mein Freund."

„Ich bin derselben sicher, hoher Herr, weil ein Liebender immer weiß, wo seine theure Geliebte ist."

„Ihr liebt Aissa, eine Maurin?"

„Ich liebe sie leidenschaftlich, hoher Herr, wie Don Pedro, nur mit dem Unterschied, daß Aissa für mich eine Christin werden wird, während sie sich tödten läßt, wenn sie Don Pedro besitzen will."

Agenor erbleichte, indem er diese Worte sprach, denn er glaubte nicht daran, der arme Ritter, und dieser

Gedanke brachte ihn in Verzweiflung. Ueberdies, hätte ich Aissa auch getödtet, um nicht entehrt zu werden, wäre sie doch immerhin für ihn verloren gewesen.

Dieses Geständniß versetzte Don Enrique in eine tiefe Verlegenheit.

„Das ist ein Grund," murmelte er; „nur erzählt mir, woher Ihr wißt, daß Aissa in Montiel ist."

Agenor erzählte Punkt für Punkt den Tod von Pazz und die Einzelnheiten der Verwundung von Aissa.

„Sprecht, habt Ihr einen Plan?" fragte der König.

„Ich habe einen, und wenn Eure Majestät mir ihre Unterstützung gewähren will, so werde ich Don Pedro binnen acht Tagen in ihre Hände liefern."

Der König ließ den Connetable kommen, dem Agenor abermals Alles erzählte, was er gesagt hatte.

„Ich glaube darum nicht mehr, daß ein so schlauer, so harter Fürst sich aus Liebe für eine Frau fangen läßt," erwiederte der Connetable; „doch der Sire von Rauleon hat mein Wort, daß ich ihn in dem, was ihm Vergnügen machen dürfte, unterstützen würde, und ich werde ihn unterstützen."

„Laßt also den Platz eingeschlossen," sprach Agenor; laßt rings umher einen Graben ziehen, und mit der Erde dieses Grabens errichtet eine Verschanzung, hinter der nicht Soldaten, sondern wachsame und geschickte Officiere verborgen sein sollen. Ich und mein Knappe werden unsere Stellung an einem uns bekannten Ort nehmen, von wo man jedes Geräusch des Platzes hört. Don Pedro, wenn er ein starkes Belagerungsheer sieht, wird glauben, man kenne seine Ankunft in Montiel, und er wird dann mißtrauen; das Mißtrauen aber ist die Rettung eines so gewandten und gefährlichen Mannes. Laßt alle Eure Truppen nach Toledo abgehen, und es mögen bei dem Erdwall nur zweitausend Mann zurückbleiben, welche genügen, um das Schloß zu berennen

und gegen einen Ausfall Widerstand zu leisten. Wenn Don Pedro glaubt, man halte nachlässig Wache, wird er herauszukommen versuchen, und ich werde Euch davon in Kenntniß setzen."

Kaum hatte Agenor seinen Plan entwickelt, kaum war es ihm gelungen, die Aufmerksamkeit des Königs zu fesseln, als man dem Connetable einen Parlamentär von Seiten des Gouverneur von Montiel meldete.

„Man lasse ihn hier eintreten, und er erkläre sich," sprach Bertrand.

Es war ein spanischer Officier, Namens Rodrigo von Sanatrias. Er verkündigte dem Connetable, die Garnison von Montiel sehe mit Unruhe eine beträchtliche Entwickelung von Streitkräften; die dreihundert mit einem einzigen Officier in der Feste eingeschlossenen Leute wollen nicht lange kämpfen, da seit dem Abzug und der Niederlage von Don Pedro keine Hoffnung mehr vorhanden sei.

Bei diesen Worten schauten der Connetable und der König Agenor an, als wollten sie zu ihm sagen: „Seht Ihr, daß er nicht dort ist!"

„Ihr würdet Euch also ergeben?" fragte der König.

„Wie tapfere Leute, ja, Messire, nach einer gewissen Zeit, denn der König Don Pedro darf uns bei seiner Rückkehr nicht beschuldigen, wir haben seine Sache ohne einen Schwertstreich verrathen."

„Man sagte, der König sei bei Euch?" fragte Don Enrique.

Lachend erwiederte der Spanier:

„Der König ist sehr fern, und warum sollte er auch hierher gekommen sein, wo Leute, welche eingeschlossen sind, wie Ihr uns einschließt, nur Hungers zu sterben oder sich zu ergeben haben."

Ein neuer Blick des Connetable und des Königs an Agenor gerichtet.

„Was verlangt Ihr denn?“ fragte Dugueselin; „sprecht Eure Bedingungen aus.“

„Einen Waffenstillstand von zehn Tagen,“ sagte der Officier, „damit Don Pedro Zeit hat, uns zu Hülfe zu kommen . . . wonach wir uns ergeben werden.“

„Hört,“ sagte der König, „Ihr versichert bestimmt, daß Don Pedro nicht im Schloß ist?“

„Ganz bestimmt, hoher Herr, sonst würden wir nicht Abzug verlangen; denn wenn wir abziehen, werdet Ihr uns alle sehen und folglich den König erkennen. Hätten wir aber gelogen, so würdet Ihr uns bestrafen; und wenn Ihr den König gefangen nähmet, würdet Ihr ihn ohne Zweifel nicht schonen?“

Dieser letzte Satz war eine Frage, der Connetable antwortete nicht darauf. Enrique von Transtamare hatte Kraft genug, das blutige Feuer zu löschen, das die Voraussetzung der Gefangennehmung von Don Pedro in seinen Augen glänzen machte.

„Wir bewilligen den Waffenstillstand, nur darf Keiner aus dem Schloß heraus,“ sprach der Connetable.

„Aber unsere Lebensmittel, gnädiger Herr?“ fragte der Officier.

„Man wird sie Euch liefern. Wir kommen zu Euch, aber Ihr dürft nicht heraus.“

„Das ist also kein gewöhnlicher Waffenstillstand,“ murmelte der Officier.

„Warum wolltet Ihr heraus? Um zu entfliehen! denn in vierzehn Tagen lassen wir Euch unversehrt abziehen!“

„Ich habe nichts mehr zu sagen,“ erwiederte der Officier, „ich nehme es an; habe ich Euer Wort, Messire?“

„Darf ich es geben, Hoheit?“ fragte Bertrand den König Enrique.

„Gebt es, Connetable.“

„Ich gebe es,“ sprach Dugueselin; „zehn Tage Waffenstillstand und freien Abzug für die Garnison.“

„Für die ganze? . . ."

„Das versteht sich von selbst," rief Mauleon. „
kann keine Beschränkung geben, da Ihr selber versiche
habt, Don Pedro sei nicht in der Feste."

Diese Worte entschlüpften dem jungen Mann, tr
der Ehrfurcht, die er seinen zwei Oberen schuldig wa
und er wünschte sich Glück, daß er sie ausgesproche
denn eine sichtbare Bläße schwebte wie eine Wolke üb
das Antlitz von Don Rodrigo von Sanatrias hin.

Nach einer Verbeugung zog er sich zurück.

Als er sich entfernt hatte, fragte der König:

„Seid Ihr überzeugt, junger Hartnäckiger, arm
Liebhaber?"

„Ueberzeugt, daß Don Pedro in Montiel ist,
Sire, und daß Ihr ihn in acht Tagen in Euren Hä
den haben werdet."

„Ah!" rief der König, „das nenne ich Hal
starrigkeit."

„Und er ist doch kein Bretagner," sagte Bertra
lachend.

„Meine edlen Herren, Don Pedro spielt dasse
Spiel, das wir spielen wollen. Sicher, uns nicht dur
Gewalt entgehen zu können, versucht er die List. I
seid nun seiner Ansicht nach überzeugt, er befinde si
auswärts; Ihr bewilligt einen Waffenstillstand, I
haltet nachläßig Wache, nun! er wird herauskomme
oh! er wird herauskommen, sage ich Euch, und fliehen
doch wir werden da sein, hoffe ich. Was Euch beweis
daß er außerhalb Montiel ist, beweist mir, daß
innen ist."

Agenor verließ das Zelt des Königs und des Co
netable mit einem leicht begreiflichen Eifer.

„Musaron," sagte er, „suche das höchste Zelt de
Heeres aus und befestige mein Banner so darauf, da
man es vollkommen vom Schloß aus sieht. Aissa kenn
es, sie wird es wahrnehmen, sie wird mich in ihre
Nähe wissen und ihren Muth behalten. Was unse

Feinde betrifft, so werden sie, wenn sie meine Rittersahne auf der Verschanzung erblicken, mich hier glauben und nicht ahnen, wir schlüpfen abermals in die Grotte der Quelle; auf, mein braver Musaron, auf! noch diese letzte Mühseligkeit, und wir stehen am Ziel."

Musaron gehorchte, das Banner von Mauleon flatterte stolz über den andern.

---

## Zweiundsiebzigstes Kapitel.

### Die List des Besiegten.

König Enrique zog mit dem Connetable und dem Heer von Montiel ab.

Es blieben nur noch zweitausend Bretagner und der Stammler von Villaines um die Erdverschanzungen.

Die Liebe hatte Mauleon inspirirt. Jede von seinen Betrachtungen traf eine Wahrheit.

Er sprach in der That, als ob er Alles gehört hätte, was im Schloß vorging.

Kaum war Don Pedro hier nach der Schlacht athemlos, keuchend, schäumend vor Wuth angekommen, als er sich auf einen Teppich im Zimmer von Mothril warf, wo er unbeweglich, stumm, unzugänglich blieb und sich übermenschlich anstrengte, um in der Tiefe seines Herzens die wahnsinnige Verzweiflung, die in ihm tobte, zusammenzudrängen.

Alle seine Freunde todt! sein schönes Heer erschlagen! so viele Hoffnungen auf Rache und Ruhm in dem Zeitraum vernichtet, den die Sonne braucht, um ihren Lauf am Horizont zu machen!

er weiß zu gut, daß man ihn hier blockiren und sich seiner durch Aushungerung bemächtigen würde."

„Ich betheure, hoher Herr," erwiederte Mauleon, „Moithril ist in Montiel und der König Don Pedro mit ihm."

„Ich werde es glauben, wenn ich es sehe," sprach der Connetable. „Wie viel Garnison hat das Schloß?" fragte Bertrand.

„Ungefähr dreihundert Mann, hoher Herr."

„Diese dreihundert Mann, wenn sie uns nur Steine an den Kopf fliegen lassen wollen, werden sie uns fünftausend Mann tödten, ohne daß wir ihnen einen einzigen Pfeil zusenden könnten. Morgen wird Don Enrique hierher kommen; er fordert in diesem Augenblick Toledo auf, sich zu ergeben; sogleich nach seiner Ankunft werden wir uns berathen, ob es nicht besser ist, abzuziehen, als hier einen Monat umsonst zu verlieren."

Agenor wollte eine Einwendung machen. Der Connetable war halsstarrig wie ein Bretagner; er duldete keine Erwiederung, oder er ließ sich vielmehr nicht überreden.

Am andern Tag kam wirklich Don Enrique, strahlend von seinem Sieg.

Er brachte die freudetrunkene Armee, und als sein Rath über die Frage, ob Don Pedro in Montiel sei oder nicht sei, verhandelte, sagte der König:

„Ich denke wie der Connetable; Don Pedro ist zu listig, um sich sichtbar in einen Platz ohne Ausgang eingeschlossen zu haben. Man muß also hier eine schwache Besatzung lassen, um Montiel zu beunruhigen, das Schloß zur Capitulation zu zwingen und nicht einen Platz hinter sich zu haben, der darauf stolz wäre, daß man ihn nicht eingenommen; aber wir, wir werden weiter ziehen, denn wir haben, Gott sei Dank, mehr zu thun, und Don Pedro ist nicht hier."

Agenor war bei der Berathung gegenwärtig.

„Hoheit," sprach er, „ich bin sehr jung und sehr

nerfahren, um unter so vielen muthigen Kapitänen die Stimme zu erheben; aber meine Ueberzeugung ist so, daß sie nichts zu erschüttern vermag. Ich habe Caverley erkannt, der dem König folgte, und Caverley ist getödtet worden! Ich habe Don Pedro in Montiel einreiten sehen, ich habe seinen zerschmetterten Helmschmuck, seinen zerbrochenen Schild und seine mit Blut überzogenen goldenen Sporen erkannt."

„Und warum sollte Caverley selbst nicht getäuscht worden sein? Ich habe auch bei Navarrete mit einem getreuen Ritter die Waffen getauscht!" entgegnete Don Enrique; „kann Don Pedro nicht dasselbe gethan haben?"

Diese letzte Antwort erhielt die allgemeine Beistimmung. Agenor sah sich abermals geschlagen.

„Ich hoffe, Ihr seid überzeugt?" fragte ihn der König.

„Nein, Sire," erwiederte er bescheiden; „aber ich vermag nichts gegen die weisen Ansichten Eurer Majestät."

„Ihr müßt überzeugen, Sire von Mauleon, Ihr müßt überzeugen."

„Ich werde mir Mühe geben," sprach der junge Mann mit einem Schmerz, den er nicht zu verbergen vermochte.

In der That, welch eine grausame Lage für diesen so zärtlich Liebenden! Don Pedro war bei Aissa eingeschlossen, Don Pedro, der, außer sich durch seine Niederlage, nichts mehr zu schonen hatte! Wie sollte dieser treulose Fürst, mit dem Bilde eines nahe bevorstehenden Todes vor sich, nicht seinem Todeskampf eine letzte Wollust vorangehen zu lassen suchen? Wie sollte er unberührt und in der Macht eines Andern das Mädchen lassen, das er liebte, und das die Gewalt in seine Arme bringen konnte?

War überdies nicht Mothril da, dieser verhaßte Ränkeschmied, fähig zu Allem, um seine blutdürstige,

habgierige Politik einen Schritt weiter vorrücken zu lassen?

Dies war es, was Agenor vor Schmerz und Kummer wahnsinnig machte. Er sah ein, daß er, sein Geheimniß länger bewahrend, sich der Gefahr aussetzte, Don Enrique, das Heer, den Connetable abziehen zu lassen, und daß es dann Don Pedro, der an Geist und Talenten den Lieutenants, welche vor Montiel zurückblieben, weit überlegen, gelingen würde, zu entkommen, nachdem er Aissa einer Laune des Augenblicks, des Ueberdrusses geopfert.

Er faßte plötzlich einen Entschluß und bat den König um eine geheime Unterredung.

„Hoheit," sagte er sodann, „hört, warum Don Pedro sich trotz alles Anscheins, der dagegen sprechen mag, nach Montiel geflüchtet hat. Das ist ein Geheimniß, das ich bewahrte, denn es ist das meinige; doch ich muß es im Interesse Eures Ruhmes offenbaren. Don Pedro liebt leidenschaftlich Aissa, die Tochter von Mothril. Er will sie heirathen. Deshalb hat er es geduldet, daß Mothril Dona Maria Padilla ermordete, wie er für Maria Madame Blanche von Bourbon hatte ermorden lassen."

„Nun wohl!" sagte der König, „Aissa ist also in Montiel?"

„Sie ist dort," erwiederte Agenor.

„Abermals eine Sache, der Ihr nicht mehr sicher seid, als der andern, mein Freund."

„Ich bin derselben sicher, hoher Herr, weil ein Liebender immer weiß, wo seine theure Geliebte ist."

„Ihr liebt Aissa, eine Maurin?"

„Ich liebe sie leidenschaftlich, hoher Herr, wie Don Pedro, nur mit dem Unterschied, daß Aissa für mich eine Christin werden wird, während sie sich tödten läßt, wenn sie Don Pedro besitzen will."

Agenor erbleichte, indem er diese Worte sprach, denn er glaubte nicht daran, der arme Ritter, und dieser

Gedanke brachte ihn in Verzweiflung. Ueberdies, hätte sich Aissa auch getödtet, um nicht entehrt zu werden, so wäre sie doch immerhin für ihn verloren gewesen.

Dieses Geständniß versetzte Don Enrique in eine tiefe Verlegenheit.

„Das ist ein Grund," murmelte er; „nur erzählt mir, woher Ihr wißt, daß Aissa in Montiel ist."

Agenor erzählte Punkt für Punkt den Tod von Hafiz und die Einzelnheiten der Verwundung von Aissa.

„Sprecht, habt Ihr einen Plan?" fragte der König.

„Ich habe einen, und wenn Eure Majestät mir ihre Unterstützung gewähren will, so werde ich Don Pedro binnen acht Tagen in ihre Hände liefern."

Der König ließ den Connetable kommen, dem Agenor abermals Alles erzählte, was er gesagt hatte.

„Ich glaube darum nicht mehr, daß ein so schlauer, so harter Fürst sich aus Liebe für eine Frau fangen läßt," erwiederte der Connetable; „doch der Sire von Mauleon hat mein Wort, daß ich ihn in dem, was ihm Vergnügen machen dürfte, unterstützen würde, und ich werde ihn unterstützen."

„Laßt also den Platz eingeschlossen," sprach Agenor; „laßt rings umher einen Graben ziehen, und mit der Erde dieses Grabens errichtet eine Verschanzung, hinter der nicht Soldaten, sondern wachsame und geschickte Officiere verborgen sein sollen. Ich und mein Knappe werden unsere Stellung an einem uns bekannten Ort nehmen, von wo man jedes Geräusch des Platzes hört. Don Pedro, wenn er ein starkes Belagerungsheer sieht, wird glauben, man kenne seine Ankunft in Montiel, und er wird dann mißtrauen; das Mißtrauen aber ist die Rettung eines so gewandten und gefährlichen Mannes. Laßt alle Eure Truppen nach Toledo abgehen, und es mögen bei dem Erdwall nur zweitausend Mann zurückbleiben, welche genügen, um das Schloß zu berennen

und gegen einen Ausfall Widerstand zu leisten. Wen
Don Pedro glaubt, man halte nachlässig Wach
wird er herauszukommen versuchen, und ich werde Eu
davon in Kenntniß setzen."

Kaum hatte Agenor seinen Plan entwickelt, kau
war es ihm gelungen, die Aufmerksamkeit des Köni
zu fesseln, als man dem Connetable einen Parlament
von Seiten des Gouverneur von Montiel meldete.

„Man lasse ihn hier eintreten, und er erkläre sich
sprach Bertrand.

Es war ein spanischer Officier, Namens Rodri
von Sanatrias. Er verkündigte dem Connetable, d
Garnison von Montiel sehe mit Unruhe eine beträchtlic
Entwickelung von Streitkräften; die dreihundert m
einem einzigen Officier in der Feste eingeschlossen
Leute wollen nicht lange kämpfen, da seit dem Abz
und der Niederlage von Don Pedro keine Hoffnung me
vorhanden sei.

Bei diesen Worten schauten der Connetable und d
König Agenor an, als wollten sie zu ihm sagen: „Se
Ihr, daß er nicht dort ist!"

„Ihr würdet Euch also ergeben?" fragte d
König.

„Wie tapfere Leute, ja, Messire, nach einer g
wissen Zeit, denn der König Don Pedro darf uns
seiner Rückkehr nicht beschuldigen, wir haben seine Sa
ohne einen Schwertstreich verrathen."

„Man sagte, der König sei bei Euch?" fragte D
Enrique.

Lachend erwiederte der Spanier:

„Der König ist sehr fern, und warum sollte er a
hierher gekommen sein, wo Leute, welche eingeschlos
sind, wie Ihr uns einschließt, nur Hungers zu sterb
oder sich zu ergeben haben."

Ein neuer Blick des Connetable und des Köni
an Agenor gerichtet.

„Was verlangt Ihr denn?“ fragte Dugueselin; „sprecht Eure Bedingungen aus.“

„Einen Waffenstillstand von zehn Tagen,“ sagte der Officier, „damit Don Pedro Zeit hat, uns zu Hülfe zu kommen . . . wonach wir uns ergeben werden.“

„Hört,“ sagte der König, „Ihr versichert bestimmt, daß Don Pedro nicht im Schloß ist?“

„Ganz bestimmt, hoher Herr, sonst würden wir nicht Abzug verlangen; denn wenn wir abziehen, werdet Ihr uns alle sehen und folglich den König erkennen. Hätten wir aber gelogen, so würdet Ihr uns bestrafen; und wenn Ihr den König gefangen nähmet, würdet Ihr ihn ohne Zweifel nicht schonen?“

Dieser letzte Satz war eine Frage, der Connetable antwortete nicht darauf. Enrique von Transtamare hatte Kraft genug, das blutige Feuer zu löschen, das die Voraussetzung der Gefangennehmung von Don Pedro in seinen Augen glänzen machte.

„Wir bewilligen den Waffenstillstand, nur darf Keiner aus dem Schloß heraus,“ sprach der Connetable.

„Aber unsere Lebensmittel, gnädiger Herr?“ fragte der Officier.

„Man wird sie Euch liefern. Wir kommen zu Euch, aber Ihr dürft nicht heraus.“

„Das ist also kein gewöhnlicher Waffenstillstand,“ murmelte der Officier.

„Warum wolltet Ihr heraus? Um zu entfliehen! denn in vierzehn Tagen lassen wir Euch unversehrt abziehen!“

„Ich habe nichts mehr zu sagen,“ erwiederte der Officier, „ich nehme es an; habe ich Euer Wort, Messire?“

„Darf ich es geben, Hoheit?“ fragte Bertrand den König Enrique.

„Gebt es, Connetable.“

„Ich gebe es,“ sprach Dugueselin; „zehn Tage Waffenstillstand und freien Abzug für die Garnison.“

„Für die ganze? . . .“

„Das versteht sich von selbst,“ rief Mauleon, „es kann keine Beschränkung geben, da Ihr selber versichert habt, Don Pedro sei nicht in der Feste.“

Diese Worte entschlüpften dem jungen Mann, trotz der Ehrfurcht, die er seinen zwei Oberen schuldig war, und er wünschte sich Glück, daß er sie ausgesprochen, denn eine sichtbare Blässe schwebte wie eine Wolke über das Antlitz von Don Rodrigo von Sanatrias hin.

Nach einer Verbeugung zog er sich zurück.

Als er sich entfernt hatte, fragte der König:

„Seid Ihr überzeugt, junger Hartnäckiger, armer Liebhaber?“

„Ueberzeugt, daß Don Pedro in Montiel ist, ja, Sire, und daß Ihr ihn in acht Tagen in Euren Händen haben werdet.“

„Ah!“ rief der König, „das nenne ich Halsstarrigkeit.“

„Und er ist doch kein Bretagner,“ sagte Bertrand lachend.

„Meine edlen Herren, Don Pedro spielt dasselbe Spiel, das wir spielen wollen. Sicher, uns nicht durch Gewalt entgehen zu können, versucht er die List. Ihr seid nun seiner Ansicht nach überzeugt, er befinde sich auswärts; Ihr bewilligt einen Waffenstillstand, Ihr haltet nachläßig Wache, nun! er wird herauskommen, oh! er wird herauskommen, sage ich Euch, und fliehen; doch wir werden da sein, hoffe ich. Was Euch beweist, daß er außerhalb Montiel ist, beweist mir, daß er innen ist.“

Agenor verließ das Zelt des Königs und des Connetable mit einem leicht begreiflichen Eifer.

„Musaron,“ sagte er, „suche das höchste Zelt des Heeres aus und befestige mein Banner so darauf, daß man es vollkommen vom Schloß aus sieht. Aissa kennt es, sie wird es wahrnehmen, sie wird mich in ihrer Nähe wissen und ihren Muth behalten. Was unsere

Feinde betrifft, so werden sie, wenn sie meine Ritter-
ahne auf der Verschanzung erblicken, mich hier glauben
und nicht ahnen, wir schlüpfen abermals in die Grotte
der Quelle; auf, mein braver Musaron, auf! noch diese
letzte Mühseligkeit, und wir stehen am Ziel."

Musaron gehorchte, das Banner von Mauleon
flatterte stolz über den andern.

---

## Zweiundsiebzigstes Kapitel.

### Die List des Besiegten.

König Enrique zog mit dem Connetable und dem
Heer von Montiel ab.

Es blieben nur noch zweitausend Bretagner und
ier Stammler von Villaines um die Erdverschanzungen.

Die Liebe hatte Mauleon inspirirt. Jede von sei-
nen Betrachtungen traf eine Wahrheit.

Er sprach in der That, als ob er Alles gehört
hätte, was im Schloß vorging.

Kaum war Don Pedro hier nach der Schlacht athem-
los, keuchend, schäumend vor Wuth angekommen, als
er sich auf einen Teppich im Zimmer von Mothril warf,
wo er unbeweglich, stumm, unzugänglich blieb und sich
übermenschlich anstrengte, um in der Tiefe seines Her-
zens die wahnsinnige Verzweiflung, die in ihm tobte,
zusammenzudrängen.

Alle seine Freunde todt! sein schönes Heer erschla-
gen! so viele Hoffnungen auf Rache und Ruhm in dem
Zeitraum vernichtet, den die Sonne braucht, um ihren
Lauf am Horizont zu machen!

Fortan nichts mehr! Die Flucht, die Verbannung, das Elend! Kämpfe von Parteigängern, schmählich und fruchtlos! Ein unwürdiger Tod, auf einem unwürdigen Schlachtfeld.

Keine Freunde mehr! Dieser Fürst, der nie geliebt hatte, fühlte die grausamsten Schmerzen, da er an der Zuneigung der Andern zweifeln mußte.

Die Könige vermengen meistens die Ehrfurcht, die man ihnen schuldig ist, mit der Zuneigung, die sie einflößen sollten. Wenn sie die eine haben, kümmern sie sich nichts um die andere.

Don Pedro sah in sein Zimmer Mothril, mit röthlichen Flecken besprengt, eintreten. Seine Rüstung war voll Löcher; durch einige derselben drang ein Blut, welches nicht das seiner Feinde war.

Der Maure war leichenbleich. Es brütete in seinen Augen ein wilder Entschluß. Er war nicht mehr der unterwürfige, kriechende Saracene, sondern ein stolzer, unlenksamer Mann, der sich an seines Gleichen wandte.

„König Don Pedro," sagte er, „Du bist also besiegt?"

Don Pedro schaute empor und las in den kalten Augen des Mauren die ganze Umwandlung seines Charakters.

„Ja, und um mich nicht mehr zu erheben."

„Du verzweifelst?" sagte Mothril; „Dein Gott hat also nicht den Werth des unsrigen! Ich, der ich auch besiegt und verwundet bin, ich verzweifle nicht; ich habe gebetet, und darum bin ich stark."

Don Pedro neigte das Haupt voll Resignation und sprach:

„Es ist wahr, ich hatte Gott vergessen."

„Unglücklicher König! Das Aergste, was Dich trifft, weißt Du noch nicht. Mit der Krone sollst Du das Leben verlieren."

Don Pedro bebte und schleuderte Mothril einen furchtbaren Blick zu.

„Du willst mich ermorden?“ sagte er.

„Ich! Dein bester Freund! Du wirst wahnsinnig, nig Don Pedro. Du hast Feinde genug ohne mich, d wenn ich Deinen Tod wollte, brauchte ich meine inde nicht in Dein Blut zu tauchen. Erhebe Dich und au' mit mir die Ebene an.“

Die Ebene bedeckte sich wirklich mit Lanzen und anzern, welche, sich in den Strahlen der untergehen- n Sonne entflammend, allmälig um Montiel einen mer engeren Feuerkreis bildeten.

„Eingeschlossen! wir sind verloren! siehst Du wohl, on Pedro?“ sagte Mothril. „Denn diese Feste, elche uneinnehmbar wäre, wenn man Lebensmittelhätte, nn weder die Garnison, noch Dich ernähren. Man nschließt Dich aber, man hat Dich gesehen... Du bist rloren.“

Don Pedro antwortete nicht sogleich.

„Man hat mich gesehen? . . . wer hat mich ge- hen?“

„Glaubst Du, um Montiel, dieses unnütze Nest, zu ehmen, pflanze der Stammler von Villaines sein Ban- er hier auf? Und siehe, dort kommen die Fahnen des onnetable; braucht der Connetable Montiel? Nein, ich sucht man; ja, Dich will man haben.“

„Man wird mich nicht lebendig bekommen,“ sprach on Pedro.

Mothril antwortete ebenfalls nichts. Don Pedro hr spöttisch fort:

„Der getreue Freund, der Mann voll Hoffnung, r nicht einmal genug hat, um seinem König zu sagen: ebet und hoffet!“

„Ich suche das Mittel, Dich von hier weggehen u machen,“ sagte Mothril.“

„Du ächtest mich?“

„Ich will mein Leben retten; ich will nicht genö- higt sein, Dona Aissa zu tödten, aus Furcht, sie könnte u die Gewalt der Christen fallen.“

Beim Namen von Aissa stieg Don Pedro das Bl
gegen die Stirne.

„Für sie habe ich mich in der Falle gefangen
murmelte er. „Ohne den Wunsch, sie wiederzusehe
jagte ich nach Toledo. Toledo kann sich vertheidige
man stirbt dort nicht Hungers. Die Toledaner lieb
mich und lassen sich für mich tödten. Ich könnte unt
den Mauern von Toledo eine letzte Schlacht schlag
und einen glorreichen Tod finden; wer weiß? den v
meinem Feind, dem Bastard von Alfonso, den von E
rique von Transtamare! Eine Frau hat mich zu me
nem Untergang geführt."

„Ich hätte Dich lieber in Toledo gesehen," spra
der Maure kalt, „denn ich würde in Deiner Abwese
heit Deine Angelegenheiten . . . und die meinigen g
ordnet haben."

„Statt daß Du hier nichts für mich thun wirst
rief Don Pedro, dessen Wuth ihren freien Lauf
nehmen anfing. „Wohl, Elender, ich will meine Ta
hier beschließen, doch ich werde Dich für Deine Ve
brechen und Deine Unredlichkeit bestraft haben; i
werde ein letztes Glück genießen. Aissa, die Du mi
als einen Köder geboten hast, wird mir gehören."

„Du täuschest Dich," erwiederte der Maure g
lassen, „Aissa wird nicht Dir gehören."

„Vergissest Du, daß ich hier dreihundert Krieger
befehle?"

„Vergissest Du, daß Du dieses Zimmer nicht ve
lassen kannst ohne meinen Willen, daß ich Dich todt
meinen Füßen niederstrecke, wenn Du Dich rührst, un
Deinen Leichnam den Soldaten des Connetable zuwerf
die mein Geschenk mit freudigem Entzücken aufnehm
werden?"

„Ein Verräther!" murmelte Don Pedro.

„Wahnsinniger! Blinder! Undankbarer!" rief Ma
thril, „sage doch: ein Retter. Du kannst fliehen, D
kannst Alles mit der Freiheit wiedergewinnen: Ve

nögen, Krone, Ruhm; fliehe also, und zwar ohne Zeit
u verlieren; reize nicht abermals Gott durch Deine
Ausschweifungen, durch Deine Erpressungen, und be-
eidige nicht den einzigen Freund, der Dir bleibt."

„Ein Freund, der so mit mir spricht!"

„Wäre es Dir lieber, wenn ich Dir schmeichelte,
im Dich auszuliefern?"

„Ich füge mich .... Was willst Du thun?"

„Ich will einen Herold an die Bretagner schicken,
ie auf Dich lauern ... Sie glauben, Du seist hier,
elehren wir sie eines Bessern. Wenn wir sie die Hoff-
ung auf einen so reichen Fang verlieren sehen, be-
ützen wir den Augenblick; entweiche bei der ersten Ge-
egenheit, die Dir ihre Nachläßigkeit bieten wird. Sprich,
ast Du hier einen ergebenen, verständigen Mann, den
Du an sie abschicken kannst?"

„Ich habe Rodrigo Sanatrias, einen Kapitän, der
mir Alles verdankt."

„Das ist kein Grund. Hofft er noch auf etwas
on Dir?"

Don Pedro lächelte voll Bitterkeit und erwiederte:

„Es ist wahr, man hat nur diejenigen zu Freun-
en, die etwas hoffen ... Wohl, ich werde ihn hoffen
assen."

„Gut, dann ruft ihn!"

Mothril ließ, während der König Sanatrias rief,
inige Mauren heraufkommen, die er zur Bewachung
m das Zimmer von Aissa aufstellte.

Don Pedro brachte einen Theil der Nacht damit
in, daß er sich mit dem Spanier über die Mittel, eine
nterredung mit dem Feind zu erlangen, besprach.
Rodrigo war ebenso verständig als treu; er begriff da-
ei, daß von dem Heil von Don Pedro das Heil Aller
bhänge, und daß, um den besiegten König zu bekom-
nen, die Sieger zehntausend Mann opfern, den Felsen
erstören, Alles durch das Schwert und den Hunger
mkommen lassen, aber ihr Ziel erreichen würden.

Am Tage sah Don Pedro zu seiner Verzweiflung die Banner von Enrique von Transtamare.

Um einen König von seinem Weg und einen Connetable von seinen Plänen abzubringen, mußte man also sicher sein, man würde in Montiel etwas Anderes gefangen nehmen, als eine Garnison.

Don Pedro sandte alsbald Rodrigo Sanatrias ab, der seinen Auftrag mit der Gewandtheit und dem Erfolg, wie wir es gesehen, ausführte.

Er brachte in das Schloß Nachrichten zurück, welche alle Gefangene mit Freude erfüllten.

Don Pedro hörte nicht auf, ihn nach den einzelnen Umständen zu fragen; er zog aus jedem derselben günstige Schlüsse; der Abmarsch der Truppen des Königs und des Connetable bewies ihm vollends, wie sehr der Rath des Mauren klug und wirksam gewesen war.

„Nun haben wir nichts mehr zu befürchten, als einen gewöhnlichen Feind," sagte Mothril. „Es komme eine finstere Nacht, und wir sind gerettet."

Don Pedro war außer sich vor Freude; er wurde wieder freundlich, mittheilsam gegen Mothril.

„Höre," sagte er zu ihm, „ich sehe, daß ich Dich mißhandelt habe, Du verdienst etwas Besseres, als der Minister eines gefallenen Königs zu sein. Ich werde Aissa heirathen und mich mit ihr durch festere Bande vereinigen. Gott hat mich verlassen, ich verlasse Gott. Ich werde ein Anbeter Mahomets, da er es ist, der mich durch Deine Stimme rettet. Die Saracenen haben mich bei der Arbeit gesehen, sie wissen, ob ich ein guter Feldherr und muthiger Soldat bin; ich werde ihnen Spanien wiedererobern helfen, und wenn sie mich für würdig erachten, sie zu befehligen, so setze ich wieder auf den Thron Castillens einen mahometanischen König, um der Christenheit Schande zu machen, die sich mit inneren Streitigkeiten beschäftigt, statt das Interesse der Religion ernstlich zu wahren."

Mothril hörte mit düsterem Mißtrauen die durch ie Furcht oder die Begeisterung eingegebenen Versprechungen an.

„Rette Dich immerhin, dann werden wir sehen," igte er.

„Du sollst für meine Versprechungen ein sichereres fand haben, als das einfache Wort," erwiederte Don edro. „Laß Aissa kommen, in Deiner Gegenwart gebe h ihr meinen Treuschwur, Du schreibst meine Verrechungen nieder und ich unterzeichne sie. Wir schlieen mit einander ein Bündniß, statt eine Uebereinkunft treffen."

Don Pedro, indem er sich so anheischig machte, nd wieder seine ganze Schlauheit, seine ganze Kraft on früher. Er fühlte wohl, daß er Mothril, wenn er m die Hoffnung auf eine Zukunft gab, abhielt, gänzch seine Sache zu verlassen, und daß Mothril ohne iese Hoffnung ganz der Mann war, ihn den Feinden uszuliefern.

Mothril hatte seinerseits denselben Gedanken; er rsah aber die Gelegenheit, Don Pedro zu retten, das eißt, einen Krieg zu entzünden, dessen ganze Frucht iner Sache zufallen würde, während, wenn Don Pero gefangen genommen oder todt wäre, die Saracenen einen Vorwand hätten, einen zu Grunde richtenden rieg gegen fortan unüberwindliche Feinde zu unteralten.

Don Pedro war ein gewandter Feldherr, Mothril ußte es wohl. Don Pedro kannte die Mittel und Quellen der Mauren; er konnte ihnen, wenn er sich it den Christen aussöhnte, einen unberechenbaren Schaen zufügen.

Mothril hatte überdies mit ihm die Solidarität es Verbrechens und der Herrschgier, gemeinschaftliche, ächtige Bande, deren Ausdehnung und Stärke sich icht ermessen läßt.

Er hörte daher Don Pedro mit günstigem Ob
an und sagte zu ihm:

„Mit Dank nehme ich Eure Anerbietungen an
mein König, und ich werde Euch in den Stand setze
sie zu verwirklichen. Ihr wollt Aissa sehen, ich werd
sie Euch zeigen, nur macht ihr keine Angst in ihre
Bescheidenheit durch allzu leidenschaftliche Reden, de
denkt, daß sie in der Wiedergenesung von einer grau
samen Krankheit begriffen ist."

„Ich werde Alles bedenken," erwiederte Don Pedr

Mothril begab sich zu Aissa, welche sehr in Unruh
war, da sie keine Nachrichten von Mauleon hatte. Da
Geräusch der Waffen, die Tritte der Diener und de
Soldaten verkündigten ihr eine nahe Gefahr; was s
aber vor Allem befürchtete, war die Ankunft von Do
Pedro, und sie wußte nichts von dieser Ankunft.

Mothril, der ihr so viele Versprechungen gemach
hatte, mußte sie abermals belügen. Er hatte zu b
fürchten, sie würde vor dem König die Scene des T
des von Maria Padilla verrathen. Diese Zusammen
kunft war furchtbar; aber er konnte sie dem Köni
nicht verweigern. Bis dahin hatte er jede Erklärun
vermieden; doch diesmal würde Don Pedro frage
Aissa würde sprechen . . ."

„Aissa," sagte er zu dem Mädchen, „ich komm
um Euch mitzutheilen, daß Don Pedro besiegt, in di
sem Schlosse verborgen ist."

Aissa erbleichte.

„Er will Euch sehen und sprechen; verweigert
ihm nicht, denn er befiehlt hier . . . überdies wird
schon diesen Abend abreisen; es ist besser, mit ihm
gutem Einvernehmen zu bleiben."

Aissa schien die Worte des Mauren zu glaube
Eine schmerzliche Bewegung in ihrem Innern verkü
digte ihr jedoch, es harre ihrer ein neues Unglück.

„Nein," sagte sie, „ich will den König weder sehe
noch sprechen, ehe ich den Sire von Mauleon wied

gesehen, den Ihr als Sieger oder als Besiegten hier erzubringen mir gelobt habt."

„Aber Don Pedro wartet . . ."

„Was ist mir daran gelegen!"

„Er befiehlt, sage ich Euch."

„Ich habe ein Mittel, mich seiner Macht zu entziehen; Ihr kennt es wohl . . . Was habt Ihr mir versprochen? . . ."

„Ich werde mein Versprechen halten, Aissa, doch helft mir."

„Ich werde Niemand täuschen helfen."

„Es ist gut; überliefert also meinen Kopf . . . ich bin zum Tod bereit."

Diese Drohung brachte immer ihre Wirkung auf Aissa hervor. An die hurtigen Manieren der arabischen Justiz gewöhnt, wußte sie, daß eine Geberde des Gebieters einen Kopf fallen macht. Sie konnte den von Rothril für sehr gefährdet halten.

„Was wird mir der König sagen?" fragte sie, „und wie wird er mich sprechen?"

„In meiner Gegenwart."

„Das ist noch nicht genug; es sollen Leute bei der Unterredung anwesend sein."

„Ich verspreche es Euch."

„Ich will hierüber sicher sein."

„Wie?"

„Das Zimmer, in welchem wir sind, geht auf die Plattform des Schlosses. Besetzt diese Plattform mit Mannschaft; meine Frauen sollen mich begleiten, meine Sänfte soll dahin gebracht werden, und ich werde hören, was mir der König zu sagen hat."

„Es soll nach Euren Wünschen geschehen, Dona Aissa."

„Was wird mir nun Don Pedro sagen?"

„Er wird Euch den Antrag machen, Euch zu heirathen."

Aissa machte eine heftige Geberde der Verneinung.

„Ich weiß es wohl," unterbrach sie Mothril; „doch laßt ihn reden und bedenkt, daß er heute Abend abreist.

„Aber ich werde nicht antworten."

„Ihr werdet im Gegentheil mit Höflichkeit antworten, Aissa. Seht alle die spanischen und bretagnischen Krieger, die das Schloß umgeben; diese Leute müssen uns durch Gewalt in ihre Hände bringen und werden uns dem Tod überantworten, wenn sie Don Pedro bei uns finden. Laßt also den König ziehen, um uns zu retten."

„Doch der Sire von Mauleon?"

„Er vermöchte uns nicht zu retten, wenn Don Pedro hier wäre . . ."

Aissa unterbrach Mothril:

„Ihr lügt, und Ihr könnt mir nicht einmal mit der Hoffnung schmeicheln, ihn mit mir zu vereinigen. Wo ist er? . . . was macht er? lebt er?"

In diesem Augenblick hob Musaron auf den Befehl seines Herrn das Aissa wohlbekannte Banner in die Luft.

Das Mädchen erblickte dieses geliebte Signal, faltete voll Begeisterung die Hände und rief:

„Er sieht mich! er hört mich! . . . Verzeiht mir, Mothril, ich hatte Euch mit Unrecht im Verdacht . . . Geht also zum König und sagt ihm, ich folge Euch."

Mothril wandte die Augen nach der Ebene, sah die Fahne, erkannte sie, erbleichte und stammelte:

„Ich gehe."

Dann rief er voll Wuth, so bald es Aissa nicht mehr hören konnte:

„Verfluchter Christ! Du wirst mich also immer verfolgen? Oh! ich werde Dir entkommen!"

## Dreiundsiebzigstes Kapitel.

### Entweichung.

Don Pedro empfing Aissa auf der Plattform mitten unter den Zeugen, die sie gewünscht hatte.

Seine Liebe drückte sich ohne flammende Worte aus, sein Verlangen war schon sehr abgekühlt durch den beunruhigenden Gedanken an seine Entweichung, die er in kürzester Zeit zu bewerkstelligen hatte.

Aissa hatte also unter diesen Umständen Mothril nichts vorzuwerfen, und überdies schaute sie unablässig während der ganzen Unterredung nach dem beseligenden Banner von Mauleon, das glänzend in der Sonne am äußersten Ende der Verschanzungen flatterte.

Aissa sah unter diesem Banner einen Gewappneten, den sie aus der Ferne für Mauleon halten konnte; so hatte es unser Ritter berechnet. Er fand so ein Mittel, Aissa zu beruhigen, indem er ihr seine Gegenwart offenbarte, und Mothril, indem er seinen Verdacht in Beziehung auf irgend ein geheimes Unternehmen beseitigte.

Don Pedro beschloß, drei von seinen ergebensten Freunden sollten sich bereit halten, in der Nacht die Erowälle zu recognosciren.

Es gab wohl einen Punkt des Walles, der nachlässiger bewacht wurde, als die anderen, dies war diejenige Seite des Felsens, welche abschüssig in eine Schlucht hinabfiel. Von verschiedenen Seiten rieth man dem König, hier sich an einem Seil hinabzulassen, das man an einem Fenster von Aissa anbinden würde; doch wäre der König einmal unten, so hätte er kein Pferd, um sich rasch zu entfernen.

Man beschloß also, die Wälle an der schwächste Stelle zu sondiren und sich hier einen Weg zu bahnen auf welchem der König, nachdem die Wachen beseitigt oder erdolcht wären, auf einem guten Roß entfliehen könnte.

Doch die Sonne des Tags versprach eine hell Nacht, was der Ausführung des Plans Eintrag that

Plötzlich, als hätte sich das Glück entschlossen, je den Wunsch von Don Pedro zu begünstigen, trieb de Westwind brennende Sandwirbel von der Ebene empor und kupferfarbige, in langen Bandstreifen ausgestreckte Wolken erschienen vom Hintergrund des Horizonts wi der Vortrab eines furchtbaren Heers.

Indeß die Sonne hinter den Thürmen von Toled erlosch, schwärzten und verhüllten diese dicht gewordene Wolken den Himmel wie in einem dunkeln Mantel.

Ein starker Regen fiel gegen neun Uhr Abends.

Agenor und Musaron hatten sich sogleich nach Son nenuntergang neben einander in ihrer Grotte bei de Quelle verborgen.

Die vom Stammler von Villaines ausgewählte Leute hatten sich unter der äußeren Wand des Walle ein Obdach in der durch die Sonne des Tages ausge trockneten Erde gegraben, so daß rings um Montie ein ununterbrochener Cordon von diesen verborgene Leuten gezogen war.

Zum Anschein und nach dem Befehl von Agenor der seit dem Abgange des Connetable in Allem di Initiative genommen hatte, waren in gleicher Entfer nung von einander Schildwachen aufgestellt, welche di Umschanzungslinie bewachten. Der Regen nöthigte di Schildwachen, sich in ihre Mäntel zu hüllen; einige leg ten sich in diesen Mänteln nieder.

Um zehn Uhr hörten Agenor und Musaron den Felsen unter den Tritten von Männern beben.

Sie horchten aufmerksamer und sahen am End drei Officiere von Don Pedro vorübergehen, welche mi

der ängstlichsten Vorsicht und mehr kriechend als gehend den Wall an einem zum Voraus bezeichneten Ort untersuchten. Man hatte absichtlich von dieser Stelle die Schildwache entfernt. Es war hier nur der Officier unter der äußeren Erdverkleidung verborgen.

Die Officiere sahen, daß diese Seite nicht bewacht war. Sie theilten sich diese Entdeckung voll Freude mit, und Agenor hörte, wie sie sich dazu Glück wünschten, als sie die steile Treppe hinaufstiegen.

Der Eine von ihnen sagte mit halber Stimme:

„Es ist schlüpfrig, und die Pferde werden Mühe haben, wenn sie herabsteigen, die Füße sicher aufzusetzen."

„Ja, aber sie werden desto besser in der Ebene laufen," erwiederte ein Anderer.

Diese Worte erfüllten das Herz von Agenor mit Freude.

Er schickte Musaron zu den Verschanzungen, um dem nächsten bretagnischen Officier zu melden, es würde etwas Neues vorgehen.

Der auf dem Boden liegende Officier theilte die Kunde seinem Nachbar mit, welcher dasselbe that, und so lief die von Agenor gegebene Nachricht rings um Montiel.

Es war keine halbe Stunde vorüber, als Agenor oben auf der Plattform das Hufeisen eines Rosses auf den Felsen schlagen hörte.

Es war ihm, als ob dieses Geräusch sein Herz aufrisse, so tief und schmerzlich war der Eindruck.

Das Geräusch kam näher, andere Tritte von Pferden ließen sich hören, doch nur für Agenor und Musaron allein bemerkbar.

Der König hatte wirklich Befehl gegeben, die Hufe der Rosse mit Werg zu umwickeln, damit sie weniger stark schallten.

Der König kam zuletzt; ein schwacher trockener

Husten, den er nicht zurückzuhalten vermochte, verriet seine Gegenwart.

Er ging nur mit großer Mühe, indem er sein Pfer durch den Zaum festhielt, denn es glischte auf dem jähe Abhang mit den Hinterfüßen aus.

Während die Flüchtlinge nach und nach an de Grotte vorüberzogen, erkannten Musaron und Agenor dieselben. Als die Reihe an Don Pedro kam, sahen si vollkommen sein bleiches, aber ruhiges Gesicht.

Sobald sie die Verschanzungen erreichten, stiegen die zwei ersten Flüchtlinge zu Pferd und setzten über di Brustwehr; doch sie hatten kaum zehn Schritte gemacht als sie in einen bereiteten Graben fielen, wo sie zwanzi Bewaffnete knebelten und geräuschlos wegführten.

Don Pedro, der nichts vermuthete, schwang sich ebenfalls in den Sattel; doch plötzlich wurde er von Agenor gepackt, der ihn mit zwei nervigen Armen umfing während ihm Musaron den Mund mit einem Gürte schloß.

Nachdem dies geschehen, gab Musaron dem Pferd einen Dolchstoß, dieses sprang über die Verschanzung un entfloh mit einem schallenden Galopp auf dem felsige Boden.

Don Pedro sträubte sich mit der Stärke der Ver zweiflung.

„Seid ruhig," sagte ihm Agenor ins Ohr, „ic werde genöthigt sein, Euch zu tödten, wenn Ihr Lärme macht."

Es gelang Don Pedro, die halb erstickten Wort hören zu lassen:

„Ich bin der König, behandelt mich als Ritter!

„Ich weiß wohl, daß Ihr der König seid, und ic erwartete Euch hier," sprach Agenor. „Bei meine Ritterwort, Ihr sollt nicht mißhandelt werden."

Und er nahm den Prinzen auf seine starken Schul tern und zog so durch die Linien der Verschanzunge mitten unter den Officieren, welche vor Freude sprangen

„Stille, stille!“ sagte Agenor, „keinen Lärmen, meine Herren, kein Geschrei! Ich habe die Angelegenheiten des Connetable besorgt, macht nicht, daß die meinigen scheitern.“

Er trug seinen Gefangenen in das Zelt des Stammlers von Villaines, der ihm um den Hals fiel und ihn zärtlich umarmte.

„Geschwinde! geschwinde!“ rief dieser Kapitän, „Eilboten an den König, der vor Toledo ist; Eilboten an den Connetable, der das Feld behauptet, um ihm zu melden, der Krieg sei beendigt.“

---

## Vierundsiebzigstes Kapitel.

### Die Schwierigkeit.

Während das ganze Lager der Bretagner die Nacht in der Trunkenheit des Triumphes und Don Pedro in den Bangigkeiten des Schreckens hinbrachte, benachrichtigten Cavaliere, welche die besten Pferde des Heeres ritten, Don Enrique und den Connetable.

Agenor war die Nacht bei dem Gefangenen geblieben, der, sich in ein scheues Stillschweigen verschließend, jeden Trost wie jede Erleichterung zurückwies.

Man konnte einen König, einen Feldherrn nicht gebunden lassen: man band ihn also los, nachdem man ihm sein adeliges Wort abgenommen, daß er keinen Versuch, zu entfliehen, machen wolle.

„Aber,“ sagte der Stammler zu seinen Officieren, man kennt den Werth des Wortes vom König Don

Pedro: verdoppelt die Posten und laßt das Zelt so umstellen, daß er nicht einmal einen Gedanken an eine Flucht haben kann."

Man fand den Connetable drei Meilen von Montiel; er jagte vor sich her wie Herden die Trümmer der zwei Tage vorher besiegten Armee, und vervollständigte so durch eine Beute an Gefangenen mit reichem Lösegeld den Gewinn dieses wichtigen Tages. Denn die Toledaner hatten sich geweigert, ihre Thore selbst den Besiegten, ihren Verbündeten, zu öffnen, so sehr befürchteten sie einen Betrug, wie er in jenen barbarischen Zeiten, wo die List einen ebenso großen Platz einnahm, als die Stärke, gänge und gebe war.

Der Connetable hatte nicht sobald die Nachricht vernommen, als er ausrief:

„Dieser Mauleon hatte mehr Geist als wir."

Und er ritt mit einer unbeschreiblichen Freude gen Montiel.

Als er ankam, versilberte schon der anbrechende Tag die Gipfel der Berge. Der Connetable schloß den in seinem Triumph bescheidenen Mauleon in seine Arme und sprach zu ihm:

„Ich danke Euch, Messire, für Eure muthige Beharrlichkeit und für Eure Scharfsichtigkeit. Wo ist der Gefangene?" fügte er bei.

„In dem Zelte des Stammlers von Villaines," erwiederte Mauleon; „doch er schläft oder stellt sich, als schliefe er."

„Ich will ihn nicht sehen," sagte Bertrand; „es geziemt sich, daß die erste Person, mit der Don Pedro eine Unterredung pflegen wird, Enrique, sein Sieger und sein Gebieter, ist. Hat man scharfe Bewachung angeordnet? Gewisse böse Geister brauchen nur ein gutes Gebet zum Teufel, um befreit zu werden."

„Es sind dreißig Ritter um das Zelt her aufgestellt, Messire," antwortete Agenor. „Don Pedro wird nicht entkommen, wenn ihn nicht ein Engel Satans

n den Haaren fortzieht, wie einst den Propheten Ha-
akuk; auch würden wir ihn weggehen sehen . . ."

„Und ich würde ihm mitten in die Luft einen
olzen nachschicken, daß er noch vor dem Engel der
insterniß in die Hölle käme," sagte Musaron.

„Man schlage mir ein Feldbett vor dem Zelt auf,"
efahl der Connetable. „Ich will wie die Anderen
en Gefangenen bewachen, um ihn selbst Don Enrique
orzustellen."

Man gehorchte dem Connetable, und sein Bett,
us Brettern und Heidekraut bestehend, wurde vor der
hüre des Zeltes bereitet.

„Ah!" rief Bertrand, „er ist beinahe ein Ungläu-
iger und im Stande, sich umzubringen; hat man ihm
eine Waffen abgenommen?"

„Man hat es nicht gewagt, hoher Herr; es ist ein
eheiligtes Haupt, denn man hat ihn vor dem Altar
Gottes zum König ausgerufen."

„Das ist richtig: übrigens ist man ihm bis auf die
rsten Befehle von Don Enrique jede Achtung und jeden
Beistand schuldig."

„Ihr seht, hoher Herr," sprach Agenor, „Ihr seht,
ie sehr jener Spanier log, als er Euch versicherte,
Don Pedro wäre nicht in Montiel."

„Wir werden auch diesen Spanier und die ganze
Garnison henken lassen," sagte ruhig der Stammler
on Villaines. „Durch seine Lüge hat er den Conne-
able seines Wortes entbunden."

„Hoher Herr," sprach Agenor lebhaft, „diese un-
lücklichen Soldaten haben keine Schuld, wenn ein An-
uhrer befiehlt. Ueberdies würdet Ihr, wenn sie sich
rgeben, einen Mord begehen, und wenn sie sich nicht
rgeben, wird man sich ihrer nicht bemächtigen."

„Man wird sich ihrer durch Aushungerung bemäch-
igen," erwiederte der Connetable.

Der Gedanke, Aissa Hungers sterben zu sehen, riß

Mauleon über alle Grenzen seiner natürlichen Zurückhaltung.

„Oh! meine edle Herren," sagte er, „Ihr werdet keine solche Grausamkeit begehen!"

„Wir werden die Lüge und die Unredlichkeit bestrafen," entgegnete der Connetable. „Muß man sich übrigens nicht Glück wünschen, daß uns diese Lüge Gelegenheit bietet, den Saracenen Mothril zu bestrafen? Ich will einen Parlamentär an diesen Elenden abschicken, um ihm zu verkündigen, Don Pedro sei gefangen genommen; da man ihn gefangen genommen, so sei er in Montiel gewesen; man habe mich folglich belogen, und zum Beispiel für alle Betrüger werde die Garnison decimirt, wenn sie sich ergebe, und zum Hungertode verurtheilt, wenn sie sich nicht ergebe."

„Und Dona Aissa?" unterbrach ihn Mauleon, bleich vor Angst und Liebe.

„Wir werden die Frauen verschonen, wohlverstanden," erwiederte Duguesclin; „denn verflucht sei der Kriegsmann, der die Greise, die Kinder und die Frauen nicht schont!"

„Aber Mothril wird Aissa nicht schonen, gnädiger Herr; das hieße sie einem Andern nach ihm überlassen; Ihr kennt ihn nicht, er wird sie tödten . . . Ihr habt mir aber versprochen, mir zu gehen, was ich mir von Euch erbitten würde, Messire; ich bitte Euch um das Leben von Aissa."

„Und ich bewillige es Euch, mein Freund; doch wie werdet Ihr es machen, um sie zu retten?"

„Ich flehe Eure Herrlichkeit an, keinen anderen Parlamentär an Mothril zu schicken, als mich, und mir die Worte zu überlassen, die ich zu ihm sprechen werde. . . . Ich flehe Euch so für eine rasche Unterwerfung des Mauren und der Garnison . . . Doch habt Mitleid, gnädiger Herr, schont das Leben der unglücklichen Soldaten! sie haben nichts gethan."

„Ich sehe, daß man sich in Euren Willen ergeben

nuß. Ihr habt mir genugsam gedient, daß ich Euch nichts abschlagen kann. Der König seinerseits verankt Euch ebenso vie, als mir, denn Ihr habt Don Pedro gefangen genommen, ohne den unser Sieg unvollständig war. Ich kann Euch also in seinem Namen vie in dem meinigen bewilligen, was Ihr wünscht. Aissa ehört Euch; den Soldaten, den Officieren sogar der Garnison soll mit ihrer besten Habe freier Abzug gesichert sein; doch Mothril wird gehenkt."

„Gnädigster Herr . . ."

„Oh! fordert das nicht, denn es kann Euch nicht gewährt werden. Ich würde Gott beleidigen, wenn ich diesen Ruchlosen verschonte."

„Gnädigster Herr, er wird mich vor Allem fragen, ob ihm das Leben geschenkt sein soll; was werde ich antworten?"

„Antwortet, was Ihr wollt, Messire von Mauleon."

„Aber Ihr hättet ihn nach den Bedingungen des mit Rodrigo Sanatrias abgeschlossenen Waffenstillstands verschont."

„Ihn! nie! Ich habe gesagt, die Garnison. Mothril ist ein Saracene, ich zähle ihn nicht unter den Vertheidigern des Schlosses; das ist überdies eine Rechnung, welche zwischen Gott und mir geordnet werden muß. Habt Ihr nur Aissa, mein Freund, das Uebrige geht Euch nichts an. Laßt mich machen."

„Ich flehe Euch noch einmal an, Messire. Ja, dieser Mothril ist ein Elender, ja, seine Bestrafung dürfte Gott angenehm sein; doch er ist entwaffnet, er kann nicht mehr schaden . . ."

„Es ist gerade, als ob Ihr zu einer Bildsäule prächet, Sire von Mauleon," erwiederte der Connetable. „Ich bitte Euch, laßt mich ruhen. Was die Worte betrifft, die Ihr der Garnison überbringt, so stelle ich das ganz Euch anheim. Geht!"

Es war nichts mehr einzuwenden. Agenor wußte

wohl, daß Duguesclin, wenn er einmal einen Entschluß gefaßt hatte, unbeugsam blieb und nie zurückwich.

Er begriff auch, daß Mothril, wenn es ihm bekannt, Don Pedro sei in die Hände der Bretagner gefallen, nichts mehr schonen würde, weil er wüßte, er hätte auch keine Schonung zu erwarten.

Mothril war in der That einer von den Menschen, die das Gewicht des Hasses, den sie einflößen, zu tragen und sich den Folgen davon zu unterziehen wissen. Unversöhnlich gegen Andere, fügte er sich darein, keine Gnade zu erhalten.

Dann würde auch Mothril nie einwilligen, Aissa herauszugeben. Die Lage von Agenor war äußerst schwierig.

„Wenn ich lüge, so entehre ich mich," sagte er; „wenn ich Mothril das Leben verspreche, ohne mein Wort zu halten, werde ich unwürdig der Liebe einer Frau und der Achtung der Männer."

Er war in das Gewirre dieser grausamen Verlegenheiten versunken, als die Trompeten die Ankunft von König Enrique vor dem Zelte verkündigten.

Es war schon hoch am Tag und man sah vom Lager aus die Plattform, auf der Mothril und Don Rodrigo, lebhaft sprechend, auf und abgingen.

„Was der Connetable Euch nicht bewilligt hat, wird Euch König Enrique bewilligen," sagte Musaron zu seinem Herrn, als er ihn ganz traurig sah: „bittet, und Ihr werdet erhalten. Was liegt an dem Mund der Ja sagt, sagt er nur ein Ja, das Ihr, ohne zu lügen, Mothril überbringen könnt?"

„Versuchen wir es," sprach Agenor.

Und er kniete bei dem Steigbügel von Enrique nieder, dem ein Stallmeister vom Pferde half.

„Gute Kunde, wie es scheint," sagte der König.

„Ja, Hoheit."

„Ich will Euch belohnen, Mauleon; verlangt eine Grafschaft, wenn Ihr wollt."

„Ich bitte Euch um das Leben von Mothril.“

„Das ist mehr als eine Grafschaft, doch es sei Euch gewährt,“ antwortete Enrique.

„Geht geschwinde, gnädiger Herr.“ sagte Musaron einem Gebieter ins Ohr, „denn der Connetable kommt, und es wäre zu spät, wenn er es hörte.“

Agenor küßte dem König die Hand; dieser setzte den Fuß auf die Erde und rief:

„Guten Morgen, lieber Connetable, es scheint, der Verräther ist in unsern Händen?“

„Ja, Hoheit,“ sagte Bertrand, der sich stellte, als bemerkte er nicht, wie Agenor mit Enrique sprach.

Der junge Mann eilte weg, als ob er einen Schatz mit sich trüge. Als beauftragter Parlamentär hatte er das Recht zwei Trompeter mitzunehmen: er wählte sie, schickte sie voraus und flieg, gefolgt vom unzertrennlichen Musaron, bis zur ersten Pforte des Schlosses hinan.

---

## Fünfundsiebzigstes Kapitel.

### Diplomatie der Liebe.

Man öffnete ihm ungesäumt das Thor, und er vermochte, auf dem Wege fortschreitend, die Schwierigkeiten des Terrain zu beurtheilen.

Zuweilen hatte der Pfad nicht mehr als einen Fuß Breite, und überall fiel der Felsen senkrecht in den ausgehöhlten Trichter hinab; nicht gewöhnt an Berge, fühlten die Bretagner, wie sich der Schwindel ihrer bemächtigte.

„Die Liebe macht uns sehr unvorsichtig, gnädiger Herr," sagte Musaron zu seinem Gebieter; „doch... Gott ist am Ende aller Dinge."

„Vergissest Du, daß unsere Personen unverletzlich sind?"

„Ei! gnädiger Herr, was hat der verfluchte Maure zu schonen, und was seht Ihr Unverletzliches für ihn auf der Erde?"

Agenor hieß seinen Knappen schweigen, stieg immer weiter hinauf und gelangte auf die Platiform, wo ihn Mothril erwartete, der ihn auf dem Wege erkannt hatte.

„Der Franzose!" murmelte er, „was bedeutet seine Gegenwart im Schloß?"

Die Trompeter bliesen; Mothril erwiederte durch ein Zeichen, er höre.

Agenor sprach:

„Ich komme im Auftrage des Connetable, um Dir Folgendes zu sagen: „„Ich schloß einen Waffenstillstand mit meinen Feinden unter der Bedingung, daß Niemand das Schloß verlasse . . . Ich sicherte Allen das Leben unter dieser Bedingung; heute muß ich von meiner Zusage abgehen, da Ihr Euer Wort gebrochen habt.""

Mothril wurde bleich und erwiederte:

„Worin?"

„In dieser Nacht sind drei Reiter über die Verschanzung gezogen, trotz unserer Schildwachen," fuhr Agenor fort.

„Nun!" sagte Mothril, der sich gewaltig gegen sich selbst anstrengte, „man muß sie mit dem Tod bestrafen . . . denn sie sind meineidig geworden."

„Das wäre leicht, wenn man sie in den Händen hätte," erwiederte Agenor, „doch sie sind entflohen."

„Warum habt Ihr sie nicht festgenommen?" rief Mothril, unfähig, seine Freude gänzlich zu mäßigen, nachdem er eine so lebhafte Angst empfunden hatte.

„Weil unsere Leute, auf Euer Wort bauend, minder

gewöhnlich wachten, und weil nach dem Ur=
ier anwesenden Senor Rodrigo Keiner von
nteresse hatte, zu entfliehen, da Euch Allen
gesichert war . . .
schließst Du hieraus?" fragte der Maure.
die Bedingungen des Waffenstillstands eine
g zu erleiden haben."
ich vermuthete es," sprach Mothril mit
me. „Die Milde der Christen ist zerbrech=
Glas; man muß sich in Acht nehmen, daß
n Trinken nicht zerbricht. Du kommst, um
ten, mehrere Soldaten . . . sind es Sol=
. haben sich aus Montiel geflüchtet, und Du
öthigt sein, uns Alle dem Tod zu überant=

vor Allem, Saracene," sprach Agenor, ver=
iesen Vorwurf und durch diese Voraussetzung,
mußt Du wissen, wer die Flüchtlinge sind."
sollte ich das wissen?"
Deine Garnison."
in es nicht, der hier befehligt."
hörst also nicht zur Garnison?" fragte rasch
Du bist also nicht mit in dem Waffenstillstand

ist listig für einen jungen Mann."
in es durch das Mißtrauen geworden, weil
Saracenen gesehen; doch antworte."
in in der That der Anführer," sagte Mothril,
rtheile einer Capitulation, wenn eine solche
re, zu verlieren befürchtete.
ehst, daß ich Recht hatte, List zu gebrau=
u logst . . . Doch hierum handelt es sich
gestehst, man habe die Bedingungen ver=

sagst Du, Christ."
Du wirst mir glauben," entgegnete Mauleon

mit stolzem Wesen. „Vernimm den Befehl des Connetable, unseres obersten Gebieters: „„Der Platz wird noch heute übergeben, oder die strengste Blockade beginnt.““

„Ist das Alles?“

„Das ist Alles.“

„Man wird uns aushungern?“

„Ja.“

„Und wenn wir sterben wollen?“

„Das steht Euch frei.“

Mothril schaute Agenor mit einem ganz besondern Ausdruck an, den dieser vollkommen begriff.

„Allen?“ fragte er, dieses Wort stark betonend.

„Allen,“ erwiederte Mauleon; „doch wenn Ihr sterbt, so geschieht es, weil Ihr es so wollt . . . glaube mir, Don Pedro wird Euch keine Hülfe bringen.“

„Meinst Du?“

„Ich bin dessen sicher.“

„Warum?“

„Weil wir ihm ein Heer entgegen zu stellen haben, während er keines mehr hat, und weil Ihr vor dem Tag, wo er eines gefunden hat, Alle Hungers gestorben sein werdet.“

„Dein Schluß ist richtig, Christ.“

„Rettet also Euer Leben, da die Sache in Eurer Macht liegt.“

„Ah! Du bietest uns das Leben?“

„Ich biete es Euch.“

„Auf wessen Wort? Auf das des Connetable?“

„Auf das des Königs, der so eben angekommen.“

„In der That, er ist angekommen,“ sprach Mothril voll Unruhe, „doch ich sehe ihn nicht.“

„Schaue nach seinem Zelt . . . oder vielmehr nach dem des Stammlers von Villaines.“

„Ja . . . ja . . . Du bist sicher, daß er uns das Leben gewähren wird.“

„Ich verbürge mich dafür.“

„Und mir auch?"

„Auch Dir . . . Mothril; ich habe das Wort des Königs."

„Wir können uns zurückziehen, wohin es uns beliebt?"

„Wohin es Euch beliebt."

„Mit Knechten, Gepäcke und Schätzen?"

„Ja, Saracene."

„Das ist sehr hübsch! . . ."

„Du glaubst nicht daran? . . . Du bist ein Narr; darum sollten wir Dich bitten, heute zu uns zu kommen, während wir Dich todt oder lebendig haben werden, wenn wir einen Monat hier bleiben."

„Oh! Ihr könnt Don Pedro fürchten."

„Ich versichere Dich, daß wir ihn nicht fürchten."

„Christ, ich will es mir überlegen."

„Wenn Du Dich in zwei Stunden nicht ergeben hast, so betrachte Dich als todt," sprach ungeduldig der junge Mann. „Der eherne Gürtel wird sich nicht mehr öffnen."

„Gut! gut! zwei Stunden! das ist keine bedeutende Großmuth," sagte Mothril, ängstlich den Horizont befragend, als sollte aus der Ebene ein Retter erstehen.

„Ist das Deine ganze Antwort?" fragte Agenor.

„In zwei Stunden," stammelte Mothril zerstreut.

„Oh! gnädiger Herr, er wird sich ergeben, Ihr habt ihn überzeugt," flüsterte Musaron seinem Herrn ins Ohr.

Plötzlich schaute Mothril nach dem Lager der Bretagner mit einer Aufmerksamkeit, die er nicht mehr verbarg.

„Oh! oh!" murmelte er, Rodrigo das Zelt des Stammlers von Villaines bezeichnend.

Der Spanier kniete auf die Brustwehr, um besser zu sehen.

„Deine Christen zerfleischen sich unter sich, wie es

scheint," sagte Mothril; „sieh, wie man nach jenem Zelte läuft."

Viele Officiere und Soldaten liefen in der That nach dem Zelt mit Merkmalen der lebhaftesten Angst.

Das Zelt bewegte sich, als würde es innerlich von Streitern erschüttert.

Agenor sah den Connetable mit einer Geberde des Zorns dahin stürzen.

„Es fällt etwas Seltsames und Furchtbares in dem Zelte vor, wo Don Pedro ist," sagte er, „laß uns gehen, Musaron."

Die Aufmerksamkeit des Mauren war durch diese unbegreifliche Bewegung abgelenkt. Die von Rodrigo war es noch mehr. Agenor benützte ihre Unachtsamkeit, um mit seinen Bretagnern den steilen Abhang hinab zusteigen. Mitten auf dem Weg hörte er einen furchtbaren Schrei, der von der Ebene zum Himmel emporbrang.

Es war Zeit, daß er die Schranken erreichte; kaum hatte man das Thor hinter ihm geschlossen, als Mothril mit einer Donnerstimme ausrief:

„Allah! Allah! der Verräther täuschte mich. Sie haben den König Don Pedro gefangen genommen. Allah! man verhafte den Franzosen und er diene uns als Geißel. Zu den Thoren, schließt! schließt!"

Doch Agenor war schon jenseits der Verschanzungen und in Sicherheit; er konnte sogar in seinem ganzen Umfang das furchtbare Schauspiel sehen, dem der Maure von der Plattform herab beigewohnt hatte.

„Barmherziger Gott!" sagte Agenor, zitternd und die Arme zum Himmel erhebend, „eine Minute länger, und wir waren gefangen und verloren: was ich hier in diesem Zelt sehe, hätte Mothril für seine blutigsten Repressalien entschuldigt."

## Sechsundsiebzigstes Kapitel.

man in dem Zelte des Stammlers von Villaines sah.

er König Don Enrique, nachdem er Agenor ver- und ihm die Begnadigung von Mothril gewährt wischte sein Gesicht ab und sagte zum Conne-

Mein Freund, mein Herz schlägt stark, ich werde Demüthigung denjenigen sehen, welchen ich auf d hasse; das ist eine Freude, gemischt mit Bitter- nd ich kann mir die Mischung in diesem Augen- icht erklären."

Sire," erwiederte der Connetable, „dies beweist, s Herz Eurer Majestät edel und groß ist, sonst es nichts Anderes mehr enthalten, als die Freude iumphes."

Das ist seltsam," fügte der König bei, „es ist , daß ich in dieses Zelt nur mit Mißtrauen und, derhole es, nur mit beklommenem Herzen ein- . . Wie ist er?"

Sire, er sitzt auf einem Stuhl und hält seinen in seine Hände gesenkt. Er scheint niederge- n."

nrique von Transtamare machte ein Zeichen mit nd und Jeder entfernte sich.

Connetable," sagte er ganz leise, „ich bitte, einen Rath. Ich will sein Leben verschonen, aber soll verbannen oder in eine Festung einschließen?"

Fragt mich nicht um Rath, Sire König," ant- der Connetable, „denn ich vermöchte Euch kei-

nen zu geben. Ihr seid weiser als ich und steht einer Bruder gegenüber. Gott gebe Euch ein, was Ihr z thun habt."

„Eure Worte haben meinen Entschluß ohne Um kehr festgestellt, Connetable; ich danke Euch."

Der König hob den Leinwandflügel auf, der da Zelt schloß, und trat ein.

Don Pedro hatte die Stellung nicht verlassen die Dugueselin dem König geschildert. Nur seine Ver zweiflung war nicht schweigsam; sie verrieth sich nac außen bald durch dumpfe, bald durch geräuschvolle Aus rufungen, und man hätte glauben sollen, es habe sic seiner ein Anfang von Wahnsinn bemächtigt.

Der Tritt von Enrique machte, daß Don Pedr das Haupt erhob.

Sobald er seinen Sieger an seiner majestätische Haltung und an seinem aus einem goldenen Löwen beste henden Helmschmuck erkannte, ergriff ihn die Wuth.

„Du kommst," sagte er, „Du wagst es, zu kommen!

Enrique antwortete nicht; er beobachtete sein g lassenes Wesen und sein Stillschweigen.

„Vergebens habe ich Dich im Kampfe gerufen, fuhr Don Pedro, sich stufenweise erhitzend, fort; „do Du hast nur den Muth, einen besiegten Feind zu b leidigen, und selbst in diesem Augenblicke verbirgst D Dein Gesicht, damit ich Deine Blässe nicht sehe."

Enrique machte langsam die Spangen seines He mes los und stellte ihn auf den Tisch. Sein Gesic war wirklich bleich, aber seine Augen bewahrten ei milde Freundlichkeit.

Diese Ruhe brachte Don Pedro außer sich. E stand auf und rief:

„Ja, ich erkenne den Bastard meines Vaters, de jenigen, welcher sich König von Castilien nennt und ve gißt, daß es keinen andern König von Castilien gebe wird, so lange ich lebe."

Den blutigen Beleidigungen seines Feindes such

Enrique die Geduld entgegenzusetzen; aber der Zorn
lieg ihm stufenweise zur Stirne und Tropfen kalten
Schweißes fingen an über sein Gesicht zu laufen.

„Nehmt Euch in Acht," sagte er mit zitternder
Stimme, „Ihr seid hier bei mir, vergeßt das nicht.
Ich beleidige Euch nicht, und Ihr entehrt Eure Geburt
urch Worte, welche unserer Beider unwürdig sind."

„Bastard!" schrie Don Pedro, „Bastard . . . Ba-
tard!"

„Elender! Du willst also meinen Zorn entfesseln?"

„Oh! ich bin sehr ruhig," erwiederte Don Pedro,
ndem er sich ihm mit entflammten Augen und leichen-
leichen Lippen näherte; „Du wirst Deinen Zorn nicht
eiter gehen lassen, als es die Sorge für Deine Selbst-
rhaltung heischt. Du hast Angst . . ."

„Du lügst!" brüllte Don Enrique in maßlosem
Grimm.

Statt zu antworten, packte Don Pedro Enrique
ei der Gurgel, und Don Enrique preßte Don Pedro
nit seinen Armen zusammen.

„Ah!" sagte der Besiegte, „es fehlte uns nur die-
er Kampf; Du sollst sehen, er wird entscheidend sein."

Sie kämpften mit solcher Heftigkeit, daß das Zelt
rschüttert wurde, daß die Leinwand schwankte, und daß
ei dem Lärmen der Connetable, der Stammler und
ehrere Officiere herbeiliefen.

Um einzudringen, sahen sie sich genöthigt, mit ih-
en Schwertern die Leinwand des Zeltes zu schlitzen.
Fest an einander gepreßt, einander wie zwei Schlangen
mschlingend, hielten sich die zwei Feinde an den Vor-
ängen selbst mit ihren bespornten Füßen angeklam-
nert.

Da sah man ganz offen das Innere des Zeltes
nd den mörderischen Kampf.

Der Connetable stieß einen gewaltigen Schrei aus.

Tausend Soldaten flogen in der Richtung des Zel-
es herbei.

Da konnte Mothril von der Plattform herab sehen; fing auch Mauleon an vom Ende der Verschanzung zu seh

Die zwei Gegner wälzten und krümmten sich u suchten, so oft sie einen Arm frei hatten, sich einer Wa zu bemächtigen.

Don Pedro war der Glücklichere; es gelang ih Enrique von Transtamare unter sich zu bringen, u während er ihn mit seinem Knie festhielt, zog er a seinem Gürtel einen kleinen Dolch, um seinem Fein einen Stoß zu versetzen. Aber die Gefahr gab En que seine Kräfte wieder; er warf noch einmal sein Bruder von sich ab und hielt ihn auf der Seite. S neben einander, bliesen sie sich das verzehrende Feu ihres ohnmächtigen Hasses in's Gesicht.

„Es soll ein Ende werden," rief Don Pedro, a er sah, daß es Niemand wagte, sie zu berühren, so se beherrschten die königliche Majestät und das Grau hafte der Lage die Anwesenden. „Heute kein König v Castilien mehr, aber auch kein Thronräuber mehr. I höre auf zu regieren, doch ich bin gerächt. Man wi mich tödten, aber ich werde Dein Blut getrunk haben."

Und mit einer unverhofften Kraftanstrengung pre er seinen durch den Kampf erschöpften Bruder unt sich, drückte ihm die Gurgel zusammen und hob h Hand auf, um ihm den Dolch in den Leib zu stoßen.

Duguesclin, als er nun sah, daß er schon mit d Dolch das Panzerhemd und den Panzer erforschte, u die Blöße zu finden, packte ihn mit seiner kräftig Faust beim Fuß und bewirkte so, daß er das Gle gewicht verlor. Der Unglückliche rollte unter Enriq

„Ich mache weder Könige, noch vertilge ich s ich helfe meinem Herrn," sagte der Connetable n einer dumpfen, zitternden Stimme.

Enrique, der wieder athmen konnte, raffte ra seine Kräfte zusammen und zog sein Messer.

Es war nur ein Blitz. Der Stahl versenkte s

anz und gar in die Gurgel von Don Pedro; eine
lutwoge sprang in die Augen des Siegers und er-
ckte zugleich den furchtbaren Schrei, der aus den
ppen von Don Pedro hervordrang.

Die Hand des Verwundeten sank schlaff nieder,
ine Augen erloschen; er ließ seine finster zusammen-
zogene Stirne rückwärts gehen, und man hörte sei-
en Kopf gewichtig auf dem Boden aufschlagen.

„Oh! was habt Ihr gethan?“ rief Agenor, der
das Zelt gestürzt war und, die Haare gesträubt, sah,
ie der Leichnam im Blut schwamm und der Sieger
ieend in seiner rechten Hand seine Waffe hielt, wäh-
nd er sich mit der linken zu stützen suchte.

Eine furchtbare Stille schwebte über der ganzen
ersammlung.

Der königliche Mörder ließ seinen gerötheten Dolch
allen.

Man sah nun einen Blutbach unter dem Leichnam
ervorkommen und langsam über den Abhang des fel-
gen Bodens hinfließen.

Jeder wich vor dem Blut zurück, das noch rauchte,
s hätte es das Feuer des Zornes und des Hasses
ewahrt.

Don Enrique setzte sich, sobald er sich erhoben hatte,
eine Ecke des Zeltes und verbarg sein verdüstertes
esicht in seinen beiden Händen. Er konnte den Glanz
es Tages und die Blicke der Umstehenden nicht er-
tragen.

Eben so düster als er, aber energischer, hob ihn
r Connetable sachte auf und schickte die Zuschauer
ieser furchtbaren Scene weg.

„Sicherlich,“ sagte er, „sicherlich wäre es besser
ewesen, dieses Blut im Kampfgewühle mit Eurem
chwert oder mit Eurer Streitart zu vergießen. Doch
ott thut wohl, was er thut, und was er gethan, ist
Erfüllung gegangen. Kommt, Sire, und faßt wie-
r Muth.“

„Er hat sterben wollen," murmelte der Kön
beabsichtigte, ihm zu verzeihen . . . Seid beso
seine Ueberreste nicht länger den Blicken a
bleiben . . . daß ein ehrenvolles Begräbniß .

„Sire, denkt nicht mehr hieran . . . verg
und überlaßt uns die Sorge."

Der König schritt durch eine doppelte Reihe
samer, bestürzter Soldaten und verbarg sich i
andern Zelt.

Duguesclin ließ den Profoß der Bretagn
men und sagte, indem er auf den Leichnam v
Pedro deutete:

„Du schneidest diesen Kopf ab . . . . u
Stammler von Villaines, Ihr schickt ihn nach
Das ist der Gebrauch in diesem Land, wo w
die Usurpatoren des Namens der Todten nic
das Recht haben, die Regierung und die Ruhe
bendigen zu stören."

Kaum hatte er vollendet, als ein Spanier
Festung erschien und im Auftrag des Gouvern
kündigte, die Garnison würde um acht Uhr Ab
mäß den vom Parlamentär des Connetable
Bedingungen die Waffen strecken.

## Siebenundsiebzigstes Kapitel.

### Der Entschluß des Mauren.

Diese ganze so furchtbare, so rasche Sc
vom Schlosse Montiel in Folge des Verschieb
Vorhänge und der Beweglichkeit der dabei haup
thätigen Personen gesehen worden.

hat vernommen, daß bei der Zusammenkunft
or und Mothril der letztere, während er auf
läge des Parlamentärs horchte, häufig nach
schaute, wo irgend Etwas seine Aufmerksam-
ehen schien.
or suchte ihn glauben zu machen, die Bre-
ssen die Namen der Flüchtlinge der vergange-
nicht; er ließ ihn auch glauben, man habe
linge nicht habhaft werden können. Diese
beruhigte Mothril über das Schicksal von
o, denn bei der Dunkelheit der Nacht waren
vom Schloß nicht im Stande gewesen, den
Entweichung zu sehen, und die Bretagner
s sie den Fang machten, das tiefste Still-
beobachtet.
eil mußte also Don Pedro in Sicherheit

rachtete auch Anfangs die Vorschläge von
Als er aber nach der Ebene hinausschaute,
i im Heidekraut herumschweifende Pferde und
uf eine unzweifelhafte Weise unter ihnen mit
eren Blick das weiß und feuerfarbige Roß
Pedro, dieses edle Thier, das seinen Herrn
chtfeld von Montiel zurückgetragen hatte,
ie der Blitz aus dem Bereiche seiner Feinde
lte.
Bretagner hatten sich in ihrer Trunkenheit der
ächtigt und die Pferde vergessen, die, als sie
hen, und überdies erschrocken durch den Ueber-
ngreifer, aus den Verschanzungen entflohen
eie Feld gewannen.
anze übrige Nacht waren sie weidend und
nhergeschweift; doch bei Tagesanbruch hatte
tinct, die Treue vielleicht, zum Schloß zu-
, und hier war es, wo Mothril sie erblickte.
hatten nicht wieder den kreisförmigen Weg
n, auf dem sie weggegangen waren; so daß

sich die Schlucht zwischen ihnen und dem Schloß fan
eine tiefe, abschüssige Schlucht, die sie aufhielt.

Als Mothril diese Thiere erblickte, erbleichte
und faßte Zweifel an der Wahrhaftigkeit von Agenor
Da fing er an über die Bedingungen zu unterhandel
und sich das Leben für seine Person versprechen z
lassen.

Plötzlich erschien die Scene des Zeltes mit alle
ihren Schauern vor seinen Augen. Er erkannte de
goldenen Löwen von Enrique von Transtamare, da
glühende Haar von Don Pedro, seine energische Stärke
er erkannte seine Stimme, als der letzte Schrei, d
Schrei des Todes, scharf und herzzerreißend aus sein
durchschnittenen Kehle hervordrang.

Da hätte er gern Agenor zurückgehalten, um si
einen Geißel aus ihm zu machen, oder ihn Fetzen f
Fetzen zu zerfleischen; da gerieth er in Verzweiflun
Als er sah, daß man Don Pedro niedermetzelte, u
da er weder die Ursache, noch die Folge des Streit
kannte, sagte er sich, er sei verloren, er, der Anstift
des ermordeten Königs.

Von diesem Augenblick begriff er die ganze Tak
von Agenor.

Dieser versprach ihm das Leben, um ihn, wenn
von Montiel abziehen würde, niedermetzeln zu lass
und dann Aissa frei und unbeschränkt zu besitzen.

„Es ist möglich, daß ich sterbe," sagte der Mau
zu sich selbst; jedenfalls werde ich es versuchen, me
Leben zu erhalten; doch was Aissa betrifft, verflucht
Christ, sie sollst Du nicht haben, oder Du sollst sie u
todt mit mir haben."

Er verabredete sich mit Rodrigo, den Tod von D
Pedro zu verschweigen, den sie allein gesehen, und li
die Officiere von Montiel versammeln.

Alle waren der Ansicht, man müsse sich ergeben.

Mothril versuchte es vergebens, diese Leute zu übe

eben, der Tod sei der Gnade und Ungnade der Sieger vorzuziehen.

Rodrigo selbst bekämpfte sein Vorhaben.

„Man wollte mit Don Pedro ein Ende machen, vielleicht auch mit anderen Großen," sagte er; „doch uns, die man im Kampfe verschont ließ, uns, die wir Spanier sind, wie Don Enrique, warum sollte man uns niedermachen, da uns das Wort des Connetable das Leben verbürgt? Wir sind weder Saracenen, noch Mauren, und wir rufen denselben Gott an wie unsere Sieger."

Mothril sah wohl, daß Alles zu Ende war. Mit der Resignation seiner Landsleute neigte er das Haupt und versenkte sich allein in den Kreis eines unerschütterlichen, furchtbaren Entschlusses.

Rodrigo ließ verkündigen, die Garnison würde sich auf der Stelle ergeben. Mothril drang darauf, daß die Capitulation erst gegen Abend stattfinden sollte.

Man fügte sich zum letzten Mal in seinen Wunsch. Da schlug der Parlamentar Duguesclin acht Uhr Abends für die Uebergabe des Platzes vor.

Mothril schloß sich in die Gemächer des Gouverneur ein, um sich, wie er zu Rodrigo sagte, dem Gebet zu widmen.

„Ihr werdet," sprach er, „Ihr werdet die Garnison zur verabredeten Stunde, nämlich sobald es Nacht geworden, aufbrechen lassen: die Soldaten zuerst, dann die Unterofficiere, dann die Officiere und Ihr selbst; ich gehe mit Dona Aissa zuletzt."

Mothril, der allein geblieben, öffnete die Thüre des Zimmers von Aissa.

„Ihr seht, mein Kind," sagte er, „Alles erfolgt nach unsern Wünschen. Don Pedro ist nicht nur abgezogen, sondern todt."

„Todt!" rief das Mädchen mit einem Ausdruck des Schauers, den nur ein Rest von Zweifel mäßigte.

„Seht," sprach Mothril phlegmatisch, „kommt und schaut."

„Oh!" flüsterte Aissa, getheilt zwischen Bangigkeit und dem Wunsch, die Wahrheit zu erfahren.

„Zögert nicht, laßt Euch nicht so schleppen, Aissa; Ihr sollt sehen, wie die Christen ihre besiegten Feinde, ihre Gefangenen behandeln, diese Christen, die Ihr so sehr liebt."

Er zog das Mädchen aus dem Zimmer auf die Plattform und zeigte ihr das Zelt des Stammlers von Villaines mit dem noch auf dem Boden ausgestreckten Leichnam.

In dem Augenblick, wo Aissa stumm und bleich dieses gräßliche Schauspiel betrachtete, kniete ein Mann bei dem Todten nieder und trennte mit einem Schlag seines bretagnischen Beils den Kopf vom Rumpf.

Aissa stieß einen furchtbaren Schrei aus und fiel beinahe ohnmächtig in die Arme von Mothril.

Dieser trug sie in ihr Gemach, kniete am Fuße des Bettes, auf dem Aissa ruhte, nieder und sprach:

„Kind, Du siehst, Du weißt! das Schicksal, das Don Pedro getroffen, harrt meiner. Die Christen haben mir eine Capitulation angeboten und das Leben gesichert; doch sie hatten auch Don Pedro das Leben versprochen. So haben sie ihr Wort gehalten! Du bist jung und ohne Erfahrung; doch Dein Herz ist rein, Dein Sinn redlich: rathe mir, ich bitte Dich."

„Euch rathen? . . ."

„Du kennst deinen Christen, Du . . ."

„Und zwar einen Christen, der sein Wort nicht brechen, der Euch retten wird, weil er mich liebt."

„Du glaubst?" versetzte Mothril, düster das Haupt schüttelnd.

„Ich bin dessen sicher," antwortete das Mädchen mit der Begeisterung der Liebe.

„Kind!" sprach Mothril, „welches Ansehen hat er unter den Seinigen? Er ist ein einfacher Ritter und über

hm stehen Kapitäne, Generale, ein Connetable, ein König! Daß er verzeihen will, gebe ich zu; die Anderen nd unversöhnlich, man wird uns tödten!"

„Mich! . . ." rief die Maurin in einer Bewegung er Selbstsucht, die sie nicht zu bewältigen vermochte, nd die dem Mauren die Tiefe der Seele von Aissa, as heißt die Tiefe der Gefahr und die Nothwendigkeit ines schnellen Entschlusses zeigte.

„Nein," sagte er, „nein, Ihr seid ein junges, chönes, wünschenswerthes Mädchen. Diese Kapitäne, iese Generale, dieser Connetable, dieser König werden Euch verzeihen in der Hoffnung, ein Lächeln oder eine noch schmeichelhaftere Belohnung zu verdienen! Oh! Franzosen und Spanier sind galant!" fügte er mit einem nheimlichen Lächeln bei. „Doch ich! ich bin nur ein efährlicher Mann für Euch; mich werden sie opfern . . ."

„Ich sage Euch, daß Agenor da ist, daß er meine Ihre auf Kosten seines Lebens vertheidigen wird."

„Und wenn er stärbe, was würde aus Euch?"

„Ich habe den Tod als Zuflucht."

„Oh! ich sehe den Tod mit weniger Resignation ls Ihr an, Aissa, weil ich ihm näher stehe."

„Ich schwöre Euch, daß ich Euch retten werde."

„Worauf schwört Ihr mir?"

„Auf mein Leben . . . Uebrigens wiederhole ich, hr täuscht Euch, Mothril, was den Einfluß betrifft, en Agenor haben kann. Der König liebt ihn, er ist in guter Diener des Connetable, man hat ihm eine ichtige Sendung anvertraut, Ihr wißt . . . in Soia."

„Ja, und Ihr wißt es auch, Aissa, wie es scheint," rach der Maure mit einem von düsterer Eifersucht bedenen Blick.

Aissa erröthete vor Scham und Furcht, denn sie innerte sich, daß Soria für sie ein Name der Liebe nd unaussprechlicher Wonne war.

Dann sagte sie:

„Mein Ritter wird uns Beide retten. Ich werde ihm, wenn es sein muß, diese Bedingung stellen . . .“

„Hört mich doch, Kind,“ rief der Maure voll Ungeduld, als er sah, daß diese Liebeshalsstarrigkeit sich bei jedem Schritt auf dem Weg, auf den er sich stürzen wollte, ihm entgegenstellte; „Agenor ist so wenig im Stand, uns zu retten, daß er so eben hierher kam.“

„Er ist hier gewesen?“ rief Aissa, „hier? . . . und Ihr habt mich nicht davon in Kenntniß gesetzt?“

„Um Aller Augen auf Eure Liebe aufmerksam zu machen . . . Ihr vergeßt Eure Würde, Mädchen; er ist gekommen, sage ich, um mich zu bitten, ich möge ein Mittel finden, Euch den Beschimpfungen der Christen zu entziehen. Um diesen Preis versprach er mir, mich zu vertheidigen.“

„Beschimpfungen mir! mir, die ich eine Christin werde.“

Mothril gab einen Schrei der Wuth von sich, den er sogleich wieder durch die gebieterische Nothwendigkeit zurückdrängte.

„Wie soll ich es machen?“ fuhr Mothril fort; „rathet mir, die Zeit eilt. Diesen Abend wird der Platz den Christen übergeben; diesen Abend bin ich todt, und Ihr gehört als ein Theil der Beute den Anführern der Ungläubigen.“

„Was hat denn Agenor gesagt?“

„Er hat ein furchtbares Mittel vorgeschlagen, das Euch beweisen wird, wie groß die Gefahr ist.“

„Ein Mittel der Rettung?“

„Ein Mittel, zu entweichen.“

„Sprecht.“

„Schaut durch dieses Fenster. Ihr seht, daß auf dieser Seite der Felsen von Montiel völlig abschüssig, unzugänglich ist und so jählings sich in die Schlucht hinabzieht, daß die Bewachung hier überflüssig wäre, denn nur die Vögel, wenn sie fliegen, und die Schlangen, wenn sie kriechen, können am Felsgestein hinauf oder

kommen. Ueberdies haben die Franzosen, seit- sie nicht mehr auf Don Pedro lauern, diesen Punkt verlassen."

Aissa tauchte ihren Blick voll Angst in den schon das Herannahen der Nacht schwarz gefärbten und.

„Nun!" sagte sie.

„Der Franke hat mir gerathen, ein Seil an die gen dieses Gitters zu binden, es in die Schlucht hängen zu lassen, wie wir es für Don Pedro ma- wollten, und wie er es auch gethan hätte, wäre r ihn nicht nothwendig gewesen, unten ein Pferd nden. Er hat mir gerathen, mich, mit Euch in en Armen, an den Knoten dieses Seils anzubinden die Schlucht zu erreichen, während die Armee der ten an den Thoren des Schlosses mit der Ablösung Garnison, welche um acht Uhr Abends ohne Waffen ren wird, beschäftigt wäre."

Das Auge in Flammen, die Lippen bebend, hörte den Mauren an und schaute zum zweiten Mal en gähnenden Abgrund.

„Er hat diesen Rath gegeben?" fragte sie.

„Ja," sprach Mothril, und er fügte bei: „„Wenn hinabgekommen seid, werdet Ihr mich Eurer har- finden, und ich werde Euch die Mittel zur Flucht chtern.""

„Wie! er wird uns verlassen? . . . Er wird mich Euch allein lassen?"

Mothril erbleichte.

„Nein," sagte er. „Seht Ihr die drei Pferde, e die Jaras und die Madronios auf dem andern ng der Schlucht abweiden?"

„Ja, ja, ich sehe sie."

„Der Franke hat schon zur Hälfte sein Wort ge- n. Er hat seine Pferde geschickt, um uns zu er- en . . . Zähle sie, Aissa . . . es sind drei."

„Zu wie viel werden wir also fliehen? Oh! ja," rief sie, „Ihr, er, ich! . . . Oh! Mothril, mit ihm zu fliehen, stürze ich mich in den Schlund Flammen! . . . Wir gehen."

„Ihr habt keine Angst?"

„Da er meiner harrt!"

„Haltet Euch also bereit, sobald die Trommeln u Trompeten den Aufbruch der Garnison verkündigen."

„Das Seil . . ."

„Das Seil? . . . hier ist es. Es würde eine dr mal stärkere Last als die unsrige tragen, und was sei Länge betrifft, so habe ich sie gemessen, indem ich ei bleierne Kugel am Ende eines Fadens in die Schlu fallen ließ. Ihr werdet muthig und stark sein, Aissa!

„Als ob ich zum Hochzeitfeste mit meinem Rit ginge," antwortete das Mädchen freudetrunken.

---

## Achtundsiebzigstes Kapitel.

### Der Kopf und die Faust.

Die Nacht brach über Montiel herein, eine düste kalte Nacht, welche in ein feuchtes Todtentuch die Fr men und die Farben hüllte.

Um halb neun Uhr gab ein Trompeter das Sign und man sah Fackeln prozessionsartig den abschüssig felsigen Weg herabkommen, der nach dem Hauptth ausmündete.

Die Soldaten, die Officiere kamen einer um d andern, bezeigten ihre Unterwerfung und wurden wo wollend vom Connetable und den christlichen Kapitän

ıufgenommen, welche bei der Verschanzung stehend den Abgang der Menschen und des Gepäckes überwachten.

Plötzlich kam Musaron eine Idee, er näherte sich einem Herrn und sagte ihm in's Ohr:

„Der verfluchte Maure hat Schätze; er ist im Stand, sie in einen Abgrund zu werfen, damit wir keinen Nutzen davon haben. Ich will die Runde um den Platz machen, ich, der ich in der Nacht hell sehe, wie die Katzen, und kein großes Vergnügen daran finde, diese gefangenen spanischen Lumpenkerle vorüberziehen zu lassen."

„Gehe," sagte Agenor; „es gibt einen Schatz, den Rothril nicht in den Abgrund werfen wird, und der der kostbarste Schatz für mich ist! Auf ihn laure ich an diesem Thor, und ich nehme ihn, sobald er sich zeigt."

„Ei! ei!" machte Musaron mit einer Miene finsteren Zweifels, schlich sich in das Heidekraut des Grabens und verschwand.

Die Soldaten defilirten immer noch, die Reiterei kam hernach; zweihundert Pferde brauchten eine lange Zeit, um eines nach dem andern auf einem Wege, wie der von Montiel, hinabzusteigen.

Die Ungeduld verzehrte das Herz von Mauleon. Eine unselige Ahnung durchzuckte seinen Geist wie ein glühendes Eisen.

„Ich Narr, der ich bin," sagte er zu sich selbst; „Rothril hat mein Wort; er weiß, daß ihm das Leben gesichert ist; er weiß, daß das geringste Unglück, das diesem Mädchen widerführe, ihn den furchtbarsten Qualen aussetzen würde. Dann muß Aissa, welche wohl mein Banner erblickt hat, ihre Maßregeln getroffen haben . . . sie wird erscheinen . . . ich werde sie sogleich sehen . . . ich war ein Narr . . ."

Plötzlich legte sich die Hand von Musaron auf seine Schulter.

„Gnädiger Herr," sagte er leise, „kommt geschwinde."

„Was gibt es denn? wie aufgeregt Du bist!"

„Gnädiger Herr, kommt in des Himmels Namen. Was ich vorhergesehen hatte, geschieht. Der Maure räumt durch ein Fenster aus."

„Ei! was ist mir daran gelegen?"

„Ich befürchte, es ist Euch viel daran gelegen. Die Gegenstände, die man herabläßt, sehen mir gerade aus, als wären es lebendige Gegenstände."

„Man muß Lärmen machen."

„Hütet Euch wohl! Der Maure, wenn er es ist, wird sich vertheidigen; er wird Jemand tödten; die Soldaten sind rohe Thiere und nicht verliebt, sie werden nichts schonen. Machen wir unsere Angelegenheiten selbst ab."

„Du bist verrückt, Musaron; Du machst, daß ich wegen ein paar elender Kisten den ersten Blick von Aissa verliere."

„Ich gehe allein," erwiederte Musaron ungeduldig; „wenn man mich tödtet, so ist es Eure Schuld."

Agenor antwortete nicht. Er trennte sich, als ob es ganz unabsichtlich geschehen würde, von der Gruppe der Kapitäne und erreichte die Verschanzung.

„Geschwinde, geschwinde," rief nun der Knappe; „suchen wir zu rechter Zeit an Ort und Stelle zu kommen."

Agenor verdoppelte seine Schritte. Doch nichts war schwieriger, als der Lauf durch die Lianen, die Brombeersträuche und das Gestrüppe.

„Seht Ihr!" sagte Musaron zu seinem Herrn, indem er auf eine weiße Form deutete, welche an der schwarzen Wand im Hintergrund der Schlucht herabglitt.

Agenor stieß einen Schrei aus.

„Bist Du es, Agenor?" fragte eine sanfte Stimme.

„Nun, gnädiger Herr, was sagt ihr?" versetzte Agenor.

„Oh!" rief Mauleon, „laufen wir geschwinde an den Rand der Schlucht; überrumpeln wir sie."

„Agenor!" wiederholte die Stimme von Aissa, welche

Rothril durch energische, aber leise Ermahnungen zum Schweigen zu bringen suchte.

„Legen wir uns in die Verkleidung nieder, gnädiger Herr; sprechen wir nicht, zeigen wir uns nicht."

„Aber sie entfliehen dorthin!"

„Oh! wir werden immerhin ein junges Mädchen wiedererwischen, besonders, wenn diesem Mädchen nichts lieber ist, als wiedererwischt zu werden. Legen wir uns nieder, lieber Herr, sage ich Euch."

Mothril hatte indessen gehorcht, wie der Tiger beim Austritt aus der Höhle horcht, wenn er seine Beute wischen den Zähnen fortschleppt.

Er hörte nichts mehr, faßte wieder Muth und kletterte mit behendem Schritt die Böschung des tiefen Grabens.

Mit einer Hand hielt und hob er Aissa, mit der andern klammerte er sich an den Bäumen und Wurzeln an.

Er erreichte den Rand und schöpfte Athem.

Da erhob sich Agenor und rief:

„Aissa! Aissa!"

„Ich wußte, er wäre es," erwiederte das Mädchen.

„Der Christ!" brüllte Mothril wüthend.

„Aber Agenor ist dort! gehen wir dorthin!" sagte Aissa, die sich von den Armen von Mothril loszumachen suchte, um zu ihrem Geliebten zu laufen.

Statt jeder Antwort umschloß sie Mothril immer fester und schleppte sie nach der Seite, wo er das Pferd von Don Pedro gesehen hatte.

Agenor lief, aber er stolperte bei jedem Schritt, und Mothril gewann Raum und näherte sich einem der Pferde.

„Hierher! hierher!" schrie Aissa unabläßig, „komm, Nauleon, komm!"

„Wenn Du ein Wort sagst, bist Du todt!" flüsterte ihr Mothril zu. „Willst Du mit Deinem einfältigen

Geschrei Jedermann hierher ziehen? Willst Du, daß Dein Geliebter uns nicht mehr auffinden kann?"

Aissa schwieg. Mothril fand das Pferd, faßte es bei der Mähne, schwang sich in den Sattel, warf das Mädchen vor sich und sprengte im Galopp davon. Es war das Pferd von einem der Officiere, die man mit Don Pedro gefangen genommen hatte.

Manleon hörte den Galopp des Pferdes und gab ein Gebrülle des Zorns von sich.

„Er flieht! er flieht! Aissa! Aissa! antworte!"

„Hier bin ich! hier bin ich!" antwortete die Maurin.

Und ihre Stimme verlor sich in dem dichten Schleier, den Mothril auf die Gefahr, sie zu ersticken, Aissa auf die Lippen drückte.

Agenor versuchte einen verzweifelten Lauf, er fiel athemlos, erschöpft auf die Kniee.

„Oh! Gott ist nicht gerecht," murmelte er.

„Herr! Herr! hier ist ein Pferd, Muth, ich halte es, kommt," rief Musaron.

Agenor sprang vor Freude, er fand seine Kräfte wieder, und sein Fuß stellte sich auf den Steigbügel, den ihm Musaron hielt.

Er schoß wie ein Pfeil auf der Spur von Mothril fort. Sein Pferd war der wunderbare Renner mit den feuerfarbigen Flecken, der nicht seines Gleichen in Andalusien hatte, so daß Agenor, den Raum verschlingend, sich Mothril näherte und Aissa zurief:

„Muth gefaßt! hier bin ich!"

Mothril bearbeitete mit dem Dolch die Seiten seines Pferdes, das vor Schmerz wieherte.

„Gib sie mir heraus! ich werde Dir nichts thun!" sagte Agenor zu dem Mauren. „Gib sie mir! Beim lebendigen Gott, ich lasse Dich fliehen."

Der Maure antwortete durch ein verächtliches Gelächter.

„Aissa! Aissa! schlüpfe aus seinen Armen, Aissa!"

Aissa keuchte und stieß ein Gebrülle der Verzweiflung unter der kräftigen Hand aus, die ihr den Mund zusammenpreßte.

Endlich fühlte Mothril auf seinem Rücken den brennenden Athem des Pferdes von Don Pedro. Agenor konnte das Kleid seiner Geliebten umfassen und es mit Gewalt an sich ziehen.

„Uebergib sie mir, oder ich tödte Dich!" rief er dem Saracenen zu.

„Laß sie los, Christ, oder Du bist des Todes."

Agenor umschlang mit der Faust das weiße, wollene Kleid und schwang sein Schwert über Mothril; dieser schlug mit einem schiefen Streich seines Dolches Agenor die linke Hand ab.

Diese Hand blieb an dem Stoff angeklammert, und Agenor gab einen so gräßlichen Schrei von sich, daß es Musaron in der Ferne hörte und vor Wuth brüllte.

Mothril glaubte, er könnte fliehen; aber Agenor war es nicht mehr, der verfolgte, es war das durch den Lauf erhitzte Roß; überdies hatte die Wuth die Kräfte des jungen Mannes verdoppelt; sein Schwert erhob sich abermals, und wenn Mothril sein Pferd nicht hätte einen Seitensprung machen lassen, so wäre es um ihn geschehen gewesen.

„Gib sie mir zurück, Saracene," rief Agenor mit geschwächter Stimme; „Du siehst wohl, daß ich Dich tödten werde; gib sie mir zurück, ich liebe sie."

„Und ich liebe sie auch!" erwiederte der Maure, sein Pferd auf's Neue stachelnd.

Eine Stimme, die von Musaron, durchdrang die Finsterniß. Der redliche Knappe hatte das dritte Pferd gefunden; er war über Stock und Stein gejagt und kam seinem Herrn zu Hülfe.

„Muth, Herr! hier bin ich!" rief er.

Mothril wandte sich um und fühlte sich verloren.

„Du willst dieses Mädchen?" sagte er.

„Ja, ich will es und werde es bekommen."

„Wohl! so nimm es!“

Der Name Agenor, gefolgt von einem erstickten Röcheln, drang durch den Schleier, und etwas Schweres rollte zu den Füßen des Pferdes von Agenor mit den wogenden Falten der langen weißen Schärpe.

Mauleon sprang zu Boden, um zu ergreifen, was ihm Mothril überließ.... er kniete nieder, um den Schleier zu umfassen, der seine Geliebte verhüllte.

Doch sobald er gesehen hatte, blieb er ohnmächtig, leblos auf der Erde.

Als die Morgendämmerung ihren weißlichen Schimmer auf diese furchtbare Scene warf, hätte man den Ritter, bleich wie ein Gespenst, seine Lippen auf die bläulichen Lippen eines abgeschnittenen Kopfes, den ihm der Maure zugeworfen, drücken sehen können.

Drei Schritte davon weinte Musaron. Der treue Diener hatte Mittel gefunden, die Wunde seines Herrn während seiner langen Ohnmacht zu verbinden; er rettete ihn wider seinen Willen.

Dreißig Schritte weiter entfernt lag, die Schläfe durchbohrt von dem sicheren, tödtlichen Pfeil des braven Knappen und noch unter seinem Arm den verstümmelten Leichnam von Aïssa haltend, der Maure Mothril.

Selbst todt, lächelte er noch in seinem Triumph.

Zwei Pferde irrten im Grase umher.

---

## Epilog.

Der gute Ritter mit der eisernen Faust hatte sich getäuscht, als er eine Dauer von acht Tagen für die Erzählung seiner Thaten und unglücklichen Lebensereignisse bezeichnete. Er gehörte zu denjenigen, welche rasch

erzählen, weil er eine sichere und malerische Sprache hatte, und was sein Auditorium betrifft, so hatte sich nie ein verständigeres und empfänglicheres um einen leidenschaftlicheren Erzähler gefunden.

Man mußte Jeden der Anwesenden mit einer der Erzählung des Ritters entsprechenden Pantomime allen Gemüthsbewegungen folgen sehen, die er in seine zugleich kräftige und energische Sprache übersetzte.

Mit funkelnden oder feuchten Augen verschlang Jehan Froissard jedes Wort; es war, als stellte er sich die Landschaften, den Himmel und die Thaten ganz genau vor, und jede Sache spiegelte sich in seinem gescheiten Blick.

Messire Espaing bebte bei der Erzählung der Schlachten, als hörte er die Clarine Spaniens und die Hornschnecken der Mauren.

Allein in dem dunkelsten Winkel des Zimmers, beobachtete der Knappe des redenden Ritters Stillschweigen und Unbeweglichkeit.

Den Kopf auf die Brust geneigt, während so viele durch das glänzende Wort seines Herrn gefärbte Erinnerungen vorüberzogen, erhob er sich in Augenblicken, wenn man eine von seinen Heldenthaten erzählte, oder wenn sich der Ritter dergestalt belebte, daß ein Wiederaufbrechen des Schmerzes zu befürchten war.

Eilf Stunden, die langen Stunden der Nacht gingen so vorüber, oder entflogen vielmehr wie die Funken des Rebfeuers, das das Zimmer erwärmte, wie der Rauch der Lampe und der Wachskerzen, welcher über den Stirnen der Zuhörer wirbelte.

Gegen das Ende der Erzählung waren die Herzen tief beklommen und die Augen feucht.

Sichtbar erschüttert, stieß die Stimme des Ritters von Mauleon gleichsam jeden Satz ab und schraffirte jede Gemüthsbewegung, wie es der Pinselstrich des begeisterten Künstlers thut.

Musaron heftete einen sanften, schwermüthigen Blick

auf ihn, legte ihm mit jener Vertraulichkeit, welche mehr an den Diener als an den Freund erinnert, eine Hand auf die Schulter und sprach:

„Stille, gnädiger Herr; genug, genug nun!"

„Oh!" murmelte der Ritter, „diese Asche ist noch nicht erkaltet. Man brennt sich, wenn man sie aufrührt!"

Zwei schwere Thränen rollten über die Wangen des Chronikschreibers, Thränen des Mitleids und der Theilnahme ohne Zweifel, die aber ein schlimmer Geist, der Geist, der stets darauf bedacht ist, die beste Gesinnung der Chronikschreiber und Romandichter anzuschwärzen, seitdem der Freude, eine so schöne Erzählung durch den Helden des Abenteuers vernommen zu haben, zugeschrieben hat.

Als die Geschichte zu Ende war, beleuchtete schon die Sonne den First des Gasthauses und die Gipfel der grünen Waldungen.

Jehan Froissard konnte nun das Gesicht des Ritters sehen, und dieses Gesicht verdiente die ganze Aufmerksamkeit eines Mannes, der die Menschen studirt.

In die verständige, edle Stirne hatte das Nachsinnen oder vielmehr der Kummer eine tiefe Furche gegraben. Schon waren am Winkel der Augen jene auslaufenden Netze sichtbar, welche Fäden bestimmt, das Auge anzuziehen, als wollten sie es gewaltsam vor dem Tod schließen, zu sein scheinen.

Der Blick des Bastards forderte weder Beifall, noch Trost von seinen Zuhörern.

„Die rührende Geschichte!" sagte Froissard, „die schöne Malerei! die reiche Tugend!"

„Im Grabe, im Grabe dies Alles, Meister," erwiederte der Ritter, „dies Alles ist todt, todt. Dona Aissa, dieses geliebte Haupt ist nicht das einzige, das ich beweinen muß: nicht jede Liebe, nicht jede Freundschaft von mir hat dasselbe Feld gewählt, um sich zu begraben. Wenn dieser," sprach der Ritter,

indem er mit einem zärtlichen Blick seinen an den Rücken seines Stuhles angelehnten Knappen bezeichnete, „wenn dieser, der leider älter ist als ich, die Augen geschlossen hat, habe ich Niemand mehr auf Erden, und beim wahrhaftigen Gott! ich werde fortan Niemand mehr lieben; mein Herz ist todt, Sire Jehan Froissard, weil es in kurzer Zeit zu viel gelebt hat . . ."

„Aber, Gott sei Dank!" unterbrach ihn Musaron mit einer Anstrengung, um seine Stimme, welche die Erschütterung zusammengepreßt hatte, frei und freudig zu machen, „Gott sei Dank! ich befinde mich sehr wohl, mein Arm ist gut, mein Auge fest, ich sende einen Pfeil so fern als früher, und das Pferd ermüdet mich kaum."

„Herr Ritter," sprach Froissard, „Ihr erlaubt also meiner unwürdigen Feder, die schönen Thaten und die zarten Mißgeschicke, die ich aus Eurem Munde erfahren, aufzuzeichnen? Ihr erweist mir dadurch eine große Ehre, und es ist für mich eine süße und zugleich bittere Freude."

Mauleon verbeugte sich.

„Doch um der Liebe Jesu willen, guter Ritter," fuhr Froissard fort, „verzweifelt nicht. Ihr seid noch jung, Ihr seid schön, Ihr müßt von den Gütern dieser Erde haben, so viel als es für einen edlen Mann und ein edles Herz Bedürfniß ist. An Freunden fehlt es den braven Leuten nie."

Der Ritter schüttelte traurig den Kopf. Musaron machte eine Bewegung mit den Schultern, um die ihn der Stoiker Epiktet, oder der Zweifler Pyrrho beneidet hätte.

„Wenn man sich," fuhr Froissard fort, „wenn man sich im Heer durch seine Tapferkeit, im Rathe der Fürsten durch seine Weisheit ausgezeichnet hat, wenn man zugleich der Arm ist, der kräftig vollführt, und der Geist, der sicher entwirft, so wird man aufgesucht; man nähert sich dem Hofe nicht, ohne von seinen Gnadenbezeugungen überströmt zu werden; und Ihr, edler Herr

von Mauleon, habt zwei Höfe, welche Euch in Huld zugethan sind und sich um das Vergnügen, Euch reich und mächtig zu machen, streiten . . . Hat Spanien den Vortritt vor Frankreich erhalten? Habt Ihr die Grafschaft jenseits des Gebirgs der Baronie im Vaterlande vorgezogen?"

„Sire Froissard," erwiederte Mauleon mit großer Ruhe und mit einem schweren Seufzer, „es war eine tiefe Trauer, welche Frankreich am dreizehnten Juli dreizehnhundert und achtzig bedeckte! An diesem Tage hauchte sich eine Seele zum Herrn aus, und diese Seele war die edelste, die erhabenste, welche in dieser Welt erschienen. Ach! Sire Jehan Froissard, sie streifte meine Brust, als sie von hinnen zog, denn ich hielt den Kopf des tapferen Connetable knieend in meinen Armen, und dieser Kopf erstarrte auf meinem Schooß."

„Ach!" rief Froissard.

„Ach!" wiederholte Espaing, indem er sich frommer Weise bekreuzte, während Musaron die Stirne faltete, um sich nicht zu merklich bei dieser Erinnerung rühren zu lassen.

„Ja, Messire, als der Connetable Bertrand Duguesclin in Castelneuf de Randon gestorben, als er, der der Gott der Schlachten zu sein schien, todt und das Heer ohne Führer, ohne Oberhaupt war, da fühlte ich mich ohnmächtig werden: ich hatte viel von meinem Leben in das seinige gesetzt, ich hatte alle Fibern meines Herzens so mit ihm verbunden, daß sie mit seinem Herzen unauflöslich verkettet waren."

„Ihr hattet noch den König Karl den Weisen, Herr Ritter."

„Ich mußte seinen Tod in dem Augenblick beweinen, wo ich noch den des Connetable beweinte; von diesen zwei Schlägen erhob ich mich nicht mehr. Ich hing das Schwert und die Tartsche an den Balken meines Häuschens auf, das mir mein Oheim vermacht

hatte, und begrub hier vier Jahre meinen Schmerz und meiner Erinnerungen . . .

„Eine neue Regierung verjüngte indessen Frankreich, ich sah zuweilen freudige Ritter vorüberziehen und hörte die jungen Lieder der Minnesänger ertönen ... Oh! Messire, welche Schläge versetzten sie meinem Herzen, diese Troubadours, wenn sie über die Pyrenäen zogen und auf die so traurige Melodie der Romanze die spanischen Verse der auf Blanche von Bourbon und Don Federigo, den Großmeister, gemachten Ballade sangen:

El rey no me ha contado
Con las virgines, mi roz,
Castilla, di que te hize!"

„Wie! edler Herr, dies Alles brachte Euch nicht wieder in die Nähe des Hofes von Spanien, des Königs Enrique, der so glorreich regierte und Euch so sehr liebte?"

„Herr Chronikschreiber, der Augenblick kam, wo mein armer in Flammen stehender Kopf nur von Spanien träumte. Ich hatte von allen meinen früheren Thaten eine so verschleierte, so traurige Erinnerung behalten, daß ich sie den Folgen eines Traumes zuschreiben konnte. Mein Leben kam mir in der That von einem langen Schlaf durchschnitten vor, und ohne Musaron, der zuweilen zu mir sprach: „„Ja, gnädiger Herr, ja, wir haben Alles, was diese Leute singen, gesehen,"" ohne Musaron, sage ich, hätte ich an einen Zauber geglaubt.

„Jede Nacht träumte ich von Spanien; ich erblickte Toledo wieder und Montiel, die Grotte, wo wir Hasiz sterben sahen, und in der sich Caverley niedergesetzt. Ich sah Burgos und die Herrlichkeiten des Hofes; Soria! Soria! Herr, und die Entzückungen der Liebe. ... Mein Leben verzehrte sich in Wünschen, in Wider-

strebungen. Es war ein schlafartiger Zustand, es war Fieber.

„Eines Tages zogen die Trompeter blasend durch die Gegend. Es waren die Heerhaufen von Monseigneur Louis von Bourbon, der sich nach Spanien an den Hof von König Enrique begab, welcher im Krieg mit Portugal besiegt zu werden befürchtete und Frankreich zum Beistande aufgefordert hatte.

„Der Herzog von Bourbon hörte von einem Ritter sprechen, der in dem Lande Spanien gestritten habe und allerlei geheime Dinge von den Zügen der Compagnien wisse. Ich sah die Edelknechte und Ritter zu mir kommen, die meinen Hof füllten und meine Diener ungemein in Erstaunen setzten.

„Ich, ich stand am Fenster und hatte kaum Zeit, hinabzugehen, um dem Prinzen den Steigbügel zu halten. Da befragte mich dieser mit viel Artigkeit über meine Wunde und mein Abenteuer; er wollte den Tod von Don Pedro, meinen Kampf mit dem Mauren erzählen hören; doch ich verbarg ihm Alles, was Dona Aissa betraf.

„Ganz begeistert, bat mich der Herzog, flehte er mich an, ihn zu begleiten; ich befand mich in einem der Augenblicke der Entzückung, wo mir mein Leben wie ein Traum erschien, und dann wollte ich wissen, dann brannte ich vor Begierde, wiederzusehen. Die Trompeten berauschten mich überdies, und Musaron machte mir begehrliche Augen; er hielt schon seine Armbrust in der Hand.

„„Auf! Mauleon, auf!““ sprach der Prinz.

„„Gut, also, Monseigneur,““ antwortete ich; „„den König von Spanien wird es auch freuen, mich wiederzusehen.““

„Wir brachen auf, muß ich es sagen? beinahe freudig; ich sollte mich auf die Erde neigen, die mein Blut und das meiner Vielgeliebten getrunken hatte ... Oh! edle Herren, es ist etwas Schönes um die Erin-

nerung; viele Leute wissen nur einmal zu leben; mit großer Mühe fangen Andere immer wieder die Tage an, die sie schon verloren haben.

„Vierzehn Tage nach dem Aufbruch waren wir in Burgos und nach vierzehn weiteren Tagen in Segovia mit dem Hof.

„Ich sah den König Enrique wieder, der sehr gealtert hatte, aber immer noch gerade und majestätisch war. Ich wußte nicht, wie ich mir den geheimen Widerwillen erklären sollte, der mich von ihm entfernte, von ihm, den ich so sehr geliebt, in einer Zeit, wo die Tugend mit dem goldenen Glauben mich ihn als edel und unglücklich, das heißt, als vollkommen betrachten ließ ... Als ich ihn wiederfand, las ich die Grausamkeit, die Falschheit in seinem Gesicht.

„„Ach!" sagte ich zu mir selbst, „es ist also die Krone, was das Antlitz und die Seele verändert."

„Es war nicht die Krone, was Enrique verändert hatte, es war mein Gesicht, das unter dem Schatten der Krone zu lesen wußte! Das Erste, was der König dem Herzog in Segovia im Thurm zeigte, war ein eiserner Käfig, in welchem die Söhne von Don Pedro und Maria Padilla eingeschlossen waren ... Unglückliche, welche, bleich und ausgehungert, in dem engen Raum ihres Gitters heranwuchsen, beständig bedroht von dem Spieße einer Schildwache, stets verletzt durch das wilde Lächeln eines Gefangenwärters oder eines Besuches.

„Das eine von diesen Kindern, meine edlen Herren, glich wie ein getreues Portrait seinem unglücklichen Vater. Es heftete Blicke auf mich, die mein Herz durchbohrten, als ob die Seele von Don Pedro sich in diesen Leib geflüchtet hätte, und Alles wissend, mir seinen Tod und das Unglück seines Geschlechtes stillschweigend zum Vorwurf gemacht hätte.

„Dieses Kind, oder vielmehr dieser junge Mann, wußte jedoch nichts von mir und kannte mich nicht; er

„Wohl! so nimm es!“

Der Name Agenor, gefolgt von einem erstickten Röcheln, drang durch den Schleier, und etwas Schweres rollte zu den Füßen des Pferdes von Agenor mit den wogenden Falten der langen weißen Schärpe.

Mauleon sprang zu Boden, um zu ergreifen, was ihm Mothril überließ.... er kniete nieder, um den Schleier zu umfassen, der seine Geliebte verhüllte.

Doch sobald er gesehen hatte, blieb er ohnmächtig, leblos auf der Erde.

Als die Morgendämmerung ihren weißlichen Schimmer auf diese furchtbare Scene warf, hätte man den Ritter, bleich wie ein Gespenst, seine Lippen auf die bläulichen Lippen eines abgeschnittenen Kopfes, den ihm der Maure zugeworfen, drücken sehen können.

Drei Schritte davon weinte Musaron. Der treue Diener hatte Mittel gefunden, die Wunde seines Herrn während seiner langen Ohnmacht zu verbinden; er rettete ihn wider seinen Willen.

Dreißig Schritte weiter entfernt lag, die Schläfe durchbohrt von dem sicheren, tödtlichen Pfeil des braven Knappen und noch unter seinem Arm den verstümmelten Leichnam von Aissa haltend, der Maure Mothril.

Selbst todt, lächelte er noch in seinem Triumph.

Zwei Pferde irrten im Grase umher.

---

## Epilog.

Der gute Ritter mit der eisernen Faust hatte sich getäuscht, als er eine Dauer von acht Tagen für die Erzählung seiner Thaten und unglücklichen Lebensereignisse bezeichnete. Er gehörte zu denjenigen, welche rasch

erzählen, weil er eine sichere und malerische Sprache hatte, und was sein Auditorium betrifft, so hatte sich nie ein verständigeres und empfänglicheres um einen leidenschaftlicheren Erzähler gefunden.

Man mußte Jeden der Anwesenden mit einer der Erzählung des Ritters entsprechenden Pantomime allen Gemüthsbewegungen folgen sehen, die er in seine zugleich kräftige und energische Sprache übersetzte.

Mit funkelnden oder feuchten Augen verschlang Jehan Froissard jedes Wort; es war, als stellte er sich die Landschaften, den Himmel und die Thaten ganz genau vor, und jede Sache spiegelte sich in seinem gescheiten Blick.

Messire Espaing bebte bei der Erzählung der Schlachten, als hörte er die Clarine Spaniens und die Hornschnecken der Mauren.

Allein in dem dunkelsten Winkel des Zimmers, beobachtete der Knappe des redenden Ritters Stillschweigen und Unbeweglichkeit.

Den Kopf auf die Brust geneigt, während so viele durch das glänzende Wort seines Herrn gefärbte Erinnerungen vorüberzogen, erhob er sich in Augenblicken, wenn man eine von seinen Heldenthaten erzählte, oder wenn sich der Ritter dergestalt belebte, daß ein Wiederaufbrechen des Schmerzes zu befürchten war.

Eilf Stunden, die langen Stunden der Nacht gingen so vorüber, oder entflogen vielmehr wie die Funken des Rebfeuers, das das Zimmer erwärmte, wie der Rauch der Lampe und der Wachskerzen, welcher über den Stirnen der Zuhörer wirbelte.

Gegen das Ende der Erzählung waren die Herzen tief beklommen und die Augen feucht.

Sichtbar erschüttert, stieß die Stimme des Ritters von Mauleon gleichsam jeden Satz ab und schraffirte jede Gemüthsbewegung, wie es der Pinselstrich des begeisterten Künstlers thut.

Musaron heftete einen sanften, schwermüthigen Blick

auf ihn, legte ihm mit jener Vertraulichkeit, welche mehr an den Diener als an den Freund erinnert, eine Hand auf die Schulter und sprach:

„Stille, gnädiger Herr; genug, genug nun!"

„Oh!" murmelte der Ritter, „diese Asche ist noch nicht erkaltet. Man brennt sich, wenn man sie aufrührt!"

Zwei schwere Thränen rollten über die Wangen des Chronikschreibers, Thränen des Mitleids und der Theilnahme ohne Zweifel, die aber ein schlimmer Geist, der Geist, der stets darauf bedacht ist, die beste Gesinnung der Chronikschreiber und Romandichter anzuschwärzen, seitdem der Freude, eine so schöne Erzählung durch den Helden des Abenteuers vernommen zu haben, zugeschrieben hat.

Als die Geschichte zu Ende war, beleuchtete schon die Sonne den First des Gasthauses und die Gipfel der grünen Waldungen.

Jehan Froissard konnte nun das Gesicht des Ritters sehen, und dieses Gesicht verdiente die ganze Aufmerksamkeit eines Mannes, der die Menschen studirt.

In die verständige, edle Stirne hatte das Nachsinnen oder vielmehr der Kummer eine tiefe Furche gegraben. Schon waren am Winkel der Augen jene auslaufenden Netze sichtbar, welche Fäden bestimmt, das Auge anzuziehen, als wollten sie es gewaltsam vor dem Tod schließen, zu sein scheinen.

Der Blick des Bastards forderte weder Beifall, noch Trost von seinen Zuhörern.

„Die rührende Geschichte!" sagte Froissard, „die schöne Malerei! die reiche Tugend!"

„Im Grabe, im Grabe dies Alles, Meister," erwiederte der Ritter, „dies Alles ist todt, todt. Dona Aissa, dieses geliebte Haupt ist nicht das einzige, das ich beweinen muß: nicht jede Liebe, nicht jede Freundschaft von mir hat dasselbe Feld gewählt, um sich zu begraben. Wenn dieser," sprach der Ritter,

indem er mit einem zärtlichen Blick seinen an den Rücken seines Stuhles angelehnten Knappen bezeichnete, „wenn dieser, der leider älter ist als ich, die Augen geschlossen hat, habe ich Niemand mehr auf Erden, und beim wahrhaftigen Gott! ich werde fortan Niemand mehr lieben; mein Herz ist todt, Sire Jehan Froissard, weil es in kurzer Zeit zu viel gelebt hat . . ."

„Aber, Gott sei Dank!" unterbrach ihn Musaron mit einer Anstrengung, um seine Stimme, welche die Erschütterung zusammengepreßt hatte, frei und freudig zu machen, „Gott sei Dank! ich befinde mich sehr wohl, mein Arm ist gut, mein Auge fest, ich sende einen Pfeil so fern als früher, und das Pferd ermüdet mich kaum."

„Herr Ritter," sprach Froissard, „Ihr erlaubt also meiner unwürdigen Feder, die schönen Thaten und die zarten Mißgeschicke, die ich aus Eurem Munde erfahren, aufzuzeichnen? Ihr erweist mir dadurch eine große Ehre, und es ist für mich eine süße und zugleich bittere Freude."

Mauleon verbeugte sich.

„Doch um der Liebe Jesu willen, guter Ritter," fuhr Froissard fort, „verzweifelt nicht. Ihr seid noch jung, Ihr seid schön, Ihr müßt von den Gütern dieser Erde haben, so viel als es für einen edlen Mann und ein edles Herz Bedürfniß ist. An Freunden fehlt es den braven Leuten nie."

Der Ritter schüttelte traurig den Kopf. Musaron machte eine Bewegung mit den Schultern, um die ihn der Stoiker Epiktet, oder der Zweifler Pyrrho beneidet hätte.

„Wenn man sich," fuhr Froissard fort, „wenn man sich im Heer durch seine Tapferkeit, im Rathe der Fürsten durch seine Weisheit ausgezeichnet hat, wenn man zugleich der Arm ist, der kräftig vollführt, und der Geist, der sicher entwirft, so wird man aufgesucht; man nähert sich dem Hofe nicht, ohne von seinen Gnadenbezeugungen überströmt zu werden; und Ihr, edler Herr

von Mauleon, habt zwei Höfe, welche Euch in Huld zugethan sind und sich um das Vergnügen, Euch reich und mächtig zu machen, streiten . . . Hat Spanien den Vortritt vor Frankreich erhalten? Habt Ihr die Grafschaft jenseits des Gebirgs der Baronie im Vaterlande vorgezogen?"

„Sire Froissard," erwiederte Mauleon mit großer Ruhe und mit einem schweren Seufzer, „es war eine tiefe Trauer, welche Frankreich am dreizehnten Juli dreizehnhundert und achtzig bedeckte! An diesem Tage hauchte sich eine Seele zum Herrn aus, und diese Seele war die edelste, die erhabenste, welche in dieser Welt erschienen. Ach! Sire Jehan Froissard, sie streifte meine Brust, als sie von hinnen zog, denn ich hielt den Kopf des tapferen Connetable knieend in meinen Armen, und dieser Kopf erstarrte auf meinem Schooß."

„Ach!" rief Froissard.

„Ach!" wiederholte Espaing, indem er sich frommer Weise bekreuzte, während Musaron die Stirne faltete, um sich nicht zu merklich bei dieser Erinnerung rühren zu lassen.

„Ja, Messire, als der Connetable Bertrand Duguesclin in Castelneuf de Randon gestorben, als er, der der Gott der Schlachten zu sein schien, todt und das Heer ohne Führer, ohne Oberhaupt war, da fühlte ich mich ohnmächtig werden: ich hatte viel von meinem Leben in das seinige gesetzt, ich hatte alle Fibern meines Herzens so mit ihm verbunden, daß sie mit seinem Herzen unauflöslich verkettet waren."

„Ihr hattet noch den König Karl den Weisen, Herr Ritter."

„Ich mußte seinen Tod in dem Augenblick beweinen, wo ich noch den des Connetable beweinte; von diesen zwei Schlägen erhob ich mich nicht mehr. Ich hing das Schwert und die Tartsche an den Balken meines Häuschens auf, das mir mein Oheim vermacht

hatte, und begrub hier vier Jahre meinen Schmerz und meiner Erinnerungen . . .

„Eine neue Regierung verjüngte indessen Frankreich, ich sah zuweilen freudige Ritter vorüberziehen und hörte die jungen Lieder der Minnesänger ertönen ... Oh! Messire, welche Schläge versetzten sie meinem Herzen, diese Troubadours, wenn sie über die Pyrenäen zogen und auf die so traurige Melodie der Romanze die spanischen Verse der auf Blanche von Bourbon und Don Federigo, den Großmeister, gemachten Ballade sangen:

El rey no me ha contado
Con las virgines, mi roz,
Castilla, di que te hize!"

„Wie! edler Herr, dies Alles brachte Euch nicht wieder in die Nähe des Hofes von Spanien, des Königs Enrique, der so glorreich regierte und Euch so sehr liebte?"

„Herr Chronikschreiber, der Augenblick kam, wo mein armer in Flammen stehender Kopf nur von Spanien träumte. Ich hatte von allen meinen früheren Thaten eine so verschleierte, so traurige Erinnerung behalten, daß ich sie den Folgen eines Traumes zuschreiben konnte. Mein Leben kam mir in der That von einem langen Schlaf durchschnitten vor, und ohne Musaron, der zuweilen zu mir sprach: „„Ja, gnädiger Herr, ja, wir haben Alles, was diese Leute singen, gesehen,"" ohne Musaron, sage ich, hätte ich an einen Zauber geglaubt.

„Jede Nacht träumte ich von Spanien; ich erblickte Toledo wieder und Montiel, die Grotte, wo wir Hafiz sterben sahen, und in der sich Caverley niedergesetzt. Ich sah Burgos und die Herrlichkeiten des Hofes; Soria! Soria! Herr, und die Entzückungen der Liebe. ... Mein Leben verzehrte sich in Wünschen, in Wider-

strebungen. Es war ein schlafartiger Zustand, es war Fieber.

„Eines Tages zogen die Trompeter blasend durch die Gegend. Es waren die Heerhaufen von Monseigneur Louis von Bourbon, der sich nach Spanien an den Hof von König Enrique begab, welcher im Krieg mit Portugal besiegt zu werden befürchtete und Frankreich zum Beistande aufgefordert hatte.

„Der Herzog von Bourbon hörte von einem Ritter sprechen, der in dem Lande Spanien gestritten habe und allerlei geheime Dinge von den Zügen der Compagnien wisse. Ich sah die Edelknechte und Ritter zu mir kommen, die meinen Hof füllten und meine Diener ungemein in Erstaunen setzten.

„Ich, ich stand am Fenster und hatte kaum Zeit, hinabzugehen, um dem Prinzen den Steigbügel zu halten. Da befragte mich dieser mit viel Artigkeit über meine Wunde und mein Abenteuer; er wollte den Tod von Don Pedro, meinen Kampf mit dem Mauren erzählen hören; doch ich verbarg ihm Alles, was Dona Aissa betraf.

„Ganz begeistert, bat mich der Herzog, flehte er mich an, ihn zu begleiten; ich befand mich in einem der Augenblicke der Entzückung, wo mir mein Leben wie ein Traum erschien, und dann wollte ich wissen, dann brannte ich vor Begierde, wiederzusehen. Die Trompeten berauschten mich überdies, und Musaron machte mir begehrliche Augen; er hielt schon seine Armbrust in der Hand.

„„Auf! Mauleon, auf!““ sprach der Prinz.

„„Gut, also, Monseigneur,““ antwortete ich; „„den König von Spanien wird es auch freuen, mich wiederzusehen.““

„Wir brachen auf, muß ich es sagen? beinahe freudig; ich sollte mich auf die Erde neigen, die mein Blut und das meiner Vielgeliebten getrunken hatte ... Oh! edle Herren, es ist etwas Schönes um die Erin-

nerung; viele Leute wissen nur einmal zu leben; mit großer Mühe fangen Andere immer wieder die Tage an, die sie schon verloren haben.

„Vierzehn Tage nach dem Aufbruch waren wir in Burgos und nach vierzehn weiteren Tagen in Segovia mit dem Hof.

„Ich sah den König Enrique wieder, der sehr gealtert hatte, aber immer noch gerade und majestätisch war. Ich wußte nicht, wie ich mir den geheimen Widerwillen erklären sollte, der mich von ihm entfernte, von ihm, den ich so sehr geliebt, in einer Zeit, wo die Tugend mit dem goldenen Glauben mich ihn als edel und unglücklich, das heißt, als vollkommen betrachten ließ ... Als ich ihn wiederfand, las ich die Grausamkeit, die Falschheit in seinem Gesicht.

„„Ach!“ sagte ich zu mir selbst, „es ist also die Krone, was das Antlitz und die Seele verändert.“

„Es war nicht die Krone, was Enrique verändert hatte, es war mein Gesicht, das unter dem Schatten der Krone zu lesen wußte! Das Erste, was der König dem Herzog in Segovia im Thurm zeigte, war ein eiserner Käfig, in welchem die Söhne von Don Pedro und Maria Padilla eingeschlossen waren ... Unglückliche, welche, bleich und ausgehungert, in dem engen Raum ihres Gitters heranwuchsen, beständig bedroht von dem Spieße einer Schildwache, stets verletzt durch das wilde Lächeln eines Gefangenwärters oder eines Besuches.

„Das eine von diesen Kindern, meine edlen Herren, glich wie ein getreues Portrait seinem unglücklichen Vater. Es heftete Blicke auf mich, die mein Herz durchbohrten, als ob die Seele von Don Pedro sich in diesen Leib geflüchtet hätte, und Alles wissend, mir seinen Tod und das Unglück seines Geschlechtes stillschweigend zum Vorwurf gemacht hätte.

„Dieses Kind, oder vielmehr dieser junge Mann, wußte jedoch nichts von mir und kannte mich nicht; er

schaute mich ohne Zweck, ohne Absicht an, aber mein Gewissen sprach eben so viel, als das von Enrique wenig sprach.

„Dieser Fürst nahm den Herzog von Bourbon in der That bei der Hand, führte ihn zu dem Käfig und sagte:

„„Das sind die Kinder desjenigen, welcher Eure Schwester tödten ließ. Wollt Ihr sie auch sterben lassen, so gebe ich sie Euch preis.““

„Worauf der Herzog antwortete:

„„Sire, die Kinder sind nicht schuldig an den Verbrechen der Eltern.““

„Ich sah den König die Stirne falten und Befehl geben, daß man den Käfig wieder schließe.

„Gern hätte ich den braven Herrn Herzog umarmt. Als Monseigneur mich nach dem Spaziergang dem König vorstellen wollte, der mich mit großer Aufmerksamkeit angeschaut hatte, erwiederte ich auch:

„„Nein, nein, ich wäre nicht im Stande, mit ihm zu sprechen.““

„Aber der König hatte mich erkannt. Er ging vor dem ganzen Hofe auf mich zu, begrüßte mich bei meinem Namen, was mich unter allen andern Umständen vor Freude und Stolz weinen gemacht hätte, und sagte:

„„Herr Ritter, ich habe ein Versprechen gegen Euch zu erfüllen; erinnert mich daran.““

„„Nein, nein, Sire,““ stammelte ich, „„ich weiß nichts davon.““

„„So werde ich morgen für Euch sprechen,“ erwiederte der König mit einem freundlichen Lächeln, das mich seinen grausamen Blick gegen die gefangenen Kinder nicht vergessen ließ.

„Doch ich wartete diesen morgigen Tag nicht ab. Mit der Erlaubniß des Herzogs brach ich auf der Stelle nach Frankreich auf, und verweilte in Spanien

ır noch eine Viertelſtunde, um mein Gebet auf dem
rabe von Aiſſa beim Schloß Montiel zu ſprechen.

„Arm ſind wir ausgezogen, der brave Muſaron
nd ich; arm ſind wir heimgekehrt, während Andere
ich zurückgekommen wären. Das iſt das Ende der
eſchichte, Herr Chronikſchreiber. Fügt dem bei, daß
h geduldig den Tod erwarte, denn er muß mich mit
einen Freunden wiedervereinigen.

„Ich habe ſo eben meine alljährliche Pilgerfahrt nach
em Grabe meines Oheims gemacht und kehre nach
einem Hauſe zurück. Kommt Ihr dort vorüber, meine
erren, ſo werdet Ihr wohl aufgenommen ſein und
ir eine Ehre erweiſen .... Es iſt ein kleines Caſtell
on Backſtein und Kieſeln gebaut: es hat zwei Thürme
nd ein Wald beherrſcht es. Jeder in der Gegend
ird es Euch bezeichnen.“

Nachdem Agenor von Mauleon ſo geſprochen, grüßte
r höflich Jehan Froiſſard und Eſpaing, verlangte ſein
Pferd und ſchlug langſam, ruhig wieder den Weg nach
einem Hauſe ein, gefolgt von Muſaron, der die Rech-
ung bezahlt hatte.

„Ah!“ ſprach Eſpaing, während er ihn wegreiten
ah, „welche herrliche Gelegenheit hatten dieſe Männer
icht! Die ſchöne Zeit! die edlen Herzen! . . .“

„Ich werde acht Tage brauchen, um dies Alles
iederzuſchreiben,“ ſagte Froiſſard zu ſich ſelbſt; „der
ute Ritter hatte Recht . . . und dann, werde ich es
uch ſo gut ſchreiben, als er es erzählt hat?“

Einige Zeit nachher ſtarben die zwei Kinder von
Don Pedro und Maria Padilla, ſchön wie ihre Mut-
er und ſtolz wie ihr Vater, in dem Käfig von Se-
govia. Enrique von Transtamare regierte indeſſen
glücklich und gründete eine Dynaſtie.

Ende.